

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 3

3. Jahrgang 2011

ISSN 1868-7245

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft****Gender und Care**

| | | |
|--|---------|---|
| Birgit Riegraf, Sigrid Metz-Göckel, Hildegard Theobald | Vorwort | 7 |
|--|---------|---|

Schwerpunkt

| | | |
|---------------------------------|--|----|
| Regina Becker- Schmidt | „Verwaorloste Fürsorge“ – ein Krisenherd gesellschaftlicher Reproduktion. Zivilisations- kritische Anmerkungen zur ökonomischen, sozialstaatlichen und sozialkulturellen Ver- nachlässigung von Praxen im Feld „care work“ | 9 |
| Sabine Beckmann | Intersektionale Perspektiven auf Care in Frankreich – methodologische Überlegungen zu migrantischer Sorgearbeit in der feministischen Wohlfahrtsstaatsforschung | 24 |
| Margrit Brückner | Gestaltung von Care-Prozessen in individuel- len Care-Netzen zwischen privaten Unter- stützungen, sozialen Dienstleistungen und sozialstaatlicher Versorgung | 39 |
| Claudia Zerle, Barbara Keddi | „Doing care“ im Alltag Vollzeit erwerbstätiger Mütter und Väter. Aktuelle Befunde aus AID:A | 55 |
| Karin Flaake | Gender, Care und veränderte Arbeitsteilungen in Familien – geteilte Elternschaft und Wand- lungen in familialen Geschlechterverhältnissen | 73 |

Offener Teil

| | | |
|--------------------|---|-----|
| Christine Bauhardt | Gesellschaftliche Naturverhältnisse von der Ma- terialität aus denken. Feministische Ökonomik, Queer Ecologies und das Konzept Ressourcen- politik | 89 |
| Robert Baar | Gefangen in den eigenen Männlichkeitskonstruk- tionen: Professionsverständnis und berufliche Handlungspraxis männlicher Grundschullehrer | 104 |

Aus Forschung, Politik & Praxis

| | | |
|--|--|-----|
| Jürgen Budde, Katharina Debus, Stefanie Krüger | „Ich denk nicht, dass meine Jungs einen typischen Mädchenberuf ergreifen würden.“ Intersektionale Perspektiven auf Fremd- und Selbstrepräsentationen von Jungen in der Jungenarbeit | 119 |
| Elke Wiechmann, Lars Holtkamp | Politische Repräsentanz von Frauen in der Kommunalpolitik | 128 |
| Beate Blättner, Anna Grundel | Geschlechtergerechte Chancen auf staatlichen Ausgleich? Eine Aktenanalyse von Anträgen auf Opferentschädigung | 138 |

Tagungsberichte

| | | |
|--|---|-----|
| Eva Katharina Sarter | „La maternité à l'épreuve du genre. Métamorphoses et permanences de la maternité dans l'aire méditerranéenne“. Tagung vom 13.–14.1.2011 in Aix-en-Provence | 148 |
| Katharina Knüttel, Milena Prekodravac | Migration – Mobilität – Geschlecht. Tagung der Freiburger GeschlechterStudien (FGS) und des Zentrums für Anthropologie und Gender Studies (ZAG). 16.-19. Februar 2011 in Freiburg | 154 |

Rezensionen

| | | |
|---------------------------|---|-----|
| Lisa Yashodhara Haller | Jörg Nowak, 2009: Geschlechterpolitik und Klassenherrschaft. Eine Integration marxistischer und feministischer Staatstheorien | 160 |
| Martin Seeliger | Brigitte Aulenbacher et al., 2010: Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung | 162 |
| Elke Gramespacher | Constance Engelfried et al. (Hrsg.), 2010: Gendered Profession. Soziale Arbeit vor neuen Herausforderungen in der zweiten Moderne | 165 |
| Anke Lipinsky | Elisabeth Maurer, 2010: Fragile Freundschaften. Networking und Gender in der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung | 167 |

GENDER**Journal for Gender,
Culture and Society****Gender and Care**

| | | |
|--|--------------|---|
| Birgit Riegraf, Sigrid Metz-Göckel, Hildegard Theobald | Introduction | 7 |
|--|--------------|---|

Essays

| | | |
|---------------------------------|--|----|
| Regina Becker- Schmidt | „Abandoned Care“ – Distortions in Social Re- production. Critical comments on the econo- mic, political and cultural disinterest in care work practices | 9 |
| Sabine Beckmann | Intersectional Perspective on Care in France – A Methodological Consideration on Migrant’s Care Work in Feminist Welfare State Research | 24 |
| Margrit Brückner | Organising care in individual care networks based on private support, social services and the welfare state | 39 |
| Claudia Zerle, Barbara Keddi | How full-time working mothers and fathers organize care. Findings from AID:A, a recent survey in Germany | 55 |
| Karin Flaake | Gender, Care and Changes in the Division of Fa- mily Work – Shared parenthood and changing gender relations in families | 73 |

Essays: Open Part

| | | |
|--------------------|---|-----|
| Christine Bauhardt | Considering human-natural relationships from a material(ist) perspective. Feminist economics, queer ecologies and the concept of resource politics | 89 |
| Robert Baar | Trapped in their Constructions of Masculinity: Professional identity and professional practice of male primary school teachers | 104 |

From Research, Politic & Practice

| | | |
|--|---|-----|
| Jürgen Budde, Katharina Debus, Stefanie Krüger | "I don't think my boys would choose a typical female career path." Intersectional perspectives on boys' self-images and their perception by pedagogic professionals | 119 |
| Elke Wiechmann, Lars Holtkamp | Women's Political Representation in Local Politics | 128 |
| Beate Blättner, Anna Grundel | Equal chances for men and women to receive state compensation? An analysis of claims filed for victim's compensation | 138 |

Conference Proceedings

| | | |
|--|---|-----|
| Eva Katharina Sarter | Maternity in a Gender Perspective. Metamorphosis and Permanence of Maternity in the Mediterranean. Conference in Aix-en-Provence, January 13 and 14, 2011 | 148 |
| Katharina Knüttel, Milena Prekodravac | Migration – Mobility – Gender. Freiburg GenderStudies' Conference on February 16–18 | 154 |

Book Reviews

| | | |
|---------------------------|---|-----|
| Lisa Yashodhara Haller | Jörg Nowak, 2009: Geschlechterpolitik und Klassenherrschaft. Eine Integration marxistischer und feministischer Staatstheorien | 160 |
| Martin Seeliger | Brigitte Aulenbacher et al., 2010: Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung | 162 |
| Elke Gramespacher | Constance Engelfried et al. (Hrsg.), 2010: Gendered Profession. Soziale Arbeit vor neuen Herausforderungen in der zweiten Moderne | 165 |
| Anke Lipinsky | Elisabeth Maurer, 2010: Fragile Freundschaften. Networking und Gender in der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung | 167 |

Neudefinition von privater und öffentlicher Care-Versorgung – festgefügte Geschlechterbeziehungen?

Birgit Riegraf, Sigrid Metz-Göckel, Hildegard Theobald

Das Zusammenspiel vielfältiger gesellschaftlicher Veränderungen, wie der Rückgang von Mehrgenerationenhaushalten und familialen Netzwerken oder der demografische Wandel, führen gegenwärtig in einer Reihe von Ländern zu einem Anstieg des Bedarfs an Fürsorgearbeiten, sowohl für Kinder als auch für ältere, pflegebedürftige Familienmitglieder. Zeitgleich kommt es im Prozess des Umbaus der Wohlfahrtsstaaten in einigen Bereichen zu einem völligen Rückbau von öffentlicher Care-Versorgung, in anderen Bereichen werden die Anteile an „öffentlichen“, „halb staatlichen“ und „privaten“ Leistungen neu zugeschnitten. Zudem führen veränderte Formen des Zusammenlebens zwischen den Geschlechtern im sogenannten privaten Bereich (vgl. Behnke/Meuser 2003) dazu, dass neue Anforderungen an öffentliche Systeme – Wohlfahrtsstaat oder Arbeitsorganisation – beziehungsweise private Unterstützungsformen wie Partnerschaft, Familie oder Delegation von Tätigkeiten im privaten Kontext gestellt werden. Vor allem in den Ländern, die bislang im Rahmen des „konservativen Wohlfahrtsstaatsregimes“ (Esping-Andersen 1990, 1999) in besonderem Maß auf Care-Leistungen in der Familie setzten wie beispielsweise Deutschland, wird eine Neuorientierung nötig, da die Fürsorgeleistungen nicht mehr ohne Weiteres in der klassischen Arbeitsteilung im Rahmen des traditionellen Hausfrauenmodells erbracht werden (vgl. Riegraf/Kuhlmann/Theobald 2009). Mit dieser Neuorientierung treten nicht zuletzt Fragen nach den Arbeitsteilungen in den Geschlechterbeziehungen, den ihnen zugrunde liegenden Wertvorstellungen und nach einer gesellschaftlich gerechten Neuverteilung der Fürsorgearbeiten im Geschlechterverhältnis verschärft auf die Tagesordnung.

Der Herausforderung der von Regina Becker-Schmidt konstatierten „Reproduktionskrise“ (in diesem Heft) stellen sich die Länder je nach den politischen und staatlichen institutionellen Arrangements, den jeweils zugrunde liegenden Vorstellungen von gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen und verschiedenen Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepten in unterschiedlicher Weise. Während die Reorganisation von Care insbesondere in konservativen Wohlfahrtsstaatsmodellen mit einer starken Familienorientierung dazu führt, dass die umfassende pflegerische Versorgung – die sogenannte 24-Stunden-Pflege – im Rahmen der Familien zunehmend an Migrantinnen aus Osteuropa oder aus außereuropäischen Ländern delegiert wird, was sich unter bestimmten Bedingungen durchaus als Win-win-Situation darstellen kann (vgl. Metz-Göckel et al. 2010), ermöglichen es staatliche Politiken und entsprechende umfangreiche formelle Dienstleistungen in anderen Ländern, zum Beispiel in Schweden und den Niederlanden, den Familien, auch weiterhin bedürftige Familienmitglieder zu versorgen. Dabei zeigt sich in den länderspezifischen Ausformungen der Reorganisation von Care, dass ihnen jeweils geschlechtsspezifische Ungleichheiten in Wechselwirkungen mit weiteren Ungleichheitsformen wie kultureller Herkunft und sozioökonomischer Klasse innewohnen (Riegraf/Theobald 2010).

Im Fokus des Themenhefts stehen der gesellschaftliche Stellenwert von Care-Leistungen sowie die verschiedenen Ebenen der Wechselwirkung zwischen dem wachsenden Bedarf an Care, dem Neuzuschnitt von Care-Leistungen in den Wohlfahrtsstaaten und der Entwicklung von geschlechterbezogenen Ungleichheiten.

Die beiden ersten Beiträge nähern sich dem Thema „Gender und Care“ aus einer stärker theoretischen Perspektive. In ihrem Artikel „Verwahrloste Fürsorge“ stellt *Regina Becker-Schmidt* die Frage, welche gesellschaftlichen Fehlentwicklungen sich hinter den akuten Missständen in der Care-Versorgung verbergen. Um die Fehlentwicklungen aufdecken zu können, bedarf es ihrer Ansicht nach einer Neubesinnung auf den Begriff „Reproduktion“. *Sabine Beckmann* zeigt in dem folgenden Beitrag „Intersektionale Perspektiven auf Care in Frankreich“ am Beispiel öffentlicher Betreuungs- und Pflegeeinrichtungen in Frankreich, inwieweit Sorgearbeit mit den Differenzkategorien Klasse, Geschlecht und *race*/Migration verbunden ist und im Kontext einer wohlfahrtsstaatlichen Rahmung steht.

Im dritten Beitrag „Gestaltung von Care-Prozessen in individuellen Care-Netzen zwischen privaten Unterstützungen, sozialen Dienstleistungen und sozialstaatlicher Versorgung“ analysiert *Margrit Brückner* in den Feldern psychisch erkrankter, physisch beeinträchtigter und hilfebedürftiger alter Menschen die Bewältigungsmuster der AkteurInnen. Die Bedeutung der Dimension „Angewiesenheit“ wird ebenso deutlich herausgearbeitet wie der Aspekt, dass Care Achtsamkeit für ein Gelingen voraussetzt.

Die anschließenden Artikel betrachten „alte“ und „neue“ Arbeitsteilungen und Geschlechterbeziehungen durch Neuorganisation von Care-Arrangements. *Claudia Zerle* und *Barbara Keddi* zeigen in „Doing care im Alltag Vollzeit erwerbstätiger Mütter und Väter. Aktuelle Befunde aus AID:A“, dass in Konstellationen, in denen Mütter und Väter Vollzeit erwerbstätig sind, ein beachtlicher Anteil der Sorgearbeit gleichermaßen geleistet wird. Vor allem bei alltäglichen Routinetätigkeiten und haushaltsbezogenen Fürsorgearbeiten beständen jedoch weiterhin Geschlechterunterschiede. *Karin Flaake* analysiert in „Gender, Care und veränderte Arbeitsteilungen in Familien“ die Dynamiken in Paarbeziehungen, die sich Verantwortung und Zuständigkeit für die anfallenden Aufgaben teilen. Das Ergebnis ist insofern uneindeutig, als sich in diesen Paarbeziehungen sowohl Traditionalisierungseffekte als auch die Verflüssigung polarisierender Geschlechterbilder ergeben können.

Einem ganz anderen Thema, nämlich dem Zusammenhang von Ökofeminismus, Queer Ecologies und Ressourcenpolitik, widmet sich *Christine Bauhardt* im offenen Teil. Dem schließen sich zwei Beiträge aus dem Bereich Schule an: *Robert Baar* untersucht das Professionsverständnis von Grundschullehrern im Kontext von Gender und *Jürgen Budde*, *Katharina Debus* und *Stefanie Krüger* stellen eine Studie zu „Fremd- und Selbstrepräsentationen von Jungen in der Jungenarbeit“ vor. Ebenfalls aus der Praxis am Beispiel einer Studie skizzieren *Elke Wiechmann* und *Lars Holtkamp* Ergebnisse zur „politischen Repräsentanz von Frauen in der Kommunalpolitik“. *Beate Blättner* und *Anna Grundel* schließlich analysieren Anträge auf Opferentschädigung im Hinblick auf Geschlechtergerechtigkeit.

Schwerpunkt

Regina Becker-Schmidt

„Verwaorloste Fürsorge“ – ein Krisenherd gesellschaftlicher Reproduktion

Zivilisationskritische Anmerkungen zur ökonomischen, sozialstaatlichen und sozialkulturellen Vernachlässigung von Praxen im Feld „care work“

Zusammenfassung

Feministische Forschung hat offengelegt, welche gesellschaftlichen Strukturierungen und Geschlechterordnungen bis heute dazu geführt haben, dass Hausarbeit, „care work“ in der Familie sowie Pflegeberufe sozialpolitisch vernachlässigt werden. Die Folgen solcher Gleichgültigkeit, die mit der Kapitalismus- und Neoliberalismusedwicklung eskalieren, sind gegenwärtig am Pflegenotstand abzulesen. Er ist Indiz für eine grundsätzliche soziale Krise: Aus dem bilateralen Prozess gesellschaftlicher Reproduktion, der markt- und lebensweltlich vermittelt ist, wird die privat organisierte Restitution von Gesellschaft und Bevölkerung ausgeklammert – mit der Konsequenz, dass Wohlfahrt und Gemeinwesen Schaden nehmen.

Schlüsselwörter

Gesellschaftliche Reproduktionskrise, „care work“ und Care-Ökonomie, Kritische Gesellschafts- und Subjekttheorie, Theorie des Geschlechterverhältnisses

Summary

„Abandoned Care“ – Distortions in Social Reproduction. Critical comments on the economic, political and cultural disinterest in care work practices

Feminist research has identified the social structures and gender orders that are at the root of the widespread political disinterest in domestic work, private and professional care work. The consequences of such indifference, which escalate as capitalist and neoliberal concepts spread, can be seen in the current shortage of professional care workers. This indicates a fundamental social crisis: political focus on the market and its disregard for privately organised efforts in the bilateral process of social reproduction reduces welfare and erodes community spirit.

Keywords

Crisis of Social Reproduction, Care Work and Care Economy, Critical Theory of Society and Subjectivity, Theory of Gender Relations

1 Gesellschaftstheoretische Überlegungen zum Thema

Soziale Krisen verschärfen sich mit wachsender gesellschaftlicher Fragmentierung. Ein Sozialgefüge, dessen Stabilität von Abstimmungsprozessen zwischen allen für seinen Fortbestand zentralen Bereichen abhängt, verliert an sozialem Zusammenhalt, wenn einzelne Sektoren eigenmächtig aus den Interdependenzverhältnissen ausbrechen, in die sie durch gesellschaftliche Funktionsteilung eingespannt sind. In dem Maße, wie sich der globale Finanzkapitalismus gegenüber gesellschaftlichen Bereichen verselbstständigt, in denen es um die Herstellung des individuellen und kollektiven Gutes „Lebensqualität“ geht, vertieft sich der Riss zwischen marktvermittelter Wirtschaft und

privaten Haushalten. Die soziale Unvereinbarkeit ihrer jeweiligen Zwecksetzungen führt zur Dissoziation von politisch-ökonomischen und lebensweltlichen Sphären. Die schonungslose Verwertung von Subjektpotenzialen im Dienst von Kapitalinteressen liegt nicht nur quer zu der Forderung nach menschenwürdigen Arbeitsbedingungen im Beschäftigungssystem sowie nach existenzsichernder Entlohnung, sie torpediert auch die Grundlagen psychosozialer Versorgung und die Ausbildung von solidarischen Sozialbeziehungen. Außerdem erweitert sich die Kluft zwischen Bevölkerung und Staat. Neoliberale Sozialpolitik ist immer weniger auf die Einlösung sozialer Bürgerrechte wie den Anspruch auf ein Mindestmaß an Wohlfahrt und Sicherheit, auf Teilhabe an Bildung, Kultur und Gesundheit ausgerichtet (Gerhard 2008: 71). Der ruinöse Umgang mit Arbeitskräften, den wir in der gegenwärtigen Marktökonomie beobachten können, sowie die Defizite in der staatlichen Wohlfahrtspolitik gefährden soziale Generativität im weitesten Sinne: Der Bevölkerungserhalt droht auf ein Niveau abzusinken, das den Standards einer Zivilgesellschaft nicht entspricht; die Weitergabe kultureller Erfahrungen, die Orientierungshilfe für die Zukunft bieten könnten, wird durch technokratische Pragmatiken im Bildungswesen gebremst; Sozialisationsbedingungen, in denen sich menschliche Verkehrsformen des Miteinanderlebens auszubilden vermöchten, verschlechtern sich angesichts von Prekarisierungsprozessen. Soziale Ungleichheitslagen verschärfen sich in Klassen- und Geschlechterverhältnissen sowie in den Lebensumständen von Menschen mit Migrationshintergrund. In diesem weitgespannten Horizont bewegt sich die Forschung zu „caring“ und „care work“.

Dieser Beitrag, durch den gewählten Fokus notgedrungen begrenzt, konzentriert sich auf die Frage, auf welche gesellschaftlichen Fehlentwicklungen akute Missstände in sozialen Diensten und in der privat organisierten Pflege zurückzuführen sind. Kapitalistische und pseudoliberale staatliche Strukturen perpetuieren sich, ohne Belange der Privatsphäre, die lebensnotwendig sind, ausreichend zu berücksichtigen und ohne Kollektive zu respektieren, die für soziale Gerechtigkeit eintreten. Das befördert Antinomien, welche die Restitution des Sozialgefüges als Ganzes gefährden. Um das aufzudecken, bedarf es einer Neubesinnung auf den Begriff „Reproduktion“.

Alle Praxen, die in der Familie, familienähnlichen Institutionen und Pflegediensten am Werk sind, gelten im herrschenden Bewusstsein bis heute als „nur“ reproduktiv. Immer aufs Neue ist darum in Wissenschaft und Politik der Gefahr zu begegnen, dass mit einer solchermaßen reduzierten Vorstellung von „Reproduktion“ die produktiven Dimensionen in der Generierung von Leben, in der Bewahrung von Gesundheit und in der interaktiven Ausbildung von Subjektivität, die Soziabilität einschließt, in den Hintergrund geschoben werden. Was wird in einer Gesellschaft aus dem Vermögen „Subjektivität“, wenn sie nicht in allen Tätigkeitsfeldern als soziale Produktivkraft anerkannt und in ihrer Lebendigkeit geschützt wird?

Diese Frage lässt sich schwerlich beantworten, wenn der Begriff „Reproduktion“ vorrangig mit der Revitalisierung von *Lebenskraft und Arbeitsfähigkeit* in Verbindung gebracht, nicht aber gleichermaßen auf die Wiederherstellung von gesellschaftlichen Kreisläufen bezogen wird, die das Sozialgefüge insgesamt in Bewegung halten. Denn die Existenzbedingungen der Menschen hängen davon ab, wie in der Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Ganzen die marktvermittelten und die lebensweltlich organisierten Produktions- und Reproduktionsprozesse zueinander in Relation gesetzt und in ei-

nen Strukturzusammenhang gebracht werden. Wie wirkt sich in der Organisation dieser Konnexion das Machtgefälle zwischen politisch-ökonomischen und privaten Sphären aus? Welche sozialen Friktionen und gesellschaftlichen Verwerfungen treten auf, wenn Sozialbereiche, die zueinander in ein Ergänzungsverhältnis zu bringen wären, nicht ihrer jeweils eigenständigen Logik entsprechend eingerichtet, sondern hegemonialen Organisationsprinzipien unterworfen werden, die willkürlich vereinheitlichen, was einer aufgabenspezifischen Differenzierung bedürfte? Am herrschenden Umgang mit „care work“ lässt sich etwas aufzeigen, was für die Gesellschaftsformation insgesamt symptomatisch ist: Voneinander getrennte gesellschaftliche Sektoren (hier: Privatsphäre/marktvermittelte Sektoren) werden auf arbiträre Weise wieder rekombiniert, indem Arbeits- und Verkehrsformen aus einem Bereich in den anderen verlagert werden, ohne dass dabei die destruktiven Implikationen Beachtung finden, die mit dem jeweiligen Kontextwechsel verbunden sind. Doch bevor die genannten Problemstellungen diskutiert werden, sei skizziert, an welche Traditionen der Frauen- und Geschlechterforschung der Beitrag anknüpft.

2 Einsichten aus der Frauen- und Geschlechterforschung in gesellschaftliche Strukturzusammenhänge

Mit dem Einspruch feministischer Wissenschaftlerinnen gegen die Geringschätzung von sozialen Leistungen, die Frauen in der Familie erbringen, kommen soziale Konfliktherde zur Sprache, die – wie zu zeigen sein wird – bis heute in der männlich dominierten Industrie- und Arbeitssoziologie nur unzureichend analysiert werden. Die gegenwärtige Gesellschaft ist nicht nur durch das antagonistische Verhältnis zwischen Kapital und dem System abhängiger Beschäftigung von Krisen bedroht, sondern ebenso durch die Unvereinbarkeit von neuen Verwertungsstrategien und neoliberalen Sozialpolitiken mit den sozialen Zielsetzungen jener sozialen Praxen, in denen es um Prokreation, um das Haushalten mit begrenzten Existenzmitteln, um materielle Versorgung und psychosoziale Unterstützung geht. Auf welche Art und Weise sind die beiden Konfliktebenen ineinander verschränkt und welche sozialen Folgen zeitigt eine solche Interferenz?

In der Hausarbeitsdebatte wird der Weg gebahnt, Antworten auf diese Fragen zu finden (vgl. Eichhorn 2004). Mit der Industrialisierung kommt es zu einer Dissoziation von Öffentlichkeiten und Privaträumen, die nicht nur jeweils als Sphären sui generis wahrgenommen, sondern darüber hinaus hierarchisiert werden. Öffentliche Bereiche wie wirtschaftliche Sektoren, politische Foren und Stätten der Wissensproduktion haben im herrschenden Bewusstsein ein größeres Gewicht als Institutionen des privaten Zusammenlebens. Aus der marktvermittelten Ökonomie wird die Hauswirtschaft ausgeklammert und damit Hausarbeit zu einer Privatsache gemacht, um die sich Frauen ohne Honorierung zu kümmern haben. Arenen des Gelderwerbs, der politischen Vertretung und kulturellen Partizipation werden dagegen zu Männerdomänen. So ist die Hierarchisierung der sozialen Sektoren an eine frauendiskriminierende Rangordnung der Geschlechter gekoppelt. Sie wird befestigt durch die geschlechtliche Arbeitsteilung in der Familie, in der dem Mann die Position des Ernährers zugestanden, der Frau dagegen die ihm untergeordnete Stellung der Hausfrau zuerteilt wird. Daran ändert sich auch nichts,

als Frauen auf dem Arbeitsmarkt Fuß fassen (vgl. hierzu Bock/Duden 1977; Hausen 1978; Beer 1990). Die asymmetrische Verteilung von unbezahlter und bezahlter Arbeit im Geschlechterverhältnis tritt als Kristallisationspunkt sozialer Ungleichheitslagen zwischen den Genus-Gruppen zutage. Denn es bleibt nicht bei der geschlechtlichen Arbeitsteilung in der Familie. Sie wird zum Modell für Engendering-Prozesse im Ausbildungswesen, auf dem Arbeitsmarkt, im Erwerbssystem und in politischen Foren. Helga Krüger hat die Verkettung von Ungleichbehandlungen, die in der Familie ihren Anfang nehmen und sich in allen Institutionen fortsetzen, die Frauen in ihrer Biografie durchlaufen, zum Kern ihrer Gesellschaftskritik gemacht (Krüger 2007). In dieser Konfiguration kristallisiert sich ein Nexus von sozialen Arrangements heraus, der im Industriezeitalter Disparität als vorherrschende Relation im Geschlechterverhältnis konstituiert.

In der Korrespondenz zwischen männlichen Hegemonieansprüchen in allen sozialen Bereichen und den Interessen von Unternehmern an Frauenarbeit, die billiger und flexibler einzusetzen ist als die von Männern und die zudem unentgeltlich die private Regeneration der Ware „Arbeitskraft“ besorgt, koalieren zwei Herrschaftslogiken: Androzentrismus und Profitmaximierung (Becker-Schmidt 2007). Sie sind sich affin in ihrem Desinteresse an sozialen Praxen, in denen keine Macht, kein Prestige und keine materiellen Vorteile zu gewinnen sind. Androzentrismus hat zudem eine Stütze in der symbolischen Ordnung, in der durch die differenzsetzenden Geschlechterkonstruktionen Frauen gegenüber Männern abgewertet werden. Ideelle und materielle Gewalt sind in der Diskriminierung der weiblichen Genus-Gruppe und der ihnen zugeschriebenen Arbeitsbereiche miteinander verknüpft (Dölling 2007).

Frauen- und Geschlechterforschung greift von Anbeginn in ihrer Herrschaftskritik folgerichtig zwei neuralgische Punkte gesellschaftlicher Strukturierung an. Hausarbeit in all ihren Facetten wird sozialkulturell und ökonomisch nicht nur diskreditiert, weil sie – im Privaten angesiedelt – nicht auf der Höhe tauschvermittelter Vergesellschaftung zu sein scheint. Sie wird ebenso als weiblich konnotiertes Tätigkeitsfeld herabgesetzt. Hier sind maßgeblich Maskulinitätskonzepte im Spiel.

Androzentrische Ideologeme und Politiken, in denen um der Wahrung männlicher Privilegien willen Klischees über ein begrenztes Arbeitsvermögen des „anderen“ Geschlechts propagiert werden, gehören zum Grundbestand einer Gesellschaft, die meint, für die häuslichen Arbeitsbedingungen von Frauen nicht verantwortlich zu sein. Getan wird, als sei dort eine natürliche Ressource am Werk, die sich aus sich selbst heraus regeneriert. Materielle Gratifikationen und Formen der Anerkennung als soziale Gegenleistung für „Privatarbeit“ werden sozialpolitisch kaum in Erwägung gezogen.

Die traditionelle Fokussierung von Frauenarbeit auf den Privatbereich hat jedoch nicht nur den Sinn, Frauen auf die Übernahme der dort anstehenden Aufgaben zu vereidigen und im Gegenzug Männer von Aktivitäten zu entlasten, die sich für sie nicht lohnen. Die Stereotypisierung von Befähigungen, die in häuslichen Praxisvollzügen erworben werden, lässt sich vielmehr zur Sexuierung von Tätigkeitsprofilen und Bewertung von Arbeitsplätzen einsetzen, die außerhalb der Privatsphäre angesiedelt sind. Es ist kein Zufall, dass wir häufiger Männer als Frauen in gut dotierten Branchen finden, wo erstere auch die Leitungsfunktionen übernehmen, andere Erwerbszweige dagegen eine Feminisierung erfahren, die mit deren sozialer Unterschätzung einhergeht. Das beharrt sich vor allem bei Berufen, die als hausarbeitsnah oder personenbezogen

gelten. Tätigkeiten mit lebens- und alltagspraktischem Charakter haftet das Odium an, es handele sich hier um „typische Frauenarbeit“. Eine solche Abwertung schlägt sich heute besonders krass in der völlig unzureichenden gesellschaftlichen Förderung, Ausgestaltung und Finanzierung von Pflegeberufen nieder.

3 „Care work“ unter dem Druck aktueller sozialer Unsicherheiten

Kapitalistisches Wirtschaften hat sich in den letzten Jahrzehnten entscheidend verändert. Dazu einige Stichworte: Hasardeure im Finanzwesen gefährden ganze Volkswirtschaften und vernetzte Großunternehmen, denen es in erster Linie um Kapitalgewinne geht, setzen ihre Interessen ohne Rücksicht auf die Belange des Gemeinwesens durch. Arbeit, Bildung, Kultur und Lebensformen werden immer stärker nach Zielen einer neoliberalen Marktpolitik ausgerichtet, die mehr an schrankenlosem Wirtschaftswachstum interessiert ist als an zivilisierten Verhältnissen.¹ Auf dem Arbeitsmarkt wächst die Zahl prekärer Beschäftigungsverhältnisse, welche die Existenzsicherung vieler Bevölkerungsgruppen in Frage stellen. Erosionen im Sozialstaat führen zu finanziellen Kürzungen im Gesundheitswesen, in personenbezogenen Diensten und Einrichtungen der Kinderbetreuung. Von all diesen Indikatoren sozialer Unsicherheit sind Frauen gravierender betroffen als Männer. Angesichts solcher Entwicklungen ist unter feministischen Wirtschaftswissenschaftlerinnen in jüngster Zeit die Forderung nach einer alternativen Care-Ökonomie laut geworden, nach einer Wohlfahrtsökonomie, die sich an den Bedürfnissen des Alltagslebens orientiert. Dazu gehört eine am Gemeinwohl ausgerichtete Budgetierung öffentlicher Gelder, eine gerechte Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit unter den Geschlechtern, was eine ausgeglichene Distribution von „care work“ einschließt, zeitliche Spielräume zuhause und im Beruf, adäquate Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen in Pflegeberufen und vor allem: eine gute Gesundheitsversorgung für alle.² Diese Programmatik geht über die bisherige Kapitalismuskritik der neuen Linken insofern weit hinaus, als sie in ihre Problematisierung der Gesellschaft die Frage einbezieht, wie es in der sozialen Organisation von Lebens- und Arbeitsverhältnissen um die privaten und öffentlichen Praxen bestellt ist, in denen Bevölkerungserhalt und Wohlfahrt im Zentrum stehen.

Eine Problemstellung kommt allerdings in der Care-Ökonomie-Debatte zu kurz. Das ist die gesellschaftliche Tendenz, mit der fortlaufenden Ökonomisierung des Alltagslebens immer radikaler auch jene Potenziale des Menschen zu vermarkten, die

1 Zu den Umbrüchen in der Entwicklung vom fordistischen zum postfordistischen Kapitalismus, in der ökonomische Prosperität und hohes Wirtschaftswachstum in der Industrie und im Gefolge solcher Transformationen auch der Wohlfahrtsstaat erodieren, sowie zu Veränderungen im globalen Kapitalismus durch das ökonomische und politische Gewicht von internationalen Finanzakteuren und transnationalen Konzernen siehe: Bieling 2007; zu den Metamorphosen von Lohnarbeit und Sozialstaat und den Folgen für die Bevölkerung vgl. Polizzari 2004; Castel 2000 und 2009; Aulenbacher 2007; zur Durchsetzung neoliberaler Logiken von Konkurrenz und Effektivität auf dem Markt, in Erziehungssystemen und anderen kulturellen Institutionen vgl. Bourdieu 1998.

2 Verwiesen sei hier auf Arbeiten von Biesecker et al. 2000; Madörin 2006; Jochimsen 2003; Stiegler 2009.

seiner Selbstbestimmung vorbehalten und der Instrumentalisierung in einer profitorientierten Wirtschaft entzogen bleiben sollten. Diese Tendenz wird gegenwärtig in der avancierten Arbeits- und Industriesoziologie unter dem Stichwort „Subjektivierung der Arbeit“ diskutiert (Moldaschl/Sauer 2000; Moldaschl 2002; Moldaschl/Voß 2003; Gottschall/Voß 2003). Darauf sei im Folgenden näher eingegangen. Was ist „Subjektivität“ und was meint „Subjektivierung von Arbeit“?

In privaten Beziehungs- und Arbeitsformen entwickeln sich – relativ intakte Lebensverhältnisse vorausgesetzt – individuelle Mischungsverhältnisse von Eigen- und Gemeinsinn, von Bedürfnissen nach Bindung und Autonomie, Freizeitinteressen und Arbeitsmotivationen. Obwohl gelernt werden muss, Ansprüche an Selbstverwirklichung der Realitätskontrolle zu unterwerfen und sich an soziale Zwänge anzupassen, zeichnet sich „Subjektivität“ doch auch durch Überschüsse aus. Sind Individuationsprozesse in ihrer Konstitution nicht gravierend beschädigt worden, so bilden sich der Möglichkeit nach Anlagen heraus, in denen mehr steckt als die Befähigung zur materiellen Existenzsicherung. Sie bergen vielmehr Energiepotenziale, aus denen – wenn sie zur freien Verfügung stehen – emanzipatorische Impulse, Kreativität, Neugier, sinnliche Fähigkeiten, selbstständiges Denken und solidarisches Handeln entspringen können. Von diesem Vermögen leben Kultur und Zivilisationsprozesse.

„Subjektivierung der Arbeit“ hieße in einer solchen Perspektive, dass Individuen Anteile aus dem Vorrat ihrer Vielseitigkeit produktiv in ihre Beschäftigungsverhältnisse einbringen können und sich dadurch in ihnen bestätigt sehen. Arbeit wird in diesem Fall durch tätige Subjekte bereichert, die sich in ihren Entäußerungen wiederfinden. Anders sieht es aus, wenn die physischen, psychischen und mentalen Kräfte von Menschen zu Zwecken vernutzt werden, die sich gegen sie richten. Genau das geschieht in postfordistischen Formen der Arbeitsorganisation, die nicht auf eine Humanisierung betrieblicher Praxen ausgerichtet sind, sondern auf Leistungssteigerung durch Selbstkontrolle und Eigenverantwortung, vollen Einsatz aller vorhandenen Kapazitäten und Haftung für die bestmögliche Weiterverwertbarkeit des persönlichen Arbeitsvermögens. Unter dem betrieblichen Druck von wachsenden Qualifikationsanforderungen, die sich mehr und mehr auf intrinsische Motivationsstrukturen ausweiten, und aus Angst vor Entlassungen oder Karriereknicks beginnen abhängig Beschäftigte, ihre Instrumentalisierung in eigene Regie zu nehmen. In ihrer Betriebsamkeit verlieren sie das Urteilsvermögen, zwischen Selbst- und Fremdsteuerung zu unterscheiden. Mit der Vereinnahmung von Subjektpotenzialen für Zwecke der Verwertung eskaliert der kapitalistische Raubbau an menschlichen Anlagen in qualitativen Sprüngen. Das hat Folgen für Individualität, Kollektivität und gesellschaftliche Verhältnisse. Werden haushälterische Prinzipien im Umgang mit lebendigem Arbeitsvermögen negiert, wird keine Vorsorge für dessen Gesundheit getroffen, und fehlen Bildungsangebote sowie kulturelle Anregungen, die es zur Entfaltung bringen, dann wächst sich die Krise der Arbeitsgesellschaft zu einer Zivilisationskrise aus (Negt 2001: 334ff., 2004). Es entsteht ein Zustand, in dem Menschen mehr und mehr mit sozialen Zwängen konfrontiert sind, denen sie nicht gewachsen sind (Castel 2009).

So wichtig dieser Diskurs für Zeitdiagnosen ist, so wenig lässt er sich jedoch ungebrochen in die Geschlechterforschung beziehungsweise in die Care-Debatte einfügen. Wie Aulenbacher und Jürgens aufgezeigt haben, ist in ihm weder die androzentrische

Zentrierung auf die Erwerbssphäre überwunden worden noch kommt der Bedeutung des Geschlechterverhältnisses für die Bewertung und Verteilung von sozialen Tätigkeitsfeldern ein systematischer Stellenwert zu. Auch das Subjekt der „Subjektivierung von Arbeit“ tritt in Erscheinung, als wäre es genderneutral. Die Aporie, dass sich Subjektivität umso weniger entfalten kann, je mehr davon in instrumentellen Arbeitsvollzügen aufgesogen wird, ist jedoch geschlechts- und kontextgebunden (vgl. hierzu Aulenbacher 2005: 208–279 sowie Jürgens 2006: 58–100). Es ist bemerkenswert: Trotz vielfältiger Befunde aus der Frauen- und Geschlechterforschung lässt sich in der männlich dominierten Arbeits- und Industriesoziologie kein Hinweis darauf finden, dass Frauen an ihrem häuslichen Arbeitsplatz schon immer ein hohes Maß an Selbstverantwortlichkeit und Eigeninitiative unter Beweis gestellt haben; dass ihnen von jeher die Fähigkeit abgefordert wird, in der Planung des Haushalts flexibel zu sein, weil wechselnde Berufsarbeitszeiten zu beachten sind und weil Kinder ihre Bedürfnisse spontan und unreglementiert äußern. Sie bringen sich in der Familienarbeit in spezifischer Weise als Subjekte ein: Versorgung und Fürsorglichkeit implizieren körperliche, mentale und emotionale Lebendigkeit. Aber das wird weder als „Subjektivierung von Arbeit“ in der Wissenschaft wahrgenommen noch als hoher Einsatz von menschlichen Fähigkeiten in der Gesellschaft honoriert. Ebenso erstaunlich ist es, dass in der Analyse des Wechsels vom Fordismus zum Postfordismus nicht bemerkt wird, dass in personenbezogene Dienstleistungen tayloristische Methoden der Arbeitsorganisation eingeführt werden, obwohl sie in diesem Praxisfeld weder der Wertschöpfung dienen noch sachgemäß sind.

Unausgelotet bleiben überdies die unterschiedlichen Folgen, welche die gegenwärtigen Friktionen in der Aufrechterhaltung von Arbeitsfähigkeit und in den Strategien des sozialen Überlebens für Frauen und Männer haben. Jürgens hat in einem neueren Aufsatz mit dem Titel „Deutschland in der Reproduktionskrise“ die Widersprüche zwischen und innerhalb der Sektoren Wirtschaft, Familie und Sozialstaat herausgearbeitet, die sich im Zuge rezenter Transformationsprozesse verschärft haben.³ Kontradiktorische Handlungserwartungen in der alltäglichen Lebensführung sind für Männer und Frauen um so unerträglicher geworden, je schwieriger es wird, aus eigenem Vermögen lebenslang Gesundheit und Leistungsfähigkeit für familiäre und berufliche Aufgaben sicherzustellen (Jürgens 2010: 578). Aber das, was Jürgens Überforderungssyndromatik nennt, hat in den Lebensverhältnissen von Frauen doch ein entscheidend anderes Gewicht. Eine neue Forsa-Umfrage belegt, dass 78 % der interviewten Frauen für die Mahlzeiten in der Familie zuständig sind, 68 % ohne Mithilfe anderer die Wohnung in Ordnung halten, 61 % die Kinder zu ihren Freizeitaktivitäten fahren und über die Hälfte mit ihnen

3 Schon in der DFG-Studie „Probleme lohnabhängiger Mütter: Frauen im Wechsel zwischen Familie und Fabrik“ (Becker-Schmidt et al. 1983) wird dieses Widerspruchsgeflecht innerhalb und zwischen den Arbeitsbereichen im Alltag von Frauen deutlich (Becker-Schmidt 1980). Akkordarbeiterinnen berichten, dass sich die körperlichen und psychosozialen Belastungen, die sich aus den Divergenzen zwischen betriebsbezogenen und familienorientierten Aufgaben sowie aus den Schwierigkeiten der Existenzsicherung ergeben, am schmerzhaftesten in der Betreuung von Kindern geltend machen. Von der Motivseite ist diese Aufgabe das Wichtigste in ihrem Leben. Zuwendung und Obhut spiegeln sich in der Anhänglichkeit der Betreuten wider – das ist eine unverzichtbare Kontrasterfahrung zu den Routinen der Hausarbeit und der Instrumentalisierung im Betrieb. Die Gleichzeitigkeit von „care“ und „work“ jedoch, die sich im Bemühen um das leiblich-seelische Wohl und Wehe des Nachwuchses nicht trennen lassen, wird zur Überforderung, wenn es keine private und öffentliche Unterstützung gibt (Becker-Schmidt/Knapp 1985).

Schulaufgaben macht. Sieht man sich neuere Daten zur häuslichen Pflege an, so wird die größere Belastung von Frauen noch einmal deutlich: In Deutschland werden zwei Drittel der rund 2,37 Millionen Pflegebedürftigen zu Hause betreut, in der überwiegenden Mehrheit von weiblichen Angehörigen. Diese Methode, Fürsorgepflichten vom Sozialstaat auf die Familie zu verschieben, hat einen hohen Preis: Auffällig sind körperliche Zusammenbrüche, Gesundheitsprobleme und Depressionen, die sich bei pflegenden Angehörigen häufen. Sie werden zu Patienten, weil das Gesundheitssystem und die Institutionen psychosozialer Versorgung in unserem Sozialstaat in einem desolaten Zustand sind. Nach Berechnungen des Sozialverbandes VdK Deutschland e.V. müssten im Jahr 75 Millionen Euro für die Bezahlung professioneller Kräfte zur Verfügung stehen, machte man die Familie, und in ihr vor allem weibliche Angehörige, nicht „zum größten und preisgünstigsten Pflegedienst der Nation“ (vgl. Woratschka 2011: 1f.). Doch nicht nur sie werden in der häuslichen Pflege ausgenutzt. Durch die Transnationalisierung von Arbeitsmärkten und die dort üblichen Entsendepraktiken wird Pflegedienst auch zur Leiharbeit. In der Regel arbeiten Frauen aus den Ländern Süd- und Osteuropas, die in Deutschland für Versorgungsaufgaben in Familien eingesetzt werden, zu Billiglöhnen, ohne Sozialversicherung und oft illegal (Theobald 2005).

Wie ist es in unserer Gesellschaft zu einem solchen „Pflegenotstand“ gekommen? Die Verkümmern einer Care-Kultur ist nicht monokausal zu erklären. In welche Richtungen müsste sich eine subjekt- und gesellschaftstheoretisch engagierte Theorie sozialer Verhältnisse weiterentwickeln, um die komplexen Hintergründe der gegenwärtigen Zivilisationskrise zu erfassen?

4 Ausblick: Offene Fragen und weitere Forschungsperspektiven

Nachdem Einsichten in die Zusammenhänge zwischen hierarchischen Geschlechterverhältnissen und Formen gesellschaftlicher Herrschaftssicherung, zwischen der ungleichen Bewertung sozialer Praxen und der Gefährdung des Gemeinwesens nachgezeichnet worden sind, sollen am Schluss offene gebliebene Fragen zur Diskussion gestellt werden. Verwiesen wird dabei auf zwei Dunkelfelder.

Wir wissen noch zu wenig über Individuations-, Sozialisations- und Vergesellschaftungsprozesse der männlichen Genus-Gruppe, in welchen jene Maskulinitätskonzepte entstanden sind, in denen „Weiblichkeit“ und die mit ihr assoziierten Tätigkeitsbereiche herabgesetzt werden, um sie als für Männer nicht zumutbare Praxen zu disqualifizieren. In einer subjekttheoretischen Perspektive fehlen interdisziplinäre Ansätze, die unter sozialpsychologischen, kulturtheoretischen und soziologischen Aspekten Antwort darauf geben, warum Autonomie im männlichen Selbstbewusstsein so hoch besetzt ist, dass unabweisbare soziale Abhängigkeit von gesellschaftlichem Support schwer zu akzeptieren ist. „Fürsorge“, „Pflege“, „soziale Unterstützung“ sind Hinweise darauf, dass wir nicht aus eigener Kraft zu überleben vermögen. Freiheit und individuelle Selbstbehauptung werden darum da zur Ideologie, wo das nicht reflektiert wird. Männliche Hegemonien beruhen in unserer Kultur auf Maskulinitätskonstruktionen, die um Macht und Selbstermächtigung kreisen: Ein unbescholtener Familienvater gibt das Vorbild für einen guten

Patrioten ab; Militär und nationale Selbstverteidigung sind Ehrensache; Wissenschaft und Technik gelten als Mittel der Naturbeherrschung; Unternehmertum gibt vor, dass eine von staatlichen Eingriffen unbehelligte Marktwirtschaft zum Nutzen aller sei. In solchen Vorstellungen von Realitätsbewältigung, in der sich Autonomie zu bewähren scheint, bleibt ausgeklammert, dass weder Individuen noch soziale Sektoren ohne Einbindung in soziale Interdependenzverhältnisse existieren können. Adorno hat in seinem Werk „Negative Dialektik“ die rücksichtslose Verfolgung von Eigeninteressen als verwilderte Selbsterhaltung charakterisiert. In Herrschaftsverhältnissen gefangen, die Individuen nicht durchschauen, innerhalb derer sie aber selbstherrlich agieren, verhalten sie sich unbeherrscht. Ein pfleglicher Umgang mit gesellschaftlichen Ressourcen und menschlichen Kapazitäten, die es vor Raubbau zu schützen gilt, ist ihnen fremd. In „verwilderter Selbstbehauptung“ offenbart sich eine Vernunft, die sich blind macht für die Unvernunft, die ihr immanent ist (vgl. Adorno 1966: 283; ausführlich dazu Fischer 1999). Auch bei Foucault ist das Subjekt sowohl an Macht beteiligt als auch durch sie gebrochen. Bei ihm konstituiert es sich durch Selbsttechnologien, die zwiespältig sind. Was Mittel der Selbstsuche nach einem frei gewählten Glück sein könnte, wird unter Subjektivierungszwang zur Selbst-Sorge: Die Individuen stehen unter dem ständigen Druck, sich prüfen zu müssen, ob sie den eigenen Ansprüchen und den Anforderungen der Gesellschaft genügen, in der sie sich selbst überlassen bleiben. Staatsbürgerlichkeit und markthörige Arbeitsverhältnisse machen es notwendig, dass die Menschen äußere Kontrolle nach innen nehmen und so die Mächtigkeit erwerben, sich selbst zu regieren. Diese „Freiheit des Individuums“, sich in Wirtschaft und Gesellschaft um der Existenzsicherung willen einzugliedern, ist eine „verordnete Freiheit“, aber durch Identifizierung mit ihr wird sie in ein Handlungskonzept „freiwilliger Unterwerfung“ umgemünzt (vgl. Foucault 1993; dazu Soiland 2010: 45–65). Dieser Doppelcharakter von Gouvernamentalität nährt die Ideologien des Neoliberalismus: Wenn alle den Gesetzen des ungezügelt ‚freien‘ Marktes folgen, gehört unsere Gesellschaft zu den besten aller Welten und ist jeder seines Glückes Schmied. Was dahinter steckt, hat Bourdieu in aller Klarheit formuliert: „The essence of neoliberalism is the utopia of endless exploitation“ (Bourdieu 1998: 1). Der von liberalen Ansprüchen bereinigte Neoliberalismus lebt – so Bourdieu – von abstrakten mathematischen Modellen, die sich jeder gesellschaftlichen Konkretisierung entziehen, und von einer politischen Programmatik, die auf die Gefolgschaft der als „selbstbestimmt“ proklamierten Individuen setzt. Kollektivität wird desavouiert und jede staatliche Einmischung in wirtschaftlichen Wildwuchs abgewehrt (Bourdieu 1998: 2ff.). Aus solchen pseudoliberalen Vorstellungen ist das auf Konkurrenz und Effizienz geeichte Subjekt geboren, ein homo oeconomicus, der sich um das Anwachsen von sozialen Unsicherheiten nicht schert. Auch Castel weist darauf hin, dass die Transformationen des Wohlfahrtsstaats und die Umbrüche in der kapitalistischen Ökonomie Dekollektivierung und unfreiwillige Reindividualisierung nach sich ziehen. Da Subjektivität insgesamt dem „nachdrücklichen Befehl, ein Individuum zu sein“ („l’injonction à être un individu“), unterstellt ist (vgl. Castel 2009: 24), gibt es für ihn nur deformierte Individuen. Dabei unterscheidet Castel zwischen zwei Klassen von vereinzelt Einzelnen: Auf der einen Seite steht das „Individuum der Selbstüberhöhung“ („individu par excès“). Es ist saturiert genug, um auf Unterstützung durch andere nicht angewiesen zu sein, und kümmert sich nicht viel um seine soziale Umwelt. Auf der

anderen Seite finden sich die „individus par défaut“ wieder, das heißt, die durch Mangel Gezeichneten (Castel 2009: 436).

Ist der soziale Habitus der Gleichgültigkeit gegenüber individuellem Wohlergehen und gesellschaftlicher Wohlfahrt geschlechtlich markiert? Wurzelt er in den lange tradierten Ansprüchen von Männern auf gesellschaftliche Vorherrschaft gegenüber Frauen? Führt die Selbstaussgrenzung der maskulinen Genus-Gruppe aus jenen Praxisfeldern, in denen fürsorgliches Verhalten eingeübt wird, zu einem Mangel an Erfahrungen, der zu wissen vereitelt, was „care“ bedeutet und warum „care work“ sowie eine bedürfnisorientierte Care-Ökonomie für jeden Einzelnen und das Gemeinwesen lebensnotwendig sind? Diese Fragen stecken ein Forschungsfeld ab, in dem sich auch Feministinnen noch zu wenig bewegen.

Zu untersuchen wäre weiterhin – und das wäre das zweite Dunkelfeld –, welche Prinzipien sozialer Strukturierung die bilaterale Organisation des gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozesses verdeckt halten. Was verstellt Einsichten in die Konnexität von sozialen Praxen, die in wechselseitiger Bezogenheit die Kreisläufe in Bewegung halten, ohne die das soziale Leben keine Kontinuität hätte? Zu denken ist dabei an das undurchsichtige Ineinandergreifen von Trennungsprozessen, die auseinanderreißen, was zusammengeführt werden müsste, und an Vorgänge der Neuzusammensetzung des Aufgespaltenen, in die sich Verkehungen in der Wertbestimmung und Organisation der rekombinierten Einzelelemente einschleichen.

Das Modell für eine solche Sichtweise hat uns Marx mit seiner Analyse des Antagonismus zwischen Lohnarbeit und Kapital hinterlassen. Erinnern wir uns: Obwohl beides – Kapital und Arbeit – gleich notwendig für die Aufrechterhaltung des industriellen Produktionsprozesses ist, haben sie als Machtressourcen in der Gesellschaft einen disparaten Status. Im Austauschprozess der Vertragspartner, die beide Rechtssubjekte sind, muss etwas nicht mit rechten Dingen zugehen. Wie wird aus dem, was wie ein Äquivalententausch aussieht, ein ungleicher Handel? Nach Marx geschieht das folgendermaßen: Diejenigen, die über Arbeitsplätze verfügen, und die anderen, die ihre Arbeit verkaufen müssen, treffen auf dem Arbeitsmarkt als getrennte Parteien aufeinander. Im industriellen Produktionsprozess jedoch wird das, was beide Seiten in den Austausch einbringen, nämlich Kapital in Gestalt der großen Maschinerie und Lohnarbeit als Ware, auf vertrackte Weise rekombiniert. Nicht hinterfragt wird nämlich die Prämisse, dass diejenigen, welche die Ware Arbeitskraft entlohnen, auch frei über sie verfügen können. Als Verfügende über die Ware „Arbeitskraft“ eignen sie sich das Surplus, das heißt die im Arbeitsprozess geschaffenen Werte, die über die Kosten der Existenzmittel für eine Arbeiterfamilie hinausgehen, als ihnen zukommenden Gewinn an. Aber zwei Voraussetzungen dieser asymmetrischen gesellschaftlichen Austauschbeziehung bleiben verborgen: zum einen die gesellschaftliche Separierung von Lohnarbeit und Eigentum an Produktionsmitteln, zum anderen die soziale Unterbewertung von Lohnarbeit als Produktivkraft im Vergleich zum Kapital als Investitionsmittel. Kapital erscheint als ein autonomer Produktionsfaktor, obwohl der Profit, der im industriellen Arbeitsprozess entsteht, sich realiter dem verdankt, was Marx unbezahlte „surplus labor“ nennt. Machtverhältnisse bewirken, dass diese Abhängigkeit sich dem Diskurs entzieht. So kommt es zu verzerrten Vorstellungen über die Relation zwischen lebendiger Arbeit und in Maschinerie erstarrtem Kapital bei der Erzeugung gesellschaftlichen Reichtums. In

seiner Analyse des „Fetischcharakters der Ware“ hat Marx weiter ausgeführt, wie durch die Verwandlung der Arbeit in eine Ware und deren Arbeitsprodukte in marktvermittelte Warenwerte, die Geldform annehmen, das gesellschaftliche Verhältnis der Menschen, die ihre Einzelarbeit in die gesellschaftliche Gesamtarbeit einbringen, den Schein eines Verhältnisses von Dingen annimmt (vgl. Marx 1961: 76–89).

Marx' Ansatz, arbiträre gesellschaftliche Verhältnisse zu analysieren, mag in manchen Punkten veraltet erscheinen – in epistemologischer Hinsicht ist er es nicht. Marx arbeitet in exemplarischer Weise heraus, wie Verwerfungen im Sozialgefüge Herrschaftsverhältnisse hervorbringen und gleichzeitig Einsichten in deformierte gesellschaftliche Zusammenhänge verstellen. Insofern hat seine Methode trotz aller Produktionszentriertheit und Geschlechterblindheit ihre Bedeutung für die Idee einer kritischen Gesellschaftstheorie nicht verloren. Er konfrontiert Gesellschaftstheorie mit einem spezifischen Anspruch: Kritisch, das heißt urteilsfähig in der Einschätzung sozialer Krisenphänomene, wird sie erst dann, wenn sie nicht nur Tendenzen in gesellschaftlichen Transformationen feststellt, sondern die sozialen Pathologien aufdeckt, die jene begleiten. Für ihn sind soziale Verhältnisse anarchistisch, in denen humane Produktivkräfte erst entmachtet, dann aber willkürlich und gewaltsam in hegemoniale Strukturen eingepasst werden.

Solche Prinzipien, die Marx in der Arbeitswelt des Kapitalismus aufdeckt, finden wir in der Organisation des gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozesses wieder. Marktvermittelte und private Sphären treten in ihrem Gesamtprozess auseinander, obwohl sie reziprok aufeinander angewiesen sind. Was getrennt in Erscheinung tritt, scheint nicht zusammenzugehören. So geht auch hier Separierung mit Hierarchisierung einher. Die Prioritätensetzungen, welche politisch-ökonomischen Interessen den Vorrang gegenüber dem Anspruch der Bevölkerung auf Existenzsicherung einräumen, führen zu Verwerfungen im Sozialgefüge: soziale Ungleichheitslagen, Asymmetrien in politischen und wirtschaftlichen Machtbeziehungen, Labilisierung von Familienstrukturen, Disparitäten im Geschlechterverhältnis.

In allen gesellschaftlichen Bereichen stoßen wir auf „verkehrte Verhältnisse“ – in der Lebenssituation von Frauen sind sie jedoch besonders ausgeprägt. Ihre Arbeit hat Ensemblecharakter, das heißt: Einzelne gesellschaftlich notwendige Tätigkeitsfelder sind in die Gesamtarbeit der weiblichen Genus-Gruppe integriert. Im gesellschaftlichen Bewusstsein erscheinen jedoch Hausarbeit, „care work“ und Erwerbstätigkeit als getrennte Praxen. Hausarbeit wird im öffentlichen Bewusstsein als etwas Partikuläres, aus den Prozessen der Vergesellschaftung Herausgefallenes wahrgenommen. Auch „care work“ gerät in der Familie zur Privatsache, der keine grundlegende gesellschaftliche Bedeutung zuerkannt wird. Und ebenso wird die Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts isoliert betrachtet: In den beruflichen Anforderungen bleibt unberücksichtigt, dass zuhause auf Frauen ein zweiter Arbeitsplatz wartet. Unbemerkt können in den voneinander abgepaltenen Arbeitsbereichen disparate Aufgaben rekombiniert werden, die sowohl private als auch öffentliche Funktionen erfüllen: zum Beispiel die Revitalisierung von Energien, die zuhause und im Beschäftigungssystem abgerufen werden, oder die Bildung einer aus der weiblichen Genus-Gruppe rekrutierten Reservearmee, die zur Besetzung von ungesicherten Halbtagsjobs zur Verfügung steht. Frauen nehmen diese an, weil sie die andere Hälfte des Tages für Haushalt und Kinderbetreuung brauchen. Zu solchen Formen der gesellschaftlichen Rekombination von Frauenarbeit, die kitten, an-

statt zusammenzufügen, was auseinandergebrochen ist, gehört ein Strukturierungsprinzip, das bei Marx nicht auftaucht. Das ist die Verschiebung von Tätigkeitsfeldern, zum Beispiel vom Markt in die Familie und umgekehrt. Insbesondere im Bereich der Pflege ist zu beobachten, wie private und kommerzielle Arbeitskontexte ausgetauscht werden, um Kosten zu sparen. Das bekommt weder der häuslichen noch der professionellen Pflege. Vor allem die wachsende Tendenz in Krankenhäusern, Pflegestationen und Altersheimen, die Organisation der Versorgung an postfordistischen Effizienzkriterien zu messen, ist besorgniserregend. Die Ausbeutung subjektiver Motivlagen und die Durchbrechung von raum-zeitlichen Grenzziehungen zwischen Erwerbs- und Privatsphäre sind in erschreckendem Maße in die Bereiche der personenbezogenen Dienstleistungen eingedrungen. Persönliches Engagement und Überstunden sind an der Tagesordnung, um Defizite in der Qualität der Pflege auszugleichen. Nirgends ist das Burnout-Syndrom so verbreitet wie in diesem Berufszweig. Gleichzeitig werden in den Institutionen des Gesundheitswesens tayloristische Methoden der Arbeitsorganisation wie Zeitmessung, Kontrollmechanismen und Fragmentierung der Arbeit angewandt, die in der Industrie nur noch an maschinengeleiteten Arbeitsplätzen zu finden sind, die sich technisch nicht rationalisieren lassen. Solche Praktiken sind mit den Aufgaben der Pflege nicht zu vereinbaren. Jene dienen nicht der Produktion von Waren, die in die Zirkulation des Marktes eingehen, um Gewinne abzuwerfen. Personenbezogene Dienstleistungen sind dazu da, um Kranke, Alte und Hilfsbedürftige zu unterstützen. Der Transfer von kapitalistischen Prinzipien des Wirtschaftens ist für eine solche Zielsetzung kontraproduktiv: Die in der Pflege Tätigen werden Arbeitszumutungen ausgesetzt, die unverträglich mit ihren Arbeitsintentionen sind. Viele steigen deshalb aus diesem Beruf aus. Sie halten es nicht aus, dass die Erwartungen der Klientel, durch professionelle Hilfe und mitmenschliche Fürsorglichkeit eine Besserung ihres körperlichen und seelischen Zustands zu erlangen, nicht erfüllt werden können. Mit der Kommerzialisierung der Pflege wildern Agenturen merkantiler Interessen in einem Revier, wo sie nichts zu suchen haben.

Zum Schluss sei ein weiterer Punkt angemerkt, der zur Untersuchung ansteht. Die gesellschaftlichen Verkehren in der Wertschätzung von sozial relevanten Praxen gehen einher mit verzerrten Realitätswahrnehmungen. Ersatzbefriedigungen treten an die Stelle von Wirklichkeitserfahrungen: Leistung um der Leistung willen ist ein solcher Fetisch. Aber auch die Vorstellung, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf sei durch die Kompromissbereitschaft von Frauen und ohne die grundsätzliche Veränderung von Formen geschlechtlicher Arbeitsteilung zu erreichen, hat Fetischcharakter.

Die Frakturen in der sozialen Welt schlagen sich als Bruchstellen im Alltagsbewusstsein nieder. In seiner Beschäftigung mit Abwehrmechanismen hat Freud den psychoanalytischen Begriff „falsche Verknüpfungen“ entwickelt (vgl. Freud 1952: 66–72). Der Begriff erfasst Rationalisierungen, in denen Menschen zu ihrer Entlastung Pseudokausalitäten erfinden, die Sinn in nicht sinnfällige Verhältnisse bringen sollen. Solche Denkmuster, die verdeckte soziale Zusammenhänge noch einmal verdunkeln, sind sozialstrukturell induziert, folgen aber auch Motiven im Subjekt. Das gilt zum Beispiel für wirklichkeitsinadäquate Verknüpfungen von Befähigung und „Männlichkeit“ beziehungsweise von Tauglichkeit und „Weiblichkeit“. Hier haben wir es mit Vor-Urteilen zu tun, welche die Entwicklung zu einer Care-Kultur hemmen, für die beide Geschlechter bereit sind, die Verantwortung zu übernehmen.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1966). *Negative Dialektik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Aulenbacher, Brigitte. (2005). *Rationalisierung und Geschlecht in soziologischen Gegenwartsanalysen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Aulenbacher, Brigitte. (2007). Vom fordistischen Wohlfahrts- zum neoliberalen Wettbewerbsstaat: Bewegungen im gesellschaftlichen Gefüge und in den Verhältnissen von Klasse, Geschlecht und Ethnie. In Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp & Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (S. 42–55). Frankfurt a. M.: Campus
- Becker-Schmidt, Regina. (1980). Widersprüchliche Realität und Ambivalenz. Arbeitserfahrungen von Frauen in Fabrik und Familie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32 (4), 705–725
- Becker-Schmidt, Regina. (2007). «Class», «gender», «ethnicity», «race»: Logiken der Differenzsetzung, Verschränkungen von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung. In Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp & Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (S. 56–83). Frankfurt a. M.: Campus
- Becker-Schmidt, Regina; Brandes-Erlhoff, Uta; Rumpf, Mechthild & Schmidt, Beate. (1983). *Lebensarbeit – Arbeitsleben. Konflikte und Erfahrungen von Arbeiterfrauen*. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft
- Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli. (1985). *Arbeiterkinder gestern – Arbeiterkinder heute. Erziehungsansprüche und -probleme von Arbeiterinnen im intergenerativen Vergleich*. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft
- Beer, Ursula. (1990). *Geschichte, Struktur, Geschlecht. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt a. M.: Campus
- Bieling, Hans-Jürgen. (2007). Die neue politische Ökonomie sozialer Ungleichheit. In Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp & Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (S. 100–115). Frankfurt a. M.: Campus
- Biesecker, Adelheid et al. (Hrsg.). (2000). *Vorsorgendes Wirtschaften. Auf dem Weg zu einer Ökonomie des guten Lebens*. Bielefeld: Kleine
- Bock, Gisela & Duden, Barbara. (1977). *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*. Herausgegeben von Frauen und Wissenschaft. Beitrag zur Berliner Sommeruniversität 1976. Freie Universität Berlin
- Bourdieu, Pierre. (1998). *Utopia of endless exploitation. The essence of neoliberalism*. Zugriff am 27. Februar 2011 unter <http://mondediplo.com/1998/12/08bourdieu>
- Castel, Robert. (2000). *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK
- Castel, Robert. (2009). *La montée des incertitudes. Travail, protections, statut de l'individu*. Paris: Editions du Seuil
- Dölling, Irene. (2007). Was haben die Linke, eine kritische Frauen- und Geschlechterforschung und Bourdieus praxiologische Soziologie mit einander zu tun? In Effi Bölke & Rainer Rilling (Hrsg.), *Bourdieu und die Linke. Politik – Ökonomie – Kultur* (S. 109–119). Berlin: Dietz
- Eichhorn, Cornelia. (2004). *Geschlechtliche Teilung der Arbeit. Eine kritische Durchsicht der feministischen Ansätze seit der neuen Frauenbewegung*. Zugriff am 5. Februar 2011 unter www.jungle-world.com/artikel/2004/11/12519.html
- Fischer, Karsten. (1999). „Verwilderte Selbsterhaltung“. *Zivilisationstheoretische Kulturkritik bei Nietzsche, Weber und Adorno*. Berlin: Akademie-Verlag
- Foucault, Michel. (1993). Technologien des Selbst. In Luther H. Martin, Huck Gutman & Patrick H. Hutton (Hrsg.), *Technologien des Selbst* (S. 168–187). Frankfurt a. M.: Suhrkamp

- Freud, Sigmund. (1952). Die Abwehr-Neuropsychose. In *Studien über Hysterie. Frühe Studien zur Neurosenlehre*. Gesammelte Werke I. Hrsg. von Anna Freud (S. 66–74). Frankfurt a. M.: Fischer Verlag
- Gerhard, Ute. (2008). Geschlechterverhältnisse im Wandel: Anforderungen unter globalem Anpassungsdruck am Beispiel fürsorglicher Praxis/Care. In Brigitte Nagler (Hrsg.), *Menschenwürdige Arbeit/Decent Work: eine Herausforderung in Zeiten der Globalisierung* (S. 67–73). artec-paper Nr. 154. Juni 2008. Universität Bremen
- Gottschall, Karin & Voß, G. Günter. (Hrsg.). (2003). *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehungen von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*. Mering: Rainer Hampp
- Hausen, Karin. (1978). Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dichotomie von Erwerbs- und Familienleben. In Heidi Rosenbaum (Hrsg.), *Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur* (S. 161–191). Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Jochimsen, Maren. (2003). *Careful Economics. Integrating Caring Activities and Economic Science*. Boston, Dordrecht, London: Kluwer Academic Publishers
- Jürgens, Kerstin. (2006). *Arbeits- und Lebenskraft. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Jürgens, Kerstin. (2010). Deutschland in der Reproduktionskrise. *Leviathan*, 38, 4, 559–587
- Krüger, Helga. (2007). Geschlechterungleichheit verstimmt. Institutionalisierte Ungleichheit in den Verhältnissen gesellschaftlicher Reproduktion. In Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp & Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (S. 178–192). Frankfurt a. M.: Campus
- Lehnhardt, Uwe & Priester, Klaus. (2005). Flexibilisierung – Intensivierung – Entgrenzung: Wandel der Arbeitsbedingungen und Gesundheit. *WSI-Mitteilungen*, 58, 9, 491–497
- Madörin, Mascha. (2006). Plädoyer für eine eigenständige Theorie der Care-Ökonomie. In Torsten Niechoj & Marco Tullney (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie* (S. 277–297). Marburg: Metropolis
- Marx, Karl. (1961). *Das Kapital. Zur Kritik der Politischen Ökonomie*. Buch 1. Berlin: Dietz
- Meuser, Michael. (2006). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Moldaschl, Manfred. (2002). Subjektivierung. Eine neue Stufe der Entwicklung in den Arbeitswissenschaften? In Manfred Moldaschl & G. Günter Voß (Hrsg.), *Subjektivierung von Arbeit* (S. 23–52). Mering: Rainer Hampp
- Moldaschl, Manfred & Sauer, Dieter. (2000). *Internalisierung des Marktes – zur Dialektik von Kooperation und Herrschaft*. Mering: Rainer Hampp
- Moldaschl, Manfred & Voß, G. Günter. (Hrsg.). (2003). *Subjektivierung von Arbeit*. Mering: Rainer Hampp
- Negt, Oskar. (2001). *Arbeit und Menschliche Würde*. Göttingen: Steidl
- Negt, Oskar. (2004). Kritische Gesellschaftstheorie und emanzipatorische Gewerkschaftspolitik. In Joachim Beerhorst, Alex Demirovic & Michael Guggemos (Hrsg.), *Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel* (S. 14–33). Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Polizzari, Alessandro. (2004). Prekarierte Lebenswelten. Arbeitsmarktliche Polarisierung und veränderte Sozialstaatlichkeit. In Joachim Beerhorst, Alex Demirovic & Michael Guggemos (Hrsg.), *Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel* (S. 266–288). Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Soiland, Tove. (2010). *Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten*. Wien, Berlin: Turia + Kant
- Stiegler, Barbara. (2009). Zur Care-Arbeit in Deutschland. *Wiso-Diskurs*, Oktober, 27–32. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung
- Theobald, Hildegard. (2005). Labour market participation of women and social exclusion: contradictory processes of care employment in Sweden and Germany. In Birgit Pfau-Effinger

& Birgit Geissler (Hrsg.), *Care and Social Integration in European Societies* (S. 195–213).
Bristol: Political Press

Voß, G. Günter. (1989). Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit. *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 31, 473–487

Woratschka, Rainer. (2011). Auf Kosten der Pflege. *Politik-Tagesspiegel*. Zugriff am 14. Februar 2011 unter www.tagesspiegel.de/politik/auf-kosten-der-pflege/3815060.html

Zur Person

Regina Becker-Schmidt, Dr., bis 2002 Professorin am Psychologischen Institut der Universität Hannover. Arbeitsschwerpunkte: Psychoanalytisch orientierte Sozialpsychologie, Soziologie und Sozialpsychologie des Geschlechterverhältnisses, Frauen- und Geschlechterforschung
Kontakt: Küchengartenstr. 8, 30449 Hannover
E-Mail: r.becker-schmidt@t-online.de

Intersektionale Perspektiven auf Care in Frankreich – methodologische Überlegungen zu migrantischer Sorgearbeit in der feministischen Wohlfahrtsstaatsforschung

Zusammenfassung

Trotz umfangreicher öffentlicher Betreuungseinrichtungen wird auch in Frankreich auf migrantische Sorgearbeit zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf zurückgegriffen. Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich hiermit und verfolgt zwei Ziele: Aus einer intersektionalen Perspektive wird erörtert, inwieweit migrantische Sorgearbeit mit den Differenzkategorien Klasse, Geschlecht und *race*/Migration verbunden ist und im Kontext einer wohlfahrtsstaatlichen Rahmung steht. Diese Perspektive trägt dazu bei, die Konstruktion von Machtverhältnissen und die Herstellung von hierarchisch fungierenden Differenzen durch das wohlfahrtsstaatliche Handeln offenzulegen, auch im Hinblick auf die Wechselbeziehungen zwischen den Differenzkategorien. Indem der Bogen zur normativen Analyse von Care geschlagen wird, wird das Care-Regime in Frankreich beurteilt. Hierfür werden Leitprinzipien aus den Ansätzen des *Inclusive Citizenship*, der Soziabilität und des *Capabilities Approach* entwickelt.

Schlüsselwörter

Migrantische Sorgearbeit, Frankreich, Intersektionalität, Feministische Theorie

Summary

Intersectional Perspectives on Care in France – A Methodological Consideration on Migrant's Care Work in Feminist Welfare State Research

Despite comprehensive care facilities in France, families rely on migrant care work to reconcile work and family life. This paper highlights this phenomenon and pursues two objectives: From an intersectional perspective I discuss how migrant care work is specifically connected to the categories of gender, class, and race/migration and how it is embedded in the frameworks of the welfare state. Intersectional analysis reveals the construction of power relations and the establishment of hierarchical differences through the actions of the welfare state.

Drawing on a normative analysis of care makes it possible to evaluate the care regime in France. For this purpose, principles have been evolved from the inclusive citizenship, sociability, and capabilities approach.

Keywords

Migrant Care Work, Intersectionality, France, Feminist Theory

1 Einleitung

Seit einigen Jahren wird in der feministischen Forschung der Fokus auf (trans-)migrantische Care-Arbeiterinnen gerichtet (etwa Lutz 2007; Misra/Merz 2007; Riegraf/Theobald 2010), da durch diese Form der Care-Arbeit einerseits Familien eine gemeinsame Erwerbstätigkeit von Mann und Frau und die Bewältigung ihrer Pflegeverantwortung ermöglicht wird. Andererseits werden hierdurch „Strukturdefizite eines Wohlfahrtsstaates [...], der in der Aufgabenverteilung zwischen Staat, Markt und Familie eine

geschlechtliche Arbeitsteilung voraussetzt“ (Weckwert 2008: 145), kompensiert. Der Bedarf an kostengünstigen (migrantischen) Care-Arbeiterinnen steht im Kontext eines sozio-ökonomischen und demografischen Wandels, den viele Wohlfahrtsstaaten sozialpolitisch und strukturell bei Weitem noch nicht nachvollzogen haben. Im Zusammenhang mit dem vorherrschenden Gender- und Migrationsregime (Lutz 2007) offenbart sich ein Care-Regime, dem Leitbilder der Verortung, Anerkennung und Organisation von Care zugrunde liegen, die durchaus mit dem Verständnis von *citizenship* verbunden sind (vgl. Knij/Kremer 1997) und Care in unzulänglicher Weise in die soziale Praxis einbeziehen.

Studien aus dem Bereich der *Ethics of Care* (etwa Tronto 2000; Knijn/Kremer 1997; Lister 1997) entwerfen demgegenüber ein „gegenhegemoniales Demokratiekonzept“ (Sauer 2006: 65),

„in dessen Gerechtigkeitsverständnis Situationen der Abhängigkeit und asymmetrische Handlungsformen ebenso einbezogen werden wie angemessene Formen staatsbürgerlicher Repräsentanz von Sorgenden und Umsorgten, einschließlich der Berücksichtigung zunehmend bedeutsamer transnationaler Sorgesysteme“ (Brückner 2010: 50).

Darüber hinaus, und das soll der vorliegende Beitrag erörtern, zeigt eine intersektionale Perspektive auf die Organisation von Care, dass diese spezifisch mit den Ungleichheitskategorien Geschlecht, Klasse und *race*/Migration¹ verbunden ist. Am Beispiel migrantischer Sorgearbeit in Frankreich zeigt der Beitrag, wie in der feministischen Wohlfahrtsstaatsforschung durch eine intersektionale Perspektive der Komplex der migrantischen Care-Arbeit methodologisch erweitert analysiert werden kann. Hierfür werden die normativ-theoretische und die empirische Analyse von Care verbunden und Care in seinen Dimensionen als Wohlfahrt, Arbeit und demokratierelevanter Aspekt der Teilhabe betrachtet. Der Beitrag erarbeitet systematisch die verschiedenen Themenfelder, indem zunächst die normativen Aspekte von Care im Wohlfahrtsstaat in seinen oben genannten Dimensionen skizziert werden, das Konzept der Intersektionalität erklärt und anschließend am Beispiel Frankreich aufgezeigt wird, inwieweit eine intersektionale Analyse von migrantischer Sorgearbeit es gestattet, wohlfahrtsstaatliche Rahmenbedingungen und Leitbilder zu Care spezifisch in Verbindung zu bringen mit den Ungleichheitsdimensionen von Geschlecht, Klasse und *race*/Migration.

Die Komplizenschaft des Staates und seiner Institutionen bei der Entstehung des Arbeitssektors der migrantischen Sorgearbeit sei offensichtlich, so Lutz (2007: 69). Meine Annahme ist, dass durch eine intersektionale Analyse eine Vertiefung dieser Erkenntnis möglich ist. Indem der Bogen zur normativen Analyse von Care geschlagen wird, zeigt der Beitrag, dass die spezifische Einbettung von Care in Funktionsweisen fordristischer wie auch postfordristischer Gesellschaften zu einer wohlfahrtsstaatlichen Rahmung von Care führt, die an der Schnittstelle der Ungleichheitsdimensionen Geschlecht, Klasse und *race*/Migration die jeweiligen Problematiken der wohlfahrtsstaatlichen Anerkennung und Organisation von Care offenlegt. Durch die intersektionale Analyse können für die feministische Wohlfahrtsstaatsforschung wichtige Ansatzpunkte für die Formulierung einer sozial- und geschlechtergerechten Politikgestaltung von Care entwickelt werden.

1 Näheres zu diesem Begriff siehe Kap. 3.1.

2 Die gesellschaftliche und wohlfahrtsstaatliche Verortung von Care

Die Trennung zwischen Öffentlich und Privat sowie die Entfaltung der kapitalistischen Produktion stellen wichtige Säulen in der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft dar, die mit einer Zuweisung der Sorgearbeit in die Sphäre des Privaten und hierbei an Frauen einherging. Die in den westlichen Industrienationen im Mittelpunkt des gesellschaftlichen und politischen Lebens stehende Erwerbsarbeit sowie die Konzeption des *citizen* als autonomer, unabhängiger, von Sorgearbeit, körperlichen und seelischen Einschränkungen freier Mensch (respektive Mann) sind Elemente, die Knijn/Kremer (1997) als konstituierend für die problematische Anerkennung von Care sehen. Sorgearbeit Leistende oder von Sorgearbeit Abhängige entsprechen nicht dem hegemonialen *citizen*, also dem Leitbild der autonomen Erwerbsperson, und werden aus maßgeblichen gesellschaftlichen Prozessen ausgeschlossen, wie auch ihre Bedarfe nicht in den Blick genommen werden. Entsprechend konzipieren Knijn/Kremer ein Leitbild von *inclusive citizenship*, das Menschen in den Mittelpunkt stellt, die das Recht haben, Pflege zu leisten oder Pflege zu erhalten. Nicht mehr der *citizen* ist gesellschaftliches Leitbild, der sich völlig unbelastet beispielsweise der Erwerbsarbeit widmen kann, sondern umfassende gesellschaftliche Teilhabe richtet sich an jenen aus, die pflegen und versorgen oder pflege- und betreuungsbedürftig sind. Laut Knijn/Kremer (1997: 349ff.) muss der Wohlfahrtsstaat sich entsprechend vier Herausforderungen stellen: (1) Wie wird Care als private und öffentliche Verantwortung konzipiert? Ohne Frage ist, dass der Staat sich verantwortlich für die Organisation und Anerkennung von Care fühlen muss, die Frage ist vielmehr, zu welchen Kosten und unter welchen Bedingungen der Staat „the right to time to care and to receive care“ (Knijn/Kremer 1997: 333) garantiert. Auch im Hinblick auf (2) Care als bezahlte und unbezahlte Arbeit gilt es, sich damit auseinanderzusetzen, wie Care bezahlt wird und welche Konsequenzen daraus für *caregiver* und *carereceiver* erwachsen. Eine angemessene, gute Bezahlung steht außer Frage, die jedoch so organisiert sein muss, dass der Zugang zu qualitativer Pflege nicht vom finanziellen Hintergrund der Pflegebedürftigen abhängt. (3) Care als Form der (Un-)Abhängigkeit knüpft hieran an, zielt über die finanzielle (Un-)Abhängigkeit jedoch auch auf die psycho-emotionale und physische (Un-)Abhängigkeit ab. Hierbei werden die verschiedenen Dimensionen der Abhängigkeit von Pflegenden und Pflegebedürftigen von ihrer Pflegesituation und den institutionellen wie auch gesetzlichen Rahmenbedingungen berücksichtigt. Unabhängigkeit in diesem Zusammenhang betrifft die Freiheit, autonome Handlungsmöglichkeiten für eine umfassende gesellschaftliche Teilhabe, etwa am Erwerbs-, kulturellen und sozialen Leben, in Verbindung mit der Pflege- und Betreuungssituation zu erhalten. Care als (4) Recht von Pflegenden und Pflegebedürftigen berücksichtigt somit die Vielfalt und Verschiedenheit der Bedürfnisse der *caregiver* und *carereceiver*.

Das Konzept des *inclusive citizenship* zielt auf demokratiethoretische Konzeptionen von Staatsbürgerschaft und Teilhabe ab und stellt in den Mittelpunkt die Feststellung, dass unzulängliche Situationen im Bereich von Care darauf zurückgehen, dass Care als nicht relevantes Element gesellschaftlicher Teilhabe konzipiert ist. Um Care zum „unabdingbaren Teil des demokratischen Projektes“ (Brückner 2008) zu machen,

setzt *inclusive citizenship* auf eine Staatsbürgerschaftskonzeption, in der potenziell alle BürgerInnen pflegen, versorgen oder einen Anspruch auf Pflege und Betreuung haben. Care wird somit als Dimension von Demokratie entworfen. Für den Wohlfahrtsstaat als demokratischen Akteur bedeutet dies, auf der einen Seite Menschen mit Betreuungspflichten eine gesellschaftliche Partizipation zu ermöglichen und sie somit zu de-familiarisieren, sie aber andererseits auch zu de-kommodifizieren, indem ihnen die Möglichkeit gegeben wird, in angemessener Weise ihren Betreuungswünschen und -verpflichtungen nachzukommen.

Um die wohlfahrtsstaatliche Verantwortung für die Herstellung individueller Autonomie, auch im Kontext von Care, in den Blick zu nehmen, eignet sich der *capabilities approach* (Nussbaum 2002). Er betont die Notwendigkeit, dass Menschen die Befähigung erhalten müssen, entsprechend ihrer Kapazitäten und Fähigkeiten ein autonomes Leben mit der Möglichkeit individueller Gestaltbarkeit und gesellschaftlicher Partizipation leben zu können. Hierfür sind soziale Dienstleistungen notwendig, die die Menschen dabei unterstützen, diese Autonomie und Befähigung auszufüllen. Wohlfahrtsstaatliche Regulierungen, die Bereiche außerhalb von Erwerbsarbeit vernachlässigen, widersprechen diesem Leitbild. Denn im Bereich von Care ist es auch notwendig, diese so bereitzustellen, dass „the capability for self-respect of the receiver is not injured, and also in such a way that the caregiver is not exploited and discriminated against on account of performing that role“ (Nussbaum 2002: 134). Care-Bedarf als Element der Befähigung kann somit eine wohlfahrtsstaatliche Leitlinie sein, Menschen zu selbstbestimmtem Leben zu befähigen.

Aus der feministischen Arbeitsforschung stammt das Konzept der Soziabilität (Kurz-Scherf 2007), anhand dessen Care als Form der Arbeit mit ihren vielfältigen aktuellen Problematiken und den daraus folgenden Herausforderungen erörtert werden kann. Als grundlegendes Problem wird die strukturelle Inkompatibilität der aktuellen Organisation von Arbeit und Leben mit zentralen Zielen und Herausforderungen einer modernen Gesellschaft – also Geschlechtergerechtigkeit, Sorgearbeit, „die Entwicklung einer nicht ausschließlich auf die Belange des Erwerbs fixierten Lebenskultur oder die Ermöglichung aktiver Staatsbürgerschaft und bürgerschaftlichen Engagements“ (Kurz-Scherf 2007: 270) – gesehen. Bisherige Politiken einer Vereinbarkeit von Beruf und Familie mittels finanzieller und zeitlicher Transfers oder durch die Bereitstellung von Dienstleistungen werden somit als zu kurz greifend identifiziert. Vielmehr steht das Konzept der Soziabilität in der Tradition der Forderungen nach einer allgemeinen Humanisierung und Demokratisierung der Arbeits- und Lebensbedingungen sowie einer grundlegenden Neuorganisation, -verteilung und -bewertung der Arbeit insgesamt (Kurz-Scherf 2007: 272). Die Frage nach der Zukunft der Arbeit sei somit eng verknüpft mit der Frage nach der Zukunft von Gleichberechtigung und Emanzipation und nur unter Einbeziehung ihrer geschlechterpolitischen Implikationen bearbeitbar (Kurz-Scherf 2007: 273). Hieran kann die Forderung nach einem zukunftsfähigen Arbeitsbegriff abgelesen werden. Dieser Begriff geht von einem „pluralen und dynamischen Verständnis von Arbeit mit einem je spezifischen Eigensinn unterschiedlicher Arbeitsformen sowie je spezifischen und auch durchaus widersprüchlichen Handlungs- und Funktionslogiken bzw. Konfliktodynamiken in unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern und Lebensbereichen aus“ (Kurz-Scherf 2007: 278).

Operationalisiert wird das Konzept der Soziabilität über drei Dimensionen. Interne, externe und gesellschaftlich-demokratische Soziabilität erfassen Bedingungen von Arbeit und Leben, geben Hinweise für die Gestaltung und Gestaltbarkeit sozialer Arbeit und können somit als Kriterienkatalog dienen, anhand dessen die *care outcomes* migrantischer Sorgearbeit in Frankreich beurteilt werden können. Interne Soziabilität zielt auf Fragen nach den Anforderungen und Belangen innerhalb einzelner Arbeitsbereiche ab, also etwa auf die Gestaltung von Arbeitsabläufen und -bedingungen, Entlohnung, Arbeitszeitmuster u. Ä. Externe Soziabilität stellt hingegen Fragen zur Vereinbarkeit unterschiedlicher Arbeitsfelder und Lebensbereiche. Bei der gesellschaftlich-politischen Soziabilität geht es um übergreifende Fragen der Organisationsprinzipien von Arbeit im Hinblick auf Entwicklungsbedingungen von (Geschlechter-)Demokratie und auf grundlegende Kriterien sozialer Gerechtigkeit (Kurz-Scherf 2007: 279f.).

Die drei Ansätze *inclusive citizenship*, *capabilities approach* und Soziabilität entwerfen gesellschaftliche Leitideen, die die Notwendigkeit einer Anerkennung und Einbeziehung von Care und Care-Bedürfnissen verdeutlichen.

Zusammenfassend können hieraus normative Kriterien formuliert werden, die erfüllt werden müssen, um soziale und Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen, und anhand derer Defizite eines Care-Regimes identifiziert werden können. In der Analyse der migrantischen Sorgearbeit in Frankreich wird somit untersucht werden, welcher Stellenwert Care neben der Erwerbsarbeit in Frankreich zukommt. Übernimmt der Staat für die Organisation der Sorgearbeit Verantwortung und ermöglicht das Recht zu pflegen oder Pflege in Anspruch zu nehmen, und werden der Zugang und die Ausstattung von Sorgearbeit so organisiert, dass weder *caregiver* noch *carereceiver* ausgebeutet oder diskriminiert werden, sowohl hinsichtlich der Bezahlung als auch hinsichtlich der Arbeitsbedingungen? Wird die Vielfalt und Verschiedenheit der Bedürfnisse der *caregiver* und *carereceiver* berücksichtigt und werden soziale Dienstleistungen so angeboten, dass sie die Befähigung der Individuen, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, unterstützen? Es muss also auch geprüft werden, inwieweit dem französischen Care- und Genderregime das Leitbild eines versorgenden oder versorgungsbedürftigen *citizen* zugrunde liegt. Ebenso gilt es zu fragen, welches Leitbild von Arbeit und Leben erkennbar ist, ist ein dynamisches, plurales Verständnis von Arbeit feststellbar, sind verschiedene Arbeits- und Lebensbereiche vereinbar und welche übergeordneten Organisationsprinzipien von Arbeit sind identifizierbar? Gerade im Hinblick auf die gesellschaftliche Partizipation von MigrantInnen in Frankreich muss aber auch analysiert werden, welche Teilhabechancen diesen zukommt. Darüber hinaus wird aus einer intersektionalen Perspektive die Frage zu stellen sein, ob in der Bereitstellung von Care Ungleichheiten entlang der Linien von *race*/Migration, Geschlecht und Klasse erkennbar sind. Und zwar sowohl im Hinblick auf den Zugang zu sozialen Dienstleistungen als auch im Hinblick darauf, wer diese sozialen Dienstleistungen bereitstellt.

3 Die intersektionale Analyse – eine kurze Einführung

Intersektionale Analysen gelten der Untersuchung von Ungleichheiten, der Erklärung und Beschreibung verschiedener Ungleichheitskategorien und vor allem der Erforschung, inwieweit und mit welchen Konsequenzen sich diese überkreuzen.

Den Begriff *intersectionality* hatte 1989 zunächst Kimberlé Crenshaw eingeführt, um anhand einer Analyse von Gerichtsfällen die Verwobenheit von Ungleichheitsdimensionen aufzuzeigen (Crenshaw 1989). Als Hauptkategorien der Ungleichheit wurden Geschlecht, Klasse und *race* angeführt. Die Herausforderung des Begriffs und Ansatzes *intersectionality* bestand darin, diese Kategorien „nicht länger als additiv im Sinne einer Potenzierung von Vor- und Nachteilen zu denken, sondern ihr Zusammenwirken als Positionsbestimmung mit eigener Qualität zu untersuchen“ (Hagemann-White 2011: 18). Auf der Basis der folgenden Diskussionen und Analysen unterschied Leslie McCall (2005) schließlich drei verschiedene Zugangsweisen der intersektionalen Analyse: Durch einen *anti-kategorialen* Zugang wird die Konstruktion der Kategorien thematisiert und deren Dekonstruktion angestrebt, wohingegen *inter-kategoriale* Ansätze explizit mit Kategorien arbeiten. Dabei werden die Verhältnisse und Wechselwirkungen zwischen den Kategorien analysiert. *Intra-kategoriale* Ansätze nehmen Fragen von Differenz und Ungleichheit innerhalb einer Kategorie in den Blick. In der folgenden Analyse werde ich mich auf den inter-kategorialen Ansatz beziehen.

Da der Begriff der Migration oder des Migrationshintergrundes diffus ist und vielfältige Lebensrealitäten, soziale, kulturelle und individuelle Hintergründe beinhaltet, stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Migration zu den Differenzkategorien *race* und Ethnizität beziehungsweise ob Migration eine eigene Kategorie darstellt.

3.1 Ungleichheitsdimensionen im Kontext von Migration

Analysen der Intersektionalität sollten auf ausgewiesene Strukturdimensionen zurückgreifen. Von einer Ungleichheitskategorie im Sinne einer Struktur wäre demnach erst dann zu reden, „wenn eine Veränderung der Ungleichbehandlung das Potenzial zur Erschütterung der sozialen Ordnung hätte und auf entsprechend heftige Abwehr träge“ (Hagemann-White 2011: 20). Lebenschancen und der Zugang zu Ressourcen werden, so lässt sich belegen, spezifisch für MigrantInnen bestimmt; selbst in der zweiten und dritten Generation wird der Zugang zu Bildung, dem Erwerbsarbeitsmarkt und Einkommen vom Faktor „Migrationshintergrund“ beeinflusst (Hagemann-White 2011).

„Migrationshintergrund“ ist ein Begriff, der unterschiedliche Situationen umfasst und dessen Ungleichheitsdimensionen auch im Kontext des Erwerbs- und sozialen Status, des Aufenthaltsstatus wie auch in Abhängigkeit vom Migrationsprozess stehen.

Es ist nicht die Kategorie Ethnizität, anhand derer die strukturelle Benachteiligung vieler MigrantInnen erklärt werden kann. Ethnizität bildet ein „Beziehungsgeflecht von Fremd- und Selbstzuschreibungen“, im Gegensatz zu *race*, bei der die „Fremdzuschreibung im Mittelpunkt“ steht (Schultz 2011: 125). Doch die strukturelle Diskriminierung vieler MigrantInnen geht eben nicht mit der jeweiligen Identifizierung als verschiedene ethnische Gruppen versus der Identifizierung als „ethnische“ Französinnen und Franzosen einher (vgl. Hagemann-White 2011). Klinger und Knapp (2007: 20) weisen darauf hin, dass Ethnizität eher mit kulturellen Unterscheidungen arbeitet, wohingegen *race* auf naturalisierenden Begründungen basiere. Und ethnische Gruppen seien häufig nahezu identisch mit sozialen Lagen (Schultz 2011: 125), auch ein Unterschied zur Kategorie *race*, die quer zu sozialen Lagen verlaufen kann. Bei der Benachteiligung von MigrantInnen können rassistische Vorurteile erwiesenermaßen eine große Rolle spielen,

jedoch basiert die strukturelle Benachteiligung von MigrantInnen eben nicht in allen Fällen auf der Kategorie *race*.

Während also etwa für die US-amerikanische Gesellschaft die drei Ungleichheitskategorien Geschlecht, Klasse, *race* nachweisbar waren (Hagemann-White 2011: 18), lässt sich für Europa die Bestimmung der tragenden Strukturkategorie im Kontext von Migration nicht auf die Kategorie *race* beschränken, da sich „europaweit gesehen [...] keine konsistente, auf Rassenzugehörigkeit verweisende Machtstruktur [findet]. Rassismus und Fremdenfeindlichkeit scheinen fast als frei flottierende Ressourcen für soziale Ausgrenzung zu fungieren, bei der die Zielscheibe über die Jahrzehnte wechselt“ (Hagemann-White 2011: 19). Vielmehr scheint sich für viele (west-)europäische Länder Migration als eigene strukturelle Kategorie zu erweisen, wobei in Frankreich ob dessen historischer Verstrickung in die Kolonialherrschaft zum Teil vergleichbare strukturelle Bedeutungen von Rassenzuweisung wie in den USA zu bestehen scheinen (Hagemann-White 2011: 19).

Um den Strukturkategorien im Feld der migrantischen Sorgearbeit näher zu kommen, lohnt es sich, genauer zu betrachten, wovon wir sprechen, wenn wir die Situation von migrantischen Care-Arbeiterinnen in Frankreich untersuchen. Transnationale Sorgearbeit wird von Migrantinnen geleistet, die ihr Herkunftsland verlassen, um ihren Lebensunterhalt und häufig den ihrer Familie durch Care-Arbeit in einem anderen Land zu bestreiten. Die Situation im Herkunftsland, der Bedarf an Care-Arbeiterinnen im Zielland, die „weiblich“ und „ethnisch konnotierte“ (Riegraf/Theobald 2010: 137) Sorgearbeit wie auch der eingeschränkte Zugang zu besseren Arbeitsmöglichkeiten dort konstituieren die äußeren Bedingungen der Arbeitssituation transmigrantischer Care-Arbeiterinnen. Somit ist hier eine strukturelle Benachteiligung aufgrund von Migration erkennbar. In Frankreich wird Care-Arbeit jedoch auch häufig von Frauen geleistet, die in Frankreich geboren und aufgewachsen sind, und deren Eltern oder Großeltern nach Frankreich immigrierten – häufig aus nordafrikanischen Staaten (vgl. Lutz 2002: 167). Ihre Diskriminierungssituation basiert auf strukturellen sozialen Benachteiligungen, auch im Bildungsbereich und auf dem Arbeitsmarkt (vgl. Meurs et al. 2006), die meiner Ansicht nach auch auf rassistischer Diskriminierung basieren.

Hieraus lässt sich ableiten, dass migrantische Care-Arbeit in Frankreich ein Feld ist, in dem Migration wie auch *race* als tragende Ungleichheitskategorien erkannt werden können. Somit werde ich im Folgenden von der Ungleichheitskategorie *race*/Migration sprechen.

4 Die intersektionale Analyse migrantischer Sorgearbeit in Frankreich

4.1 Geschlechtliche Arbeitsteilung und Familienpolitik in Frankreich

Der erste Analyseschritt gilt dem Zusammenhang zwischen migrantischer Sorgearbeit, der vorherrschenden geschlechtlichen Arbeitsteilung und den durch Familienpolitik hergestellten Rahmenbedingungen.

In Frankreich ist das Familienmodell der *dual breadwinner* hegemonial, auch für Mütter ist eine Vollzeitbeschäftigung üblich, Teilzeitbeschäftigung war bis vor einigen

Jahren eher ungewöhnlich (Fagnani/Letablier 2005: 146).² Die Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit vollzog sich vor allem in den 1980er Jahren und wurde bis in die 1990er Jahre durch den Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung gefördert. Zugleich fehlten Anreize einer bezahlten Erwerbsunterbrechung, da diese zunächst erst ab dem dritten Kind gewährt wurde. Ganztagschulen sowie die kostenlose Betreuung der Kinder ab drei Jahren ermöglichen den Eltern eine gemeinsame Erwerbstätigkeit. Auch für Kleinkinder wird ein breites Betreuungsangebot in öffentlichen Einrichtungen oder über Tagesmütter bereitgestellt. Während die Betreuung der Kinder ab drei Jahren jedoch flächendeckend und kostenlos ist, gilt dies für die Kleinkindbetreuung nicht. Diese Angebote sind vor allem in ländlichen Gebieten weniger vorhanden und zum Teil sehr kostenintensiv (vgl. Beckmann/Ehnis 2009).

Für die Pflege und Versorgung alter Menschen setzt Frankreich auf einen Mix aus familiärer, ambulanter und stationärer Altenpflege. Daneben gibt es finanzielle und steuerliche Unterstützungen, um für die Versorgung von Kindern, Pflegebedürftigen und älteren Menschen Betreuungspersonen oder Haushaltshilfen zu beschäftigen. Betreuungsbeihilfen für Kinder sowie der Haushaltsscheck ermöglichen die legale Einstellung von Kinder- und Altenbetreuerinnen, Haushaltshilfen u. Ä., wodurch dem zunehmenden Bedarf solcher Dienstleistungen und dem Abbau der Schwarzarbeit in diesem Bereich Rechnung getragen werden soll (vgl. Scrinzi 2004). Trotz der sozialversicherungspflichtigen Absicherung ist dieser Tätigkeitsbereich ein Niedriglohnssektor, in dem insbesondere migrantische Frauen beschäftigt sind (vgl. Scrinzi 2004).

Generell unterstützt der französische Staat die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, zielt mit seinen Maßnahmen jedoch vor allem auf Frauen ab. Ihnen wird die Verantwortung für die Organisation der Sorgearbeit zugewiesen und es mangelt an einer präsenten Väterlichkeit, was auf das hegemoniale Männlichkeitsbild in Frankreich zurückzuführen ist. Zwar übernehmen Männer durchaus kindbezogene Aufgaben, jedoch hat sich das männliche Selbstverständnis des Familienversorgers stark gehalten (vgl. Ridder et al. 2004). Dieses relative Verharren in traditionellen Werten spiegelt sich auch in der Alltagsorganisation in Frankreich wider, für die Frauen hauptverantwortlich sind. Männer engagieren sich zumeist erst dann, wenn es aufgrund der Erwerbstätigkeit der Mutter zu Engpässen kommt und keine andere Möglichkeit der Kinderbetreuung besteht.³ Das traditionelle Männlichkeitsbild zeigt sich auch in der französischen Familienpolitik, die bis auf die Einführung eines elftägigen Vaterschaftsurlaubs keine Maßnahmen entwickelt hat, um Männern mehr Anreize für eine aktive Vaterschaft zu bieten. So hat sich trotz der zunehmenden Frauenerwerbstätigkeit die geschlechtliche Verteilung von Haus- und Familienarbeit kaum verändert (Beckmann/Ehnis 2009). Männer haben ihre Partizipation an der privaten Sorgearbeit nur geringfügig erhöht, ein Großteil der Familienarbeit wird bei Doppelverdienerpaaren auf den Staat oder den Markt verlegt.

2 Dennoch lässt sich bei Paaren mit Kindern ein Anteil von fast 30 % ermitteln, bei denen nur der Mann erwerbstätig ist (OECD 2009: 11). Diese Familien kommen häufig aus sozial schwachen Schichten, vgl. Kap. 4.3.

3 So ist das zeitliche Engagement französischer Männer für Sorgetätigkeiten geringer als in einigen anderen europäischen Staaten wie etwa Deutschland oder den skandinavischen Ländern (vgl. Beckmann/Ehnis 2011).

4.2 Migrantische Care-Arbeiterinnen als Garantinnen der dual breadwinner family

Gerade in den urbanen Gebieten Frankreichs zeigt sich, dass Vollzeitbeschäftigte mit Fürsorgepflichten über die staatlichen Betreuungseinrichtungen hinaus häufig weitere Dienstleistungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf benötigen. Oft werden Care-Arbeiterinnen gebraucht, um die Organisation von Erwerbs- und Familienleben zu bewältigen, auch wegen der tradierten Erwerbsarbeitsorganisation mit sehr langen Arbeitstagen. Die Möglichkeit von Frauen der Mittel- und Oberschicht, ihre Erwerbstätigkeit in vollem Umfang aufrechtzuerhalten, hängt auch maßgeblich davon ab, Sorgearbeit, die nicht auf den Staat übertragen werden kann oder innerfamiliär zwischen Mann und Frau verteilt wird, auf andere Frauen, häufig mit Migrationshintergrund, zu übertragen (vgl. Misra/Merz 2007: 123). Laut der Gewerkschaft CFDT beschäftigen 2,5 Millionen Haushalte in Frankreich Care-Arbeiterinnen für Dienstleistungen wie Kinderbetreuung, Altenpflege oder Haushaltstätigkeiten (ILO 2007: 18), und laut ILO waren im Jahr 2008 607 900 migrantische Frauen im Bereich privater Fürsorgedienstleistungen tätig (Réseau international des travailleuses domestiques 2010: 3).

Somit wird Sorgearbeit nicht nur zwischen Eltern und Staat und noch weniger zwischen Männern und Frauen, sondern zunehmend zwischen Frauen und Frauen – verschiedener Klassen und zwischen Frauen ohne und mit Migrationshintergrund – verteilt. Anhand der oben erwähnten Programme zur finanziellen Förderung der Inanspruchnahme von Care-Arbeiterinnen wird diese Verteilung durch den Staat forciert, wirksam werdend als „negative Konsequenzen der Neo-Liberalisierung der Wohlfahrtsstaaten“. So „führt die momentane Reorganisation des Wohlfahrtsstaates zu marktgesteuerten Dienstleistungsangeboten und einer beträchtlichen Abnahme an vom Staat zur Verfügung gestellten sozialen Betreuungsleistungen“ (Lutz 2007: 66). In Frankreich lässt sich etwa ein Rückzug aus dem Ausbau der öffentlichen Betreuungseinrichtungen für die unter Dreijährigen feststellen, während zeitgleich die finanzielle und steuerliche Förderung privat eingestellter Care-Arbeiterinnen ausgebaut wurde (ebd.).

Eine erste Analyse der Überkreuzung von Geschlecht und *race*/Migration im Feld der migrantischen Sorgearbeit in Frankreich lässt also die Verbindung von Gender-, Care- und Migrationsregime erkennen. Das französische Genderregime beinhaltet die Norm der Vollzeitwerbstätigkeit und weist die Hauptverantwortung der Sorgearbeit den Frauen zu. Hohe Anforderungen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie führen – trotz staatlicher Unterstützung, aber auch wegen der zu geringen egalitären familialen Arbeitsteilung – dazu, dass Familien auf migrantische Care-Arbeiterinnen zurückgreifen. Hinzu kommt ein Migrationsregime, das Migrantinnen vor allem Arbeitsmöglichkeiten im Care-Bereich zuweist.

4.3 Klasse, Migration und Geschlecht im Kontext von Care

Die Erwerbsarbeit sozial besser gestellter Familien wird also durch die zumeist schlecht bezahlte oder auch prekäre Sorgearbeit von migrantischen Frauen gewährleistet, die wiederum häufig keine Möglichkeiten haben, ihre Erwerbstätigkeit durch die Verlagerung von Sorgearbeit zu flankieren. Denn von der Inanspruchnahme der zunehmend

subventionierten Verlagerung von Sorgearbeit auf den Markt werden Familien mit geringem Einkommen ausgeschlossen. Haushaltshilfen und Kindermädchen sind für viele Familien unerschwinglich, hierzu gehören oft auch migrantische Familien.

Der Zugang zur Erwerbsarbeit ist für Menschen mit Migrationshintergrund durch deutliche Exklusionsmechanismen geprägt, sie sind in Frankreich in weitaus höherem Maß als Menschen ohne Migrationshintergrund von Erwerbslosigkeit und prekärer Beschäftigung betroffen. So war 2005 die Erwerbslosenquote von Männern, die nicht in Frankreich geboren wurden, um den Faktor 1,6 höher als die Erwerbslosenquote der nicht migrantischen Männer (vgl. OECD 2008: 112). Die Erwerbslosenquote der in Frankreich lebenden Frauen, die nicht dort geboren wurden, war 1,8-mal höher als die Erwerbslosenquote nicht migrantischer Frauen (vgl. OECD 2008: 112).

Daneben sind MigrantInnen in weitaus höherem Maß in unsicheren oder prekären Beschäftigungsverhältnissen erwerbstätig⁴ (vgl. Meurs et al. 2006: 661) und überrepräsentiert in Erwerbsbereichen wie dem Gesundheitsbereich, als Haushaltshilfen, Reinigungskräfte (vgl. Meurs et al. 2006: 673). Somit gehören migrantische Familien zu einem großen Teil zu den einkommensschwachen Familien, für die eine gemeinsame Erwerbstätigkeit nach der Geburt des Kindes aufgrund hoher Kosten der Kleinkinderbetreuung schwierig zu organisieren ist.

In den 1990er Jahren wurde in Frankreich die Bezugsmöglichkeit einer bezahlten Erziehungsfreistellung ausgeweitet, die bis dahin nur Familien mit drei oder mehr Kindern angeboten wurde. Sie bot jenen Familien hohe Anreize, die eine Kleinkinderbetreuung nur eingeschränkt oder gar nicht in Anspruch nehmen konnten. 1994 wurde die bezahlte Erwerbsunterbrechung auf Familien mit zwei Kindern und 2004 schließlich auf eine Bezugsberechtigung bereits ab dem ersten Kind erweitert. Schon die 1994 erfolgte Erweiterung zog starke Veränderungen der Erwerbstätigkeit von Müttern mit zwei Kindern, deren jüngstes Kind im Alter zwischen sechs und achtzehn Monaten war, nach sich. So sank ihre Erwerbstätigenquote von 70 % auf 44 % (Reuter 2002: 18). Der überwiegende Teil der Empfängerinnen dieser Leistungen sind einfache Angestellte und Arbeiterinnen, prekär Beschäftigte oder Erwerbslose, denen die bezahlte Erziehungsfreistellung auch „als Ausstiegshilfe aus schwierigen Arbeitsbedingungen und gering bezahlten Tätigkeiten [dient]“ (Fagnani 2000: 66). Jene 30 % der Familien mit männlichem Alleinernährer kommen daher häufig aus sozial schwachen Schichten. Von Familien mit gehobenem und höherem Einkommen wird das Erziehungsgeld eher in Kombination mit einer Erwerbsreduzierung und der Inanspruchnahme öffentlicher Kinderbetreuung genutzt (vgl. Marical 2007). Hieran zeigt sich, wie verschiedene familienpolitische Maßnahmen Familien entlang einer sozialen Linie ansprechen. An dieser Stelle wird die Überkreuzung von Gender, Klasse und *race*/Migration im Kontext der wohlfahrtsstaatlichen Regulierungen von Care deutlich. Denn ein erschwerter Zugang zur öffentlichen Kleinkinderbetreuung in Verbindung mit einer bezahlten Erwerbsunterbrechung führt trotz des in Frankreich hegemonialen Rollenverständnisses der erwerbstätigen Mutter vor allem bei sozial schwächeren (und migrantischen) Familien zur Erwerbsunterbrechung der Frau. Auch haben sozial schwache Familien nicht die

4 19 % der nicht migrantischen französischen Männer im Vergleich zu 25 % der migrantischen Männer, die nach Frankreich kamen im Alter jünger als zehn Jahre oder der zweiten Generation angehören. Bei Frauen liegt die Quote zwischen 40 % für Frauen aus Marokko und Tunesien und 31 % für Frauen aus Algerien (Meurs et al. 2006: 661).

finanzielle Möglichkeit, Care-Bedarfe auf den Markt zu verlagern. Insgesamt wird somit eher die gemeinsame Erwerbstätigkeit sozial privilegierter Männer und Frauen mit Fürsorgepflichten gefördert.

Der Wohlfahrtsstaat befördert diese Organisation von Care und die migrantische Care-Arbeit durch verschiedene Mechanismen. Zunächst fehlt eine holistische diskursive Wahrnehmung der Belange von Fürsorgetätigkeiten, die im Fall von Frankreich durch eine Fokussierung auf die Erwerbsarbeit bestimmt wird und sich darin äußert, dass sozial- und familienpolitische Maßnahmen vor allem dazu beitragen sollen, Menschen mit Betreuungsaufgaben möglichst effizient für die Anforderungen der Arbeitswelt auszustatten. Eine solche Perspektive auf die Bedeutung von Erwerbsarbeit führt in der Konsequenz zur Exklusion derer, die den Anforderungen des Arbeitsmarktes nicht völlig entsprechen.

Ebenso wenig wie die geschlechteregalitäre Organisation von Sorgearbeit stehen soziale Dimensionen des Zugangs zur Erwerbstätigkeit im Zentrum des sozialpolitischen Interesses. Ausdruck hierfür sind Programme, die eine Wahlfreiheit in der Betreuung von Kindern suggerieren, jedoch in einer sozialen Segregation von Kinderbetreuung münden – die Kinder von wohlhabenden Doppelverdienerpaaren werden außerhalb der Familie betreut, während sozial schwache Familien die Betreuung selbst übernehmen. Allein der verstärkte Ausbau kostengünstiger öffentlicher Kleinkinderbetreuung statt finanzieller Anreize zur Einstellung von Care-Arbeiterinnen hätte die soziale Segregation in der Form der Kinderbetreuung vermeiden können. Ebenso wenig scheinen die in der zunehmenden Beschäftigung von Care-Arbeiterinnen angelegten Dimensionen des Verhältnisses zwischen nicht migrantischen und migrantischen Frauen wahrgenommen zu werden. Hier spielt auch der für Migrantinnen wesentlich schlechtere Zugang zu anderen Bereichen des Arbeitsmarktes eine große Rolle.⁵

5 Die intersektionale Analyse als methodologische Erweiterung in der feministischen Wohlfahrtsstaatsforschung

Die vorangegangenen Kapitel haben gezeigt, dass migrantische Sorgearbeit in Frankreich im Kontext spezifischer Gender-, Care- und Migrationsregime steht, in denen im Hinblick auf die Organisation von Care die Strukturkategorien Gender, Klasse und *race*/Migration zusammenwirken. Im französischen Genderregime ist das Modell der *dual breadwinner* hegemonial und wird durch sozialpolitische Maßnahmen gefördert. Zugleich wird Sorgearbeit kaum anerkannt und maßgeblich den Frauen zugeschrieben. Dies geht einher mit einem Care-Regime, in dem die Organisation von Care auf die Anforderungen der Erwerbsarbeit zugeschnitten ist und wohlfahrtsstaatlich bereitgestellte und regulierte Care-Dienstleistungen eine uneingeschränkte Erwerbstätigkeit ermöglichen sollen. Ein solches Care-Regime unterscheidet sich strukturell von einem Care-Regime, in dem Sorgearbeit eine hohe Anerkennung fände und die Regulierung der

5 Im Gegensatz zu Deutschland gelingt Frankreich zwar eine bessere Gleichstellung von MigrantInnen im Bildungsbereich, die jedoch beim Übergang in den Arbeitsmarkt wieder verloren geht (vgl. Tucci/Groh-Samberg 2008).

Erwerbsarbeit auf die Belange von Care abgestimmt würde. Hier würde die vollständige Integration von *caregiver* und *carereceiver* im Mittelpunkt stehen.

Um die auf „die Belange des Erwerbs fixierte Lebenskultur“ (Kurz-Scherf 2007: 270) zu ermöglichen, werden in Frankreich staatliche Betreuungseinrichtungen zur Verfügung gestellt und die Inanspruchnahme von staatlich subventionierten, privaten Care-Dienstleistungen wie Haushaltshilfe, private Kinderbetreuung oder Altenpflege forciert. In Verbindung mit dem Migrationsregime werden diese Dienstleistungen maßgeblich von migrantischen Care-Arbeiterinnen ausgeführt und von sozial besser gestellten Familien beansprucht.

Anhand der in Kapitel 2 dargestellten Leitfragen kann nun das französische Care-Regime bewertet werden: Das Leitbild von *citizenship* wird gerade von jener Person erfüllt, die im vollen Umfang der Erwerbsarbeit zur Verfügung stehen kann. Zwar werden zur Erfüllung dieses Leitbildes nahezu vorbildlich Dienstleistungen für die Betreuung und Versorgung Dritter angeboten und vielen Müttern eine Vollzeitberufstätigkeit ermöglicht. Jedoch richten sich die maßgeblichen Strukturen des gesellschaftlichen Lebens am männlichen Erwerbstätigen aus. Menschen, die aufgrund sozialer, körperlicher, persönlicher oder regionaler Faktoren nur erschwert Zugang zur Erwerbsarbeit haben, können an den verschiedenen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens nur eingeschränkt partizipieren. Denn der Zugang zu Care-Dienstleistungen gestaltet sich nach Klasse oder entlang der Kategorie *race*/Migration sehr unterschiedlich. Insofern wird weder die Vielfalt und Verschiedenheit der Bedürfnisse von *caregivers* und *carereceivers* vollständig berücksichtigt noch liegt das Leitbild eines versorgenden oder versorgungsbedürftigen *citizen* zugrunde. Die Befähigung der Individuen, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, wird in Frankreich zwar nicht vollständig außer Acht gelassen, ist jedoch nach Klasse, Geschlecht oder *race*/Migration ungleich verteilt. Etwa werden MigrantInnen beim Zugang zu gesicherten Erwerbsbereichen diskriminiert. Insgesamt sind unterschiedliche Teilhabechancen und Zugänge zu Ressourcen entlang der Ungleichheitskategorien Gender, Klasse und *race*/Migration erkennbar.

Im französischen Wohlfahrtsregime ist kein plurales oder dynamisches Verständnis von Arbeit erkennbar, vielmehr ein auf das Normalarbeitsverhältnis fixiertes. Je nach sozialer Lage, Geschlecht und Migrationshintergrund sind die verschiedenen Arbeits- und Lebensbereiche besser oder weniger gut vereinbar. Die wohlfahrtsstaatliche Rahmung dieser Vereinbarkeit ist somit mit dem „Problemhorizont der sozialen Ungleichheit verknüpft“, die in Verbindung mit den Kategorien Klasse und *race*/Migration unterschiedlich Gestalt annimmt (Kurz-Scherf 2007: 280). Dies ist auch hinsichtlich der Bedingungen im Bereich der Care-Arbeit erkennbar. Weder Bezahlung noch Arbeitsbedingungen entsprechen den Kriterien einer sozialem Arbeit, es fehlt somit die sozialpolitische Regulierung eines sozialem Arbeitsbereichs, der zugleich unabhängig vom sozialen Hintergrund der *carereceiver* zugänglich ist.

Der Wohlfahrtsstaat profitiert durchaus von diesen Arrangements; Ungleichheiten, auch im Feld der Care-Arbeit, sind durchaus funktional (vgl. Klinger/Knapp 2007: 20) und bringen den Wohlfahrtsstaat als Gewinner durch die Individualisierung von Care-Bedarfen hervor. Kapitalistische Gesellschaften basieren auf sozialer Ungleichheit und reproduzieren diese; durch die intersektionale Analyse können diese hierarchisch funktierenden Differenzen offengelegt werden. Der intersektionale Ansatz lässt also eine

theoretische Analyse der strukturell tragenden „Kräfte“ der Differenzen und Unterwerfung zu (vgl. Hagemann-White 2011: 32). Im Feld der migrantischen Sorgearbeit kann hierdurch deren Komplexität entschlüsselt werden, indem die Ressourcen und damit zusammenhängende Inklusions- und Exklusionsmechanismen der Betroffenen wie auch der Beitrag sozialstaatlicher Akteure hierzu aufgezeigt werden. Für die feministische Wohlfahrtsstaatsforschung liefert die intersektionale Analyse somit ein Werkzeug, welches das Zusammenwirken der Differenzkategorien oder die Wechselwirkungen zwischen diesen als eigene Positionsbestimmung in den gesellschaftlichen Verhältnissen untersucht, und hier im Kontext wohlfahrtsstaatlicher Politik die daraus resultierenden Unterwerfungen verstehen lässt.

So zeigt das Beispiel Frankreich etwa, dass eine Betrachtung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf aus der Sicht der Wohlfahrtsstaatsforschung, reduziert auf die Kategorie Geschlecht, die unterschiedlichen und teils auch großzügigen familienpolitischen Maßnahmen zunächst als sehr frauenfreundlich erscheinen lässt. Erst unter Einbeziehung der Kategorien Klasse und *race*/Migration werden die darin enthaltenen Ungleichheitsdimensionen offensichtlich. Ein solcher Ansatz nimmt somit die Pluralität von Lebensbedingungen wesentlich genauer in den Blick.

Soziale und Geschlechtergerechtigkeit hängen maßgeblich davon ab, wie der Zusammenhang von Leben, Arbeit, Anerkennung und Teilhabe (sozial-)politisch umgesetzt wird. Eine emanzipative Umgestaltung der Gesellschaft muss dabei der Diversität ihrer Subjekte gerecht werden. Ein eindimensionales Leitbild von *citizenship*, das sich etwa auf einen weißen, mitteleuropäischen, männlichen, gebildeten, sich in gefestigtem Vollzeitbeschäftigungsverhältnis befindenden, von Fürsorgeaufgaben unabhängigen Bürger konzentriert, verliert diejenigen aus dem Blick, die diesem Leitbild nicht entsprechen. Somit bleibt Care nach wie vor ein abgewerteter Aufgabenbereich, der auf untergeordnete Personen übertragen wird (vgl. Rerrich 2010), im Rahmen des Migrationsregimes somit auf Migrantinnen, die kaum andere Erwerbchancen haben. Durch die intersektionale Analyse von Care wird die Feststellung unterstrichen, dass soziale und Geschlechtergerechtigkeit nach wie vor auch von einer Umverteilung von Care und hierbei vor allem von einer Neustrukturierung von Gesellschaft und Arbeit abhängen, die über die aktuelle Politik einer Vereinbarkeit von Familie und Beruf hinausgehen.

Literaturverzeichnis

- Beckmann, Sabine & Ehnis, Patrick. (2009). Familienpolitik und Geschlechterkultur – Frankreich zwischen Emanzipation und Traditionalisierung. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 1 (1), 28–45
- Beckmann, Sabine & Ehnis, Patrick. (2011). Intersektionale Perspektiven auf die geschlechtliche Arbeitsteilung – Schweden und Frankreich im Vergleich. In Dagmar Vinz & Sandra Smykalla (Hrsg.), *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit* (S. 195–210). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Brückner, Margrit. (2008). Kulturen des Sorgens (Care) in Zeiten transnationaler Entwicklungsprozesse. In Hans Günther Homfeldt; Wolfgang Schröer & Cornelia Schewpe (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Transnationalität. Herausforderungen eines spannungsreichen Bezugs* (S. 167–184). Weinheim, München: Juventa

- Brückner, Margrit. (2010). Entwicklungen der Care-Debatte – Wurzeln und Begrifflichkeiten. In Ursula Apitzsch & Marianne Schmidbauer (Hrsg.), *Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen* (S. 43–58). Opladen: Verlag Barbara Budrich
- Crenshaw, Kimberlé. (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. *The University of Chicago Legal Forum*, 139–167
- Fagnani, Jeanne. (2000). Familienpolitik, Arbeitsmarktpolitik und Geschlechtergleichheit in Frankreich. Eine kontrastreiche Bilanz. *femina politica*, 9 (2), 61–71
- Fagnani, Jeanne & Letablier, Marie-Thérèse. (2005). Social Rights and Care Responsibility in the French Welfare State. In Birgit Pfau-Effinger & Birgit Geissler (Hrsg.), *Care and Social Integration in European Societies* (S. 135–152). Bristol: Policy Press
- Hagemann-White, Carol. (2011). Intersektionalität als theoretische Herausforderung für die Geschlechterforschung. In Dagmar Vinz & Sandra Smykalla (Hrsg.), *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit* (S. 17–30). Münster: Westfälisches Dampfboot
- ILO. (2007). *Un travail décent pour les travailleurs domestiques. Education ouvrière 3–4, numéro 148–148*. Zugriff am 12. April 2011 unter www.ilo.org/wcmsp5/groups/public/---ed_dialogue/---actrav/documents/publication/wcms_112466.pdf
- Klinger, Cornelia & Knapp, Gudrun-Axeli. (2007). Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz: Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse/Ethnizität“. In Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp & Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (S. 19–41). Frankfurt a. M.: Campus
- Knijn, Trudie & Kremer, Monique. (1997). Gender and the Caring Dimension of Welfare States: Towards Inclusive Citizenship. *Social Politics*, 4 (3), 328–361
- Kurz-Scherf, Ingrid. (2007). Soziabilität – auf der Suche nach neuen Leitbildern der Arbeits- und Geschlechterpolitik. In Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jakobsen & Susanne Völker (Hrsg.), *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog* (S. 269–284). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Lister, Ruth. (1997). Citizenship: Towards a feminist synthesis. *Feminist Review*, 57, 28–48
- Lutz, Helma. (2002). In fremden Diensten. Die neue Dienstmädchenfrage als Herausforderung für die Migrations- und Genderforschung. In Karin Gottschall & Birgit Pfau-Effinger (Hrsg.), *Zukunft der Arbeit und Geschlecht. Diskurse, Entwicklungspfade und Reformoptionen im internationalen Vergleich* (S. 161–182). Opladen: Leske + Budrich
- Lutz, Helma. (2007). Intime Fremde – Migrantinnen als Haushaltsarbeiterinnen in Westeuropa. *L'Homme*, 18 (1), 61–78
- Marical, François. (2007). Réduire son activité pour garder son enfant: les effets de la PAJE. *Recherches et Prévisions*, 88, 21–32
- McCall, Leslie. (2005). The Complexity of Intersectionality. *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 30 (3), 1771–1800
- Meurs, Dominique; Pailhé, Ariane & Simon, Patrick. (2006). *The Persistence of Intergenerational Inequalities Linked to Immigration: Labour Market Outcomes for Immigrants and Their Descendants in France. Population-E*, 61 (5–6), 645–682
- Misra, Joya & Merz, Sabine N. (2007). Neoliberalism, Globalization, and the International Division of Care. In Amalia Cabezas, Ellen Reese & Marguerite Waller (Hrsg.), *Wages of Empire: Neoliberal Policies, Repressions, and Women's Poverty* (S. 113–126). Boulder: Paradigm
- Nussbaum, Martha. (2002). Capabilities and Social Justice. *International Studies Review*, 4 (2), 123–135
- OECD. (2008). *Jobs for Immigrants – Vol. 2: Labour Market Integration in Belgium, France, the Netherlands and Portugal*. Paris

- OECD. (2009). *OECD Family Database. LMF8: The Distribution of Working Hours Among Adults in Couple Families by Age of Youngest Child and Number of Children*. Zugriff am 23. September 2009 unter www.oecd.org/dataoecd/1/54/43199569.pdf
- Rerrich, Maria S. (2010). Unsichtbar, unentbehrlich, uneinheitlich: Die Vielfalt der bezahlten Haushaltsarbeit von Migrantinnen. In Regina Dackweiler & Reinhild Schäfer (Hrsg.), *Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlechterverhältnisse aus feministischer Perspektive* (S. 150–167). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Réseau international des travailleuses domestiques. (2010). *Les travailleuses domestiques dans le monde. Resumés des données statistiques et des estimations disponibles and estimates*. Zugriff am 12. April 2011 unter http://fr.domesticworkerrights.org/sites/fr.domesticworkerrights.org/files/Statistical%20Data_HR_F.pdf
- Reuter, Silke. (2002). *Frankreichs Wohlfahrtsstaatsregime im Wandel? Erwerbsintegration von Französisinnen und familienpolitische Reformen der 90er Jahre*. ZeS-Arbeitspapier 13/2002. Bremen
- Ridder, Guido de; Ceroux, Benoît & Bigot, Sylvie. (2004). Les projets d'implication paternelle à l'épreuve de la première année. In Caisse nationale des allocations familiales (Hrsg.), *La paternité aujourd'hui. Pratiques, implications et politiques* (S. 39–51). Paris
- Riegraf, Birgit & Theobald, Hildegard. (2010). Überkreuzungen sozialer Ungleichheiten in der Fürsorgearbeit: Wandel der Versorgung älterer Familienmitglieder im Ländervergleich. In Regina Dackweiler & Reinhild Schäfer (Hrsg.), *Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlechterverhältnisse aus feministischer Perspektive* (S. 132–149). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Sauer, Birgit. (2006). Geschlechterdemokratie und Arbeitsteilung. Aktuelle feministische Debatten. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 31 (1), 54–76
- Schultz, Ulrike. (2011). Intersektionalität, Ethnie und Geschlecht: Umsetzung in der qualitativen Sozialforschung. In Dagmar Vinz & Sandra Smykalla (Hrsg.), *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit* (S. 123–139). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Scrinzi, Francesca. (2004). „Ma culture dans laquelle elle travaille“. Les migrantes dans les services domestiques en Italie et en France. [Genre, travail et migrations en Europe. Migration et travail domestique]. *Les cahiers du CEDREF*, 12, 137–162
- Tronto, Joan. (2000). Demokratie als fürsorgliche Praxis. *Feministische Studien extra*, 18 (1), 25–42
- Tucci, Ingrid & Groh-Samberg, Olaf. (2008). *Das enttäuschte Versprechen der Integration: Migrantennachkommen in Frankreich und Deutschland*. DIW Discussion Papers 835. Berlin
- Weckwert, Anja. (2008). Geschlecht und Migration im Wohlfahrtsstaat. In Heike Brabandt, Bettina Roß & Susanne Zwingel (Hrsg.), *Mehrheit am Rand? Geschlechterverhältnisse, globale Ungleichheit und transnationale Handlungsansätze* (S. 145–163). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Zur Person

Sabine Beckmann, Dr. phil., Politikwissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „Identitätskonstruktionen im Lebenslauf – Sekundäranalysen im Komplex Gender, Familie und Arbeit“ an der Universität Bremen. Bis August 2010 Vertretung der Professorin „Politik und Soziologie in der Sozialen Arbeit“ an der Hochschule Bremen. Arbeitsschwerpunkte: Arbeits- und Careforschung, feministische Politikwissenschaft und Geschlechterforschung, Intersektionalität, international vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung
Kontakt: E-Mail: kontakt@sabinebeckmann.de

Gestaltung von Care-Prozessen in individuellen Care-Netzen zwischen privaten Unterstützungen, sozialen Dienstleistungen und sozialstaatlicher Versorgung

Zusammenfassung

Der Beitrag geht Gestaltungsweisen langfristiger Care-Prozesse in privaten Haushalten im Rahmen des Wohlfahrtsregimes nach, um Bedingungen subjektorientierter Care-Praxen in Unterstützungsnetzen zu erfassen. Struktur- und handlungsbezogene Facetten des Doing Care werden anhand einer qualitativen Studie herausgearbeitet und in den Kontext der internationalen feministischen Care-Debatte gestellt. In den erfassten Praxisfeldern psychisch erkrankte, physisch beeinträchtigte und hilfebedürftige alte Menschen werden Bewältigungsmuster der AkteurInnen herausgearbeitet, die sich auf Thematisierungen des Unterstützungsbedarfs – Ortlosigkeit, körperliche Einschränkungen und Verlust von Eigenständigkeit – beziehen. Diese Thematisierungen sind als Dimensionen von Angewiesenheit zu verstehen, die deutlich machen, dass Care Achtsamkeit voraussetzt.

Schlüsselwörter

Care, Unterstützungsbedarf, Angewiesenheit

Summary

Organising care in individual care networks based on private support, social services and the welfare state

The paper investigates the organisation of long-term care processes in private households in a welfare regime to map the conditions of subject-oriented care in support networks. In a qualitative analysis structural and task related aspects of providing care are analyzed and interpreted in the context of the international feminist care debate. The paper goes on to describe the patterns of how care givers cope with psychiatrically ill, physically handicapped and dependent elderly people, and how they address issues such as exclusion, physical restrictions and loss of independence. These issues are dimensions of dependency that stress the importance of awareness in care.

Keywords

Care, Need of Support, Dependency

1 Doing Care im Wohlfahrtsregime

Doing Care als subjektorientierte Gestaltung von Sorge durch beteiligte unterstützte und unterstützende Akteurinnen und Akteure lässt sich am besten in langfristigen Prozessen in privaten Haushalten untersuchen, da hier die verschiedenen AkteurInnen über eine Zeitspanne selbst tätig werden müssen. In diese Gestaltungsweisen fließen individuelle Muster des Sich-Einlassens im Sinne der Balance zwischen Fürsorge und Selbstständigkeit ebenso ein wie geschlechts- und generationsspezifische Orientierungen und ethisch überformte Handlungsmuster. Die Analyse individueller Care-Netze mit ihren jeweiligen Strukturen und interaktiven Besonderheiten ermöglicht Verstehensprozesse von Care-Netzwerkdynamiken und eine kritische Reflexion des sozialstaatlichen Rahmens einschließlich professioneller Handlungsbedingungen und -Möglichkeiten.

Struktur- und handlungsbezogene Facetten des Doing Care sollen anhand einer multimedial angelegten Studie zur Frage ‚Wer sorgt wie für wen‘ an der Fachhochschule Frankfurt a. M.¹ herausgearbeitet und im Kontext der internationalen feministischen Care-Debatte interpretiert werden. Aus drei Praxisfeldern – hilfebedürftige alte, psychisch erkrankte und physisch beeinträchtigte Frauen und Männer – wurden erwachsene Unterstützte und Unterstützende² in zwölf Netzwerken mittels themenzentrierter Leitfadenterviews mit narrativen Anteilen (vgl. Friebertshäuser 2003) befragt und Netzwerkarten des Unterstützungsumfeldes (vgl. v. Kardorff 1995) erstellt sowie Care-Prozesse teilnehmend beobachtet (vgl. Legewie 1995) und anschließend die Daten mittels qualitativer Inhaltsanalyse (vgl. Schmidt 2003) ausgewertet.³ Die Untersuchung bestätigte, dass Praxen der Fürsorglichkeit in und außerhalb von Familie und sozialen Institutionen existieren (vgl. Roseneil/Budgeon 2005) und sozial- und pflegeberufliche Rahmenbedingungen fürsorgliches Handeln sowohl ermöglichen als auch erschweren (vgl. Senghaas-Knobloch 2008). Als fruchtbar erwies sich das care-theoretische Konzept einer besonderen „Fürsorgetationalität“ (Waerness 2000), welches das Augenmerk auf Verständigung und Abstimmung von Bedürfnissen und Sichtweisen legt, die auf Grenzen der Normierungen und Standardisierungen von Sorgetätigkeiten verweisen (vgl. Bauer/Gröning 2008). In Einklang mit diesem Konzept bestanden für alle Befragten zentrale Momente von Care in verlässlicher Zuwendung bei gleichzeitig ausreichendem Handlungsspielraum sowie einem stabilen institutionellen Rahmen. Dem steht eine von sozialstaatlichen Instanzen zunehmend favorisierte, schematische und in Minuten abgezahlte Hilfeform gegenüber, die sich gerade bei langfristigen Unterstützungsprozessen eher an quantifizierbaren und ökonomistischen Prinzipien orientiert (vgl. Bonvin 2009).

2 Geschlechtertheoretische Grundlagen der internationalen Debatte um Care

Um den Stellenwert des als Interpretationsfolie genutzten Konzeptes der Fürsorgetationalität im Kontext der Care-Debatte zu verdeutlichen, soll deren Entstehen und Anliegen kurz skizziert werden. Ausgangspunkt der Debatte vor drei Jahrzehnten war es, Care als zumeist von Frauen un- oder unterbezahlt ausgeführte, gesellschaftlich notwendige Tätigkeit sichtbar zu machen (vgl. Brückner 2010). Ziel ist die „radikale Vision“ (Maurer 2011: 126) einer gleichrangigen Anerkennung von Sorgetätigkeiten mit anderen Formen der Arbeit angesichts zwischenmenschlicher Interdependenz und asymmetrischer Beziehungen als Normalfall (vgl. Fraser 2003). Care wurde der Schleier der Naturhaftigkeit entzogen und die Konstruktion von Care-Prozessen und deren sozialpolitische Rahmung in den Blick genommen (vgl. Sauer 2006). Die Aktualität dieser

1 Dem Forschungsteam gehörten neben der Autorin an: Dr. Marianne Schmidbaur, die Dipl.-Sozialarbeiterinnen Gisela Heimbeck, Franziska Peters und Tanja Reimann sowie wechselnde Studierende.

2 In unserer Untersuchung haben wir *carereceiver* und *caregiver* mit Unterstützte und Unterstützende übersetzt.

3 Zugang zum Untersuchungsfeld bekamen wir über Professionelle. Es wurden 30 Frauen und 10 Männer (1–2 Std.) interviewt und 12 professionelle Care-Prozesse (11/2–4 Std.) beobachtet. Alle Daten wurden anonymisiert und Interviewpassagen sprachlich angepasst.

Debatte beruht darauf, dass weder die im privaten Raum erbrachten Care-Leistungen (vgl. Jurczyk 2010) noch diejenigen des Wohlfahrtsstaates (vgl. Preglau 2010) aufgrund sich verändernder Strukturen ausreichend gesichert und im transnationalen Kontext⁴ unter Einbeziehen von Intersektionalität neu zu verhandeln sind (vgl. Theobald 2008). Die Sicherung zwischenmenschlicher Sorgebedürftigkeit muss nach Martha Nussbaum (2003) auf Gerechtigkeitsvorstellungen aufbauen und Menschen in einer Weise zur Handlungsmächtigkeit (agency⁵) befähigen sowie ihnen Entscheidungsmöglichkeiten eröffnen, die zur Achtung von FürsorgeempfängerInnen beiträgt und die Lebensgrundlage von FürsorgespenderInnen berücksichtigt. Eine solche Befähigung⁶ erfordert entsprechende Infrastrukturen und Berechtigungen auf der Basis ausreichender Ressourcen, Seins- und Handlungsmöglichkeiten und geht von dem menschlichen Vermögen aus, zwischen eigenen Vorteilen und als richtig erkannten Erfordernissen abwägen zu können (vgl. Giullari/Lewis 2005). Daher kommt dem Konzept einer bewussten „Fürsorgetationalität“ (Waerness 2000) mit seiner interaktionell ausgerichteten Sichtweise, der Forderung zureichender Handlungsspielräume für alle AkteurInnen und der Reflexion des Spannungsverhältnisses von Fürsorge und Selbstständigkeit eine besondere Bedeutung zu. Für eine subjektorientierte, über eine Zweck-Mittel-Orientierung hinausweisende Care-Perspektive bedarf es einer Logik des Sorgens, die Bedürfnisse und Würde umsorgter und sorgender Menschen einbezieht. Das setzt entsprechende Rahmenbedingungen voraus (vgl. Friese 2010).⁷

3 Doing Care: Strukturen der Unterstützungsnetze in den erfassten Praxisfeldern

3.1 Das Sample

In allen erfassten zwölf Netzwerken wurden jeweils mindestens drei Personen interviewt und/oder beobachtet: die unterstützte Person, eine informell unterstützende (familiar, befreundet oder ehrenamtlich) und eine formell unterstützende Person (Soziale Arbeit oder Pflege). Im Praxisfeld psychisch erkrankter Menschen wurden vier Netzwerke von drei Frauen und einem Mann im erwerbsfähigen Alter mit unterschiedlichen Erkrankungen (Manische Depression, Psychose, Borderline, Burnout) und in verschiedenen Lebenslagen (allein lebend, Wohngemeinschaft, Ehe) erhoben. Wichtig war allen Unterstützten eine – ihnen derzeit kaum gelingende – soziale Einbindung durch Arbeit, aber auch Arbeit als Existenzsicherung.

4 Zur Bedeutung transnationaler Migrationsprozesse siehe z. B. Apitzsch/Schmidbauer 2010. In unseren Netzen waren nur Frauen mit Migrationshintergrund tätig, da wir institutionalisierte Netze erforscht haben.

5 Zur Bedeutung des Begriffes vgl. Homfeldt/Schröer/Schwepe 2008.

6 Der Befähigungsansatz basiert auf der menschlichen Kapazität zu praktischer Vernunft und Bindung, einschließlich Entscheidungsfreiheit über die Nutzung körperlicher, emotionaler und gedanklicher Fähigkeiten (vgl. Nussbaum 1999).

7 Im Kontext neoliberaler Subjektivierungsweisen wird dieses Spannungsverhältnis einseitig durch Selbststeuerungsanforderungen und Reprivatisierungen sozialer Einrichtungen in Richtung Selbstverantwortung aufgelöst (vgl. Ludwig 2006).

Im Praxisfeld körperlich eingeschränkter Menschen haben wir vier Netze zur Unterstützung von drei Männern und einer Frau befragt, alle ebenfalls im erwerbsfähigen Alter, mit unterschiedlichen Erkrankungen (seit Geburt oder dem Erwachsenenalter) und verschiedenen Graden des Unterstützungsbedarfs (durch Lähmungen des Unterleibs, teils auch der Arme, oder Erblindung) und in unterschiedlichen Lebenslagen (familiar bis allein lebend), wobei in zwei Netzen langjährigen Freundschaften eine hohe Bedeutung zukam. Alle Unterstützten wollten tätig sein oder werden (Erwerbstätigkeit und/oder ehrenamtliche Arbeit).

Im Praxisfeld hilfebedürftiger alter Menschen wurden vier Netze der Unterstützung von drei Frauen und einem Mann mit unterschiedlichen krankheits- und altersbedingten Einschränkungen (Diabetes, Alzheimer, Depression, Gebrechlichkeit) untersucht. Alle erhielten Unterstützung von jeweils einer Angehörigen⁸ (die drei Frauen von ihrer Tochter, der Mann von seiner Ehefrau), mit denen sie in einem Haushalt oder Haus zusammenlebten.

3.2 Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Strukturen untersuchter Care-Netze

Um die Rahmenbedingungen der Gestaltungsmöglichkeiten und -grenzen des Doing Care zu verdeutlichen, werden zunächst charakteristische Merkmale der Netzwerke in den verschiedenen Praxisfeldern aufgezeigt. Einige Gemeinsamkeiten sind durch die Untersuchung vorgegeben, denn sie bilden unsere Erhebungskriterien ab: Alle Unterstützten bedürfen kontinuierlicher Hilfe, erhalten informelle und formelle Betreuungen und leben in einem privaten Haushalt.⁹ Durch Bildung von Auswertungskategorien mittels offenen Codierens, das heißt in Auseinandersetzung mit dem Material¹⁰ (vgl. Schmidt 2003), konnten weitere Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausgearbeitet werden. Als zentral erwiesen sich die Kategorien: Lebensmittelpunkt, Netzwerkgestaltung, Zusammenhalt von Generationen und Geschlechtern, Rolle verschiedener Unterstützungsgruppen, Themen des Unterstützungsbedarfs. Die anhand dieser Kategorien gefundenen konkreten Merkmale charakterisieren die untersuchten Netze in folgender Weise:

- Ein wichtiger Aspekt der Lebenssituation der zwölf unterstützten Frauen und Männer bezieht sich auf den Lebensmittelpunkt, der entweder auf das häusliche Umfeld konzentriert oder zwischen häuslichem Umfeld und ambulanten Maßnahmen angesiedelt ist.¹¹ In allen drei Praxisfeldern lässt sich jeweils die Hälfte als derzeit einpolig respektive zweipolig beschreiben, wobei sich Lebensmittelpunkte lebensgeschichtlich verschieben können.

8 Gemeinsam ist diesen Netzen, dass sich andere Verwandte kaum an der alltäglichen Sorge beteiligen.

9 Es sollten längerfristige Prozesse erfasst werden, in denen sich Beziehungen entwickeln und wo die Herstellungsleistung von Care bei den Beteiligten liegt. Unterstützte Frauen und Männer sollten befragt werden, da Gender Individuen und soziale Strukturen prägt, sowie informelle, ehrenamtliche und professionelle Kräfte eingebunden sein, um das Zusammenspiel untersuchen zu können.

10 Zugrunde gelegt wurden: je 40 Sachfragebögen zu Sozialdaten, Interviewprotokollbögen, Interviews, Netzwerkkarten und 12 teilnehmende Beobachtungen.

11 Dennoch finden sich auch unterschiedliche Haltungen der Unterstützten zu formellen Unterstützungsangeboten, besonders bezüglich stationärer und teilstationärer Einrichtungen.

- Relevant für alle Netzwerke ist die Frage, wer für die Herstellung und Aufrechterhaltung des Netzes die Verantwortung übernimmt. Während diese Aufgabe in den Netzen hilfebedürftiger alter Menschen nur noch wenig bei ihnen selbst liegt, sind in den Netzen psychisch erkrankter und physisch beeinträchtigter Menschen eher die Unterstützten selbst aktiv – in Kooperation mit entsprechenden Diensten. Für fast alle Netze gilt, dass die Genehmigung von Maßnahmen seitens betreffender Stellen eine Rolle spielt, das heißt, es gilt sozialstaatliche Möglichkeiten herauszufinden und durchzusetzen.
- Recht verschieden gestaltet sich der Zusammenhalt von Generationen und Geschlechtern: Während die Norm der Sorgeübernahme zwischen den Generationen¹² (insbesondere Töchter) und das darin eingebettete Geschlechterverhältnis (vor allem Frauen) und die besondere Gefühlsaufgeladenheit dieser Unterstützungsform in den Netzen alter Menschen hervortreten, spielt intergenerationelle Sorge in den Netzen psychisch erkrankter Menschen eine vergleichsweise geringe Rolle. In den Netzen behinderter Menschen zeigt sich der Zusammenhalt zwischen den Generationen vor allem auf der Mutter-Kind-Ebene bei angeborenen Beeinträchtigungen. Bei Beeinträchtigungen, die im Erwachsenenalter entstanden sind, gibt es auch alternative Modelle, wie die Versorgung durch FreundInnen. Insgesamt finden sich unter den 28 zentralen Unterstützenden vier Männer (zwei informell und zwei professionell Sorgende), die anderen 24 sind – der weiblichen Konnotation von Care entsprechend – Praxisfeld-übergreifend Frauen.
- In allen Praxisfeldern sind unterschiedliche Ausgestaltungen der Sorgeübernahme durch die verschiedenen Unterstützungsgruppen anzutreffen. Aufgrund des hohen Grades der Professionalisierung in den untersuchten Netzen psychisch erkrankter und behinderter Menschen hat dort ehrenamtliche Arbeit eine relativ geringe Bedeutung, hingegen wird die Rolle dieser Tätigkeit in den untersuchten Netzen alter Menschen deutlicher sichtbar. Ehrenamtlich Helfenden kommt teils eine Scharnierfunktion zwischen professioneller und familialer Sorge zu, teils versuchen alle AkteurInnen, die Ehrenamtlichen auf ihre Seite zu ziehen, woraus sich für diese ein mehr oder weniger großer Handlungsspielraum ergibt. Die untersuchten Ehrenamtlichen selbst sind engagierte ältere Frauen in zumeist kirchlichen Organisationen. Bezogen auf professionelle Sorge finden sich hinsichtlich Grad und Art und Weise des Sich-Einlassens mannigfaltige Formen – von zurückhaltend minimalistisch bis mütterlich versorgend.
- Für den jeweiligen Unterstützungsbedarf relevante Themen sind in allen Netzen erkennbar und verweisen auf die asymmetrische Situation zwischen Unterstützten und Unterstützenden und Konstruktionen von Abhängigkeit. Diese praxisfeldspezifischen Ausprägungen von Angewiesenheit werden in den folgenden Unterpunkten bezogen auf zentrale Merkmale skizziert und in Kapitel 4 hinsichtlich der verschiedenen Handlungs- und Bewältigungsmuster dargelegt.

12 Für diesen Gedanken danke ich Marianne Schmidbaur.

3.3 Netzwerkthema psychisch erkrankter Menschen: Ortlosigkeit und die Bedeutung sozialer Angebote

Alle Unterstützten haben ihren früheren Lebensmittelpunkt (Erwerbsarbeit, Familie, soziales Umfeld) verloren, befinden sich mehr oder weniger auf der Suche nach sozialen Orten und halten Kontakt zu verschiedenen Einrichtungen. Selbst die in eine Partnerschaft Eingebundenen sind entweder gemeinsam isoliert oder die Partnerschaft als solche ist hoch problematisch. Das macht neue Freundschaften wichtig, nicht selten aus dem Umfeld psychisch Erkrankter, die sich als gegenseitig unterstützend verstehen. Die hohe Bedeutung alltagsstrukturierender sozialer Einrichtungen wirft für die am Netz beteiligten Professionellen die Frage auf, wie dieser Raum zu gestalten ist, wenn er eine schützende Funktion haben soll, ohne die Isolierung zu festigen. Es gilt, vor den Anforderungen des erwachsenen Lebens abzuschirmen, was aber eine Verinselung fördert, welche die Fiktion nährt, dass das Schwierige draußen gehalten werden könne. Doch für eine Zeit schafft ein solcher Ort Entlastung, bietet Halt und dient der Krisenbewältigung.

3.4 Netzwerkthema physisch beeinträchtigter Menschen: körperliche Einschränkungen und die Sicherung von Teilhabe und Pflege

Kennzeichnendes Thema dieser Netze ist die Auseinandersetzung mit körperbezogener Angewiesenheit, sowohl hinsichtlich der Ermöglichung eines Zugangs zur Welt – räumlich und sozial – als auch hinsichtlich der Körperfunktionen und -pflege. Eine entsprechende hohe Bedeutung kommt dem Umgang mit dem Körper und dem Verhältnis zur Pflege zu, wobei sich folgende Aspekte unterscheiden lassen, die Varianten körperbezogener Angewiesenheit verdeutlichen: Körperpflege, Ausscheidungen, Essen, Sexualität, bewegt werden/sich selbst bewegen. Insbesondere der Umgang mit Sexualität scheint gesellschaftlichen Normen entsprechend geschlechtsspezifisch unterschiedlich zu sein (von Tabuisierung/Ignorierung bis Einforderung). Die Bewältigung der leiblichen Ebene von Angewiesenheit zeigt sich in diesem Praxisfeld besonders prägnant, weil deutlich wird, wie sehr das Gelingen der Unterstützung angesichts notwendiger Überschreitung von Körpergrenzen von zwischenmenschlicher Kooperation abhängt. Für die vier Netze lässt sich das Verhältnis von informeller zu formeller Betreuung auf einer Stufenleiter beschreiben, wobei die Netzwerkorganisation desto eher in den Händen der Unterstützten liegt, je zentraler die professionelle Hilfe ist: 1. vor allem familial (insbesondere die Mutter) und punktuell professionelle Dienste, 2. eher informell (durch den Freund), aber auch teilstationäre Rehabilitation, 3. eher professionell (insbesondere durch tägliche Pflege), aber auch kontinuierliche familiäre Ergänzung (durch die Ehefrau), 4. vor allem professionell (tägliche Pflege und Assistenz), verstanden von den AkteurInnen als ein Familiensystem/Familienbetrieb.

3.5 Netzwerkthema hilfebedürftiger alter Menschen: Verlust von Eigenständigkeit und das Maß der Umsorgung

Alle Unterstützten dieser Netze äußern Wünsche nach Eigenständigkeit bei gleichzeitig deutlichen Bedürfnissen nach Umsorgung respektive Anwesenheit familial Sorgender.

Insbesondere Letztere beschäftigen sich mit Fragen des Grades notwendiger Versorgung und eigenen Freiheitsräumen sowie mit Entlastungsmöglichkeiten und -grenzen formalisierter Unterstützungsformen. Während zwei der Unterstützten eine Tagesstätte besuchen und zudem ehrenamtlich versorgt werden, liegt die Hauptunterstützung in den beiden anderen Netzen bei den privat Sorgenden mit erheblichen Konsequenzen für deren Lebensführung. Damit stehen diese Netze für zwei unterschiedliche Modelle von Care: dem familienzentrierten mit etwas professioneller Unterstützung und dem Mixmodell, bei dem ein relevanter Teil der Sorge zwischen familialer Unterstützung und ambulanten Angeboten aufgeteilt wird. Beide Netzformen weisen Stärken und Schwächen auf: Die Zentrierung von Care auf eine Person des privaten Netzes mag dem Bedürfnis der Betreuten entgegenkommen, wirft aber die Frage auf, wie diese angesichts eines erwartbaren, zunehmenden Bedarfs verkraftbar ist oder durch steigende professionelle Betreuung aufgefangen werden kann, soweit die beteiligten AkteurInnen das wollen und dem keine finanziellen Hindernisse entgegenstehen. Ein eher zweipoliges Netz hat den Vorteil der Entlastung informell Unterstützender und für die unterstützte Person den Vorteil der Teilhabe an einem weiteren Lebensbereich, wirft aber die Frage nach Abstimmung und gegenseitiger Anerkennung auf.

4 Doing Care: Handlungs- und Bewältigungsmuster in den Unterstützungsnetzen der erfassten Praxisfelder

Im Folgenden sollen aus dem empirischen Material herausgearbeitete Thematisierungen des Unterstützungsbedarfs – Ortlosigkeit, körperliche Einschränkungen und Verlust von Eigenständigkeit – bezogen auf daraus hervorgehende Handlungs- und Bewältigungsmuster untersucht werden. Diese Thematisierungen sind weniger als getrennte Bereiche denn als Zuspitzungen des übergreifenden Themas Angewiesenheit zu verstehen, die in verschiedenen Feldern von Care unterschiedlich hervortreten.

4.1 Umgang mit Ortlosigkeit in Netzen psychisch erkrankter Menschen

Angesichts empfundener Ortlosigkeit steht für die Unterstützten Halt im Alltag in doppelter Weise im Vordergrund: als Einbindung in gesellschaftliche Strukturen und als Aufbau persönlicher Kontakte. Die Bedeutung, die sozialen Angeboten und dort tätigen Professionellen zukommt, soll am Beispiel zweier Netze¹³ dargelegt werden, in denen es in unterschiedlicher Weise gelingt, den Bedarf nach Tagesstrukturierung abzudecken. Zudem werden verschiedene Formen sozialer Interaktion in Institutionen deutlich.

Insbesondere Tagesstätten scheinen die Aufgabe der Einbindung zu erfüllen, denn sie bieten tagesfüllende Beschäftigung und gute Kontaktmöglichkeiten. So findet Herr Appel¹⁴ in einer Tagesstätte Orientierung und weitgehend selbstbestimmte Tätigkeit, ohne den Stress, der zu seiner Erkrankung geführt hat.

13 Die beiden anderen Netze ähneln in diesen Punkten jeweils einem der hier vorgestellten Netze.

14 Die fiktiven Namen aller Unterstützten beginnen mit A, nichtverwandter, informell Unterstützender mit D, formell Unterstützender mit E bzw. bei mehreren mit F.

Herr Appel: „Die Tagesstätte gibt mir sehr viel Halt. Dadurch hab ich einen geregelten Alltag. [...] Hier hab ich en festen Rahmen, kann im Werkraum arbeiten oder andere Arbeiten machen. [...] Hier wird kein Druck ausgeübt, das hilft mir, mich neu aufzurichten, nachdem ich ganz unten gewesen bin durch den Druck von außen. Wenn die Konzentration abreißt, bin ich zu nix mehr zu gebrauchen. Ich muss sehn, dass ich immer punktgenau fit bin, dass ich mich wirklich zusammenreiße und für eine Stunde konzentriert bin. Dadurch, dass ich krank geworden bin, habe ich net mehr die Möglichkeit, größere Sachen in Angriff zu nehmen. Wenn ich seh, es wird nix mehr, hör ich einfach auf.“

Dennoch hat er weiterhin einen hohen Anspruch an sich, den er nicht durchhält. Daher ist ihm der enge Kontakt zu den MitarbeiterInnen, insbesondere seiner Betreuerin Frau Eich, wichtig, die ihn in seinen Bedürfnissen unterstützen und in seiner Aktivität und Hilfsbereitschaft anerkennen. Doch das fünfmal genutzte Wort „sehr“ lässt auch erahnen, dass die Beziehungsgestaltung für die Betreuerin Kraft braucht.

Frau Eich (Betreuerin): „Er ist jemand, der sich sehr viel Hilfe selbstständig sucht und sehr aktiv sein möchte. Er macht sehr viel Kontakt mit uns, viel in der Werkstatt und holt sich dementsprechend Hilfe. Er geht aktiv auf Menschen zu, ist sehr hilfsbereit, kommt dadurch aber auch sehr schnell an seine Grenzen. Da müssen wir darauf achten, dass er sich nicht überfordert.“

Im Netz von Frau Albrecht spielen Institutionen ebenfalls eine alltagsstützende Rolle, aber nur als stundenweise Angebote, wodurch große Zeitlücken entstehen, die sie mühsam überbrücken muss. Aber auch sie findet dort Kontakte, weniger zu den Professionellen als zu anderen KlientInnen.

Frau Albrecht: „Ich geh in 'ne Selbsthilfegruppe für Borderliner und da treff ich mich auch mit Freunden. Hab meine Termine bei der Therapeutin und bei der Frau Emmel (ihre Sozialarbeiterin, d. A.). Ich muss mich schon ganz straffen: Ich schreib mir immer auf, was ich alles machen will, weil, wenn ich nichts habe, fall ich immer runter. Dann weiß ich, dann steh ich gar nich erst auf. Deswegen brauch ich en ganz gutes Gerüst.“

Auch die praktischen Hilfen¹⁵ von Frau Emmel sind ihr in zweifacher Hinsicht wichtig: zur Bewältigung bürokratischer Alltagsaufgaben und als Wertschätzung, indem sich jemand für sie einsetzt. Insbesondere die gefühlsmäßige Beteiligung der Sozialarbeiterin an ihrem Schicksal und deren energischer Einsatz tun ihr gut.

Frau Albrecht: „Mit'm Arbeitsamt hatt ich Probleme, die (Frau Emmel, d. A.) is richtig sauer geworden und hat gesacht: „Das steht Ihnen aber zu“. Das ist zwar so, dass ich dann selbst anrufe, aber damals konnt ich nich, als das war. Hat sie immer angerufen und gesagt: „Die Frau muss auch was essen, jetzt schreiben Sie mal nen Gutschein für 50 €!“ Hat se für mich angerufen, dann musst ich mir das nur noch abholen. Das fand ich gut.“

Frau Emmel selbst sieht in ihrer praktischen Unterstützung eine wichtige Aufgabe, aber gleichzeitig gerät sie ob der Alltagsnähe unter Rechtfertigungsdruck, weil sie sich auf „ganz einfache“ Dinge bezieht, für die sie keine professionelle Wertschätzung erwartet. Damit wird ein Spannungsfeld zwischen Bedarf und Professionalitätsnormen deutlich.

15 Ihre Therapie wurde aus Kostengründen zu ihrem Bedauern ausgesetzt, die oben genannte Therapeutin ist nur für die Regelung von Maßnahmen zuständig; ein kostenfreies Therapieangebot bei einer Beratungsstelle hat sie aufgrund des Personenwechsels abgelehnt.

Frau Emmel: „Das sind oft ganz einfache Alltagssachen oder Fragen, die für mich ganz logisch klingen, aber oft ist das für die Leute hier echt schwierig, weil sie dann überfordert sind, so mit Kleinigkeiten. Wo wir sagen würden „das ist doch kein Ding, da ruf ich jetzt an“, weil sie Rechte durchsetzen müssen, das ist oft ganz schwer.“

Die Suche nach Kontakt und die Bedeutung der Institutionen werden in beiden Netzen noch einmal aus der Perspektive informeller Bemühungen – einschließlich unterschiedlicher Erfolge – deutlich. Herr Appel und seine Frau leben in engster Partnerschaft und haben durch seine Erkrankung Freundeskreis und Familie (der sie seine Erkrankung wegen befürchteter Verständnislosigkeit verschweigen) verloren und jenseits der Kontakte in Institutionen ihre Suche aufgegeben.

Herr Appel: „Wir sind net nur Eheleute, mir sinn aach wie Zwillinge. Aber wir ham kein soziales Netz, wie mer des nennt. Wir ham des immer mal probiert, mit annere Mensche Freundschaft zu schließe, aber des is immer in die Hose gegangen. Jetzt mache mer 's net mehr.“

Auch Frau Appel, die zu ihrem Mann steht und der es mit ihrer umfassenden Unterstützung „gut“ geht, aber unter der Isolation leidet, richtet ihre sozialen Kontakte zusammen mit ihrem Mann auf Einrichtungen psychisch Kranker aus: Sie nimmt an Freizeitveranstaltungen der Tagesstätte teil, geht mit zu gesundheitlichen Beratungen ihres Mannes und hat selbst schon Rat gesucht. Beide sind voll des überschwänglichen Lobes auf die Tagesstätte, auf die vielleicht deshalb kein Schatten fallen darf, weil sie ihnen großen Halt bietet, auch wenn oder weil Herr Appel sie zwischenzeitlich aufgrund von Überforderung verlässt, denn jenseits dieser Einrichtung kommt nichts mehr. Es ist ein fragiles System, in das beide Eheleute eingebunden sind.

Frau Appel: „Wie der (ihr Mann, d. A.) hierher (in die Tagesstätte, d. A.) kam vor vier Jahren, es war ganz toll. Da hat er ne Struktur gehabt, wird zusammen was unternommen, wöchentlich ist en Café, wo Menschen auch von außen kommen, da bin ich immer mitgekommen. [...] Dann ham wir mit'm Arzt gesprochen – er ist ja in psychiatrischer Behandlung, da geh ich immer mit – der sagt, wenn's ihm zu viel wird, lieber rausgehen in Wald, was er früher sehr gerne gemacht hat. [...] Wenn er nach Hause kommt, sitzt auf der Couch und sacht „Ich bin heut platt, kann nicht mehr, lass mich mal ganz in Ruhe“, dann sach ich „Werd erst mal ruhig, vielleicht sollst Du emal anrufen und en Tag wieder nich hingehn“. Des is en ganz tolles Team, sehr engagiert, die sind total lieb und wir sind alle froh, dass es das hier gibt.“

Während Herr Appel auf Kontakte zu MitarbeiterInnen in Institutionen setzt, geht Frau Albrecht einen anderen Weg, indem sie in Institutionen Beziehungen zu anderen Patientinnen aufbaut. Sie lebt derzeit in einer ihr wenig Kontakte bietenden institutionalisierten Wohngemeinschaft. Ihre derzeit engste Freundin, von der sie sich unterstützt fühlt, hat sie vor einem Jahr bei einem gemeinsamen Aufenthalt in der Psychiatrie kennengelernt.

Frau Albrecht: „Wir ham uns da super verstanden. Das ist eine, die nachfragt. Ob ich das und das erledigt habe (schmunzelt). Und ich hab sie einfach gerne. Sie kann vieles nachvollziehn, weil sie ne ähnliche Geschichte hat wie ich. [...] Dann sind wir mal Schwimmen gegangen, warn auch schon mal spazieren, zurzeit stricken wir.“

Die Freundin, Frau Debus, betont, wie wichtig auch ihr die gegenseitige Unterstützung in der Klinik war und wie sich die Freundschaft weiter entwickelt hat, indem sie gemeinsam

etwas unternehmen, auch wenn der Kontakt geringer geworden ist. Welche gemeinsame „Thematik“ sie verbindet, bleibt offen, doch beide waren auf der Frauenstation.

Frau Debus: „Wir ham uns letztes Jahr in der Klinik kennengelernt. Wir war'n jetzt auch wieder zusammen in der Klinik gewesen. Da wir beide mit derselben Thematik da sind, haben wir uns ziemlich unterstützt gegenseitig, war uns gegenseitig sehr große Hilfe gewesen. Einfach für den andern nur da zu sein, ohne großartig reden (lacht leise). [...] Auch nach der Klinik (in Kontakt, d. A.) geblieben. [...] Es ist schon ne ziemlich enge Freundschaft geworden in der Zeit.“

In den exemplarisch vorgestellten Netzen stellen sozialpsychiatrische Einrichtungen eine bedeutende Stütze im Ringen mit der Ortlosigkeit dar, wenn sie zu Orten werden, in denen sich die Unterstützten anerkannt fühlen und eine soziale Heimat finden. Die von insgesamt drei der vier Unterstützten geäußerte Scham über die Erkrankung bewirkt einen Abstand zu nicht erkrankten Menschen und aktiviert Wünsche nach neuen Zugehörigkeiten. Eine Möglichkeit ist dann, sich im Umfeld der Institutionen „einzu-richten“ im Sinne einer Verankerung an sozialen Orten psychisch erkrankter Menschen, da diese einander Halt zu geben vermögen und Professionelle eine wichtige Stütze und oft die einzige Verbindung zur „normalen“ Gesellschaft darstellen. Alltägliche Hilfen ermöglichen eine gesellschaftliche Anbindung, die die Unterstützten derzeit allein nicht bewältigen können. Doch auf professioneller Ebene verbindet sich mit diesen Aufgaben des Alltags die Frage: Wie kann eine Wertschätzung des Alltäglichen in das Selbstverständnis Sozialer Arbeit einbezogen werden, nicht zuletzt, um die Geringschätzung des weiblich konnotierten „einfachen“ Sorgens zu überwinden?

4.2 Umgang mit körperlicher Einschränkung in Netzen physisch beeinträchtigter Menschen

Alle vier befragten Unterstützten setzen sich mit ihrer Angewiesenheit auf körperbezogene Hilfe auseinander und entwickeln einen eigenen Standpunkt, von dem aus sie ihre Wünsche formulieren und deren Umsetzung auszuhandeln suchen. Dabei kommt der interaktiven Seite körperlicher Unterstützung eine zentrale Rolle zu, in der Formen der Kooperation ebenso wie Grenzziehungen ausbalanciert werden.

Für Frau Achenbach ist ihr Unterstützungsbedarf eine Tatsache, mit der sie lebt.

Frau Achenbach: „Ich bin von Geburt an querschnittgelähmt und von daher is es schon en Leben lang, dass ich Unterstützung brauch, zum Beispiel beim Kochen oder beim Duschen, bei Alltäglichem wie Haare machen.“

Hingegen ist es für Herrn Alsmann, der erst vor gut einem Jahr erblindete, (noch) eine Frage des Ausbalancierens zwischen Hilfe brauchen und selbst machen, da er sich nur schwer an seinen Unterstützungsbedarf gewöhnt und sich bemüht, andere nicht zu sehr zu beanspruchen.

Herr Alsmann: „Es gibt schwierige Situationen, wo mir manchmal schwer fällt, Unterstützung anzunehmen, wo ich zu eigensinnig (fragend) bin. Weil ich Dinge selber erledigen möchte, die ich dann merke, dass ich sie nicht kann, dass ich Hilfe in Anspruch nehmen muss und das fällt mir noch sehr schwer, da bin ich noch zu unsicher. Ich möcht den Leuten nich zu sehr zur Last fallen, ich mach dann manchmal Fehler, im Haushalt oder so. Ich war anfänglich sehr ungeduldig.“

Der Umgang mit Unterstützung ist bei den Einzelnen sehr unterschiedlich und reicht von Problemen mit der eigenen Unterstützungsbedürftigkeit wie bei Herrn Alsmann bis zur Vorgabe einzelner Unterstützungshandlungen wie bei Herrn Asanger, der davon ausgeht, dass alles genau so gemacht wird, wie wenn er es selber machen könnte. Das verschafft ihm ein Gefühl der Handlungsmächtigkeit, die ihm weitgehend nur über andere möglich ist:

Herr Asanger: „Grundsätzlich isses so, dass die Personen (seine Assistentinnen, d. A.) alles machen müssen, was ich nicht kann bzw. quasi meine verlängerten Arme sind. Das fängt an von helfen, Essen zuzubereiten, hauswirtschaftliche Sachen zu machen, was halt zu einem, ja, normalen Leben dazugehört. Kochen is en gutes Beispiel. Weil des etwas is, wo jeder Mensch benötigt. Wirklich zu kucken, dass ich nit da hinner stehn muss, sondern sag, des und des machste bitte, und derjenige macht des dann so.“

Neben menschlicher Hilfe spielt besonders für zwei der männlichen Unterstützten die Aneignung von Techniken eine wichtige Rolle, für deren Umsetzung zum Beispiel Herr Adam, der seit kürzerer Zeit im Rollstuhl sitzt, wiederum auf einen Freund angewiesen ist.

Herr Adam: „Dadurch, dass ich langsam etwas fitter werde, werde ich auch etwas selbstständiger. Wo bei, durch die Teillähmung meiner Hände bin ich noch sehr eingeschränkt. [...] Essen ist derzeit noch nicht möglich, ich arbeite da dran mit entsprechenden Hilfsmitteln, die ich mir teilweise selbst bau. Im Prinzip ist es mir nicht möglich, ein Buch aus dem Regal zu ziehen, wo ich mir aber auch schon ein entsprechendes Hilfsmittel ausgedacht habe. Viel Zeit geht für entsprechende Konstruktionen drauf, wo ich glücklicherweise Freunde und meinen Kollegen hab, die mir bei der Realisierung von meinen teilweise etwas abwegigen Ideen (lacht leicht) helfen, die aber wirklich weitgehend funktionieren.“

Während Ralf Adam und Martin Dürr früher gemeinsam berufsbezogene Sachen ausgetüftelt haben, basteln sie heute Hilfsmittel, denn letzterer spürt, wie wichtig seinem Freund größtmögliche Unabhängigkeit ist und möchte ihn dabei unterstützen.

Herr Dürr: „Wie kommt er durch kleinere oder größere Hilfsmittel wieder zu 'ner Mobilität, wo für ihn akzeptabel is? Da ham wa im Laden so 'ne Kralle gefunden, 'nen Rückenkratzer, ham wir ein Bändchen dran gemacht, dass er sich's richtig um den Arm hängen kann, ham wir vorne einen alten Ikea-Magneten dran geklebt, den wir ein bisschen besser befestigen müssen, un so Kleinigkeiten. Das sin so Ideen, da kann er sich mal selber was aufheben, das is unheimlich wichtig für'n Ralf, dass er net bei jeder Kleinigkeit sagen muss, kann mal jemand kommen.“

Auch bezogen auf Körperpflege und körperliche Verrichtungen müssen und wollen sich die vier Unterstützten (in unterschiedlichem Maß) Freiheitsspielräume erarbeiten. Da kann angesichts des notwendigen Kathetersetzens der Unterleib der erwachsenen Tochter zu einem wichtigen Aushandlungsthema zwischen Mutter und Tochter werden beziehungsweise lebenslang bleiben. Während die Tochter, Rita Achenbach, sich als selbstständig sieht und Selbstkatheterisierung neben dem Erwerb des Führerscheins als die zwei „größten Einschnitte“ in Richtung Selbstständigkeit erlebt, macht die Mutter, Frau Achenbach, sich weiterhin große Sorgen.

Rita Achenbach: „In der Klinik ham wir gsacht: „Könnt mer noch diesen Selbstkatheterismus lernen?“ Das war für die kein Thema, die ham mir des sofort beigebracht, innerhalb von 14 Tagen hatt ich des drin und seit der Zeit mach ich des selbst. Früher hat mich meine Mutter kathetert und irgendwann hab ich gesagt: Ich bin alt genug, muss es selbst lernen, wenn du mal nimmer kannst, muss ich des alleine können.“

Frau Achenbach: „Das Thema Urologie is ganz ein großes Thema bei uns, da kommen wir oft amal hinner nander. Also sie tut ihren Unterleib praktisch ab, der existiert für sie net. [...] Dann war se im betreuten Wohnen (zur Ausbildung, d. A.), aber was die urologischen Probleme angegangen is, war's zum Teil so schlecht, dass se gedacht ham, sie muss in die Klinik. Das hat se so schleifen lassen, des ist ein Streitpunkt bei uns: Immer wenn sie unbeobachtet, also selbstständig war, dass se net zu Hause war, dann lässt se des schleifen, weil se net akzeptiern kann, dass se des braucht.“

Hier wird deutlich, wie schwierig die Frage der Selbstverantwortung einerseits und der Fürsorglichkeit andererseits besonders in Kontexten informeller Sorge zu verhandeln ist.

Körperbezogenheit ist auch in professionellem Kontext ein Thema, wie sich besonders im Netz von Herrn Asanger zeigt, der nicht nur seinerseits die Unterstützenden als verlängerten Arm sieht, sondern seine Pflegerin Frau Eggers versteht sich selbst auch so.

Frau Eggers: „Pflegerisch ist es so, dass wir jeden Tag morgens hingehen, wo die komplette Grundpflege gemacht wird, einfach alles, was er anordnet. Man ist ja sein Handlanger. Wenn er's selber machen könnte, würd er's selber machen. So sind wir sein verlängerter Arm.“

Damit wird die Frage der Selbst- und Fremdbestimmung über eigene und fremde Körperteile und -fähigkeiten zu einem wichtigen Thema für die beteiligten AkteurInnen. Herr Asanger fasst diese Lebensform zusammen als „Wir sin ne Einheit sozusagen“. Grenzziehungen, die der Selbstachtung aller Beteiligten gerecht werden, sind immer wieder neu auszuhandeln, da Körpergrenzen einen zentralen Aspekt der eigenen Identität darstellen. Wie belastend das sein kann, berichtet die Pflegerin Frau Dallmann, zunächst angestellt, später mit dem Unterstützten auch freundschaftlich verbunden.

Frau Dallmann: „Wo ich gesacht hab, ich muss die Reißleine ziehn, es bringt nix! Ich hab des es erste Mal entschieden für mich, wo ich abends ganz spät nach Hause kam (von der Pflege, d. A.) und wir haben nen Hund. Der holt mich abends immer an der Haustür ab. Ich geh rein, der Hund kommt und ich geb dem en Tritt, dass der bis hintern Schirmständer fliegt. Da war für mich der Punkt: Schluss, aus! Jetzt oder nie! So hab ich's auch gemacht. En gutes Jahr hab ich pausiert.“

Die Bedeutung zeitlicher Grenzziehungen in der intensiven Pflege hebt auch Herr Dantz hervor, der in einem anderen Netz täglich viele Stunden für seinen langjährigen Freund aufbringt und dessen „Hauptansprechpartner“ ist. Dabei spielt der Glaube an eine absehbare gesundheitliche Stabilisierung eine große Rolle.

Herr Dantz: „Ich krieg das (die Unterstützung, d. A.) ganz gut geregelt, obwohl ich extrem viele Abstriche mache. Was mich ein bisschen positiver stimmt, dass es ne absehbare Zeit ist. Es is nich so ne abstrakte Hoffnung [...], sondern ich bin der Meinung, dass es funktionieren kann. Sonst hätte ich gleich sagen können, das schaff' ich nicht, da lass ich die Finger von, soll sich 'n anderer drum kümmern.“

Im Netz von Herrn Adam stellen – im professionellen Kontext – „Teamarbeit“ und Kooperation auf Augenhöhe eine befriedigende Möglichkeit zur Bewältigung der Pflegeanforderungen für die AkteurInnen dar. Diese Haltung verweist auf die von beiden empfundene gegenseitige Angewiesenheit in der Bewältigung der Aufgabe, gestützt von der Bereitschaft der Pflegekraft Frau Enke, sich auf den Unterstützten einzulassen.

Frau Enke: „Dann hatt ich ihn jeden Morgen zur Pflege und wir waren dann ein eingespieltes Team. [...] Die Schwierigkeit (am Anfang, d. A.) war, ihn zu behandeln – wie er es immer gerne möchte – als

gleichwertig und gleichzeitig aber zu sehen, dass er nun mal nicht mehr alleine kann. Da 'n gesundes Mittelmaß zu finden im Umgang mit ihm, mit der Sprache. Am Anfang war ich sehr vorsichtig, hab aber gemerkt, dass ihm das überhaupt net gefällt, dieses Betutteln und: wie geht's denn? Das mochte er gar nicht, lieber so: moin, wie hat denn Schalke gespielt?"

Der Teamgedanke lässt sich als eine den jeweils Anderen respektierende Form des Umgangs mit der notwendigen Überschreitung von Intimitätsgrenzen interpretieren, die den AkteurInnen die erforderliche körperliche Unterstützung erträglich macht, für die aber entsprechend Raum und Zeit vorhanden sein muss.

4.3 Umgang mit Eigenständigkeit in Netzen hilfebedürftiger alter Menschen

Neben tendenziell klaglosem Sich-Einfügen in das vorgesehene Betreuungsarrangement zeigen die vier unterstützten alten Menschen Grade von Eigensinn und Durchsetzungswillen, um sich in ihrem Netz Momente der Unabhängigkeit zu bewahren. Am Beispiel von Frau Anders zeigt sich besonders deutlich, wie sehr es darauf ankommt, zum einen Zugang zu Unterstützungsangeboten zu finden, zum anderen in diesen ausreichend Handlungsfreiheit zu erhalten. In allen vier Netzen nehmen auf diese Frage die jeweils informell Sorgenden Einfluss, indem sie weitere Unterstützungsformen entweder vorantreiben oder bremsen, wie in diesem Fall, zumindest in den Augen von Frau Anders. Frau Anders lebt im Haus ihrer Tochter und fühlt sich dort nicht gut eingebettet, daher besucht sie jetzt auch sonntags – von ihrem Geld – die Tagesstätte. Dieser Schritt lässt sich als Appell an ihre Familie verstehen, aber ebenso als Fähigkeit, sich selbst zu helfen und ihre Interessen durchzusetzen:

Frau Anders: „Seit September is des Sonntags auch offen. Da hab ich gesacht (zur Tochter, d. A.), ich geh net bloß einen Sonntag, ich geh jeden Sonntag hin. Ich krieg schließlich Rente. Ich sach, ihr seid jeden Sonntag fort, des is auch nichts, wenn man den ganzen Tach alleine is. Und wo will ich auch hin? Dann biste wenigstens unter Leut.“

Auch in der Tagesstätte meldet Frau Anders laut der Leiterin, Frau Eggermann, ihre Wünsche an, die diese ihr nach Selbstaussage gestattet.

Frau Eggermann: „Wir ham zwo Ruheräume, des mag se net. Sie liegt lieber im Speiseraum in nem Sessel, wo se alles mitbekommt und wo se zwar oft gestört is, weil da andre sich auch aufhalten, die nicht schlafen, aber ihr ist es lieber so. Sie schläft trotzdem in dieser Geräuschkulisse ganz gut und fest.“

Die Vorliebe von Frau Anders, im Gemeinschaftsraum zu schlafen, steht möglicherweise für die Erfüllung des Wunsches, Menschen um sich zu haben, denn bei der Tochter fühlt sie sich allein, und vielleicht gefällt ihr auch das Stück Kontrolle über das Geschehen.

Auch hinsichtlich einer zusätzlichen, ehrenamtlichen Einzelbetreuung nimmt sie ihre Interessen wahr und stimmt dieser nach Anfrage durch die Gemeinde zu, weil sie ihrem Wunsch nach Mobilität entspricht. Wobei dieser Wunsch vielleicht einfacher zu artikulieren ist als ein möglicher Beziehungswunsch.

Frau Anders: „Wir ham so nen Diakon, dann kam der, hab ich gesacht, gut, wenn ich da wo hingefahrn werd, nehm ich des in Anspruch.“

Die ehrenamtliche Betreuerin, Frau Daum, betont ebenfalls die Wahlmöglichkeit von Frau Anders bei der Kontaktaufnahme, dabei beschreibt sie diese weniger als beidseitige denn als einseitige. Doch beide sind von einander angetan und sie selbst sieht in der Begegnung einen Gewinn aufgrund der ihr entgegengebrachten Offenheit, die ihren eigenen Kontaktwunsch deutlich macht.

Frau Daum: „Die Elfriede (Frau Anders, d. A.) hat sich bereit erklärt, mich mal anzugucken, dann bin ich hingegangen und hab mich vorgestellt. Sie war sehr ehrlich und offen, hat mir von den negativen Dingen von ihm Leben erzählt, das hat mich tief beeindruckt. Da hab ich gedacht: des kann was werden, wenn jemand so offen auf mich zugeht und mir so viel Vertrauen entgegenbringt.“

Sie machen gemeinsame Unternehmungen, einschließlich gesundheitlich verbotenen wie Kuchen essen, wozu Frau Anders trotz Diabetes steht und nicht ohne einen Moment des Trotzes auf ihrer Eigenständigkeit beharrt. Das Trotzige mag dafür stehen, dass es sie eine Willensanstrengung kostet, sich bewusst Eigenständigkeiten herauszunehmen und diese, ihrer Frauengeneration entsprechend, keineswegs selbstverständlich für sie sind.

Frau Anders: „Wir warn auch mal im Café. Da sag ich der Sozialstation die Wahrheit, wenn ich manchmal 'n Stückchen Kuchen gegessen hab und der Zucker war 'n bisschen höher. Was soll ich auch rum-machen, wenn ich sach, ich hab 'n Stück Kuchen gegessen, dann hab ich's eben gegessen.“

Die Wahrung von Eigensinn der Unterstützten, aber auch der Handlungsspielräume Unterstützender (Sonntagsabwesenheit der Tochter) entpuppen sich an diesem Beispiel als einerseits notwendig zum Erhalt der Lebensqualität, andererseits als nicht immer unproblematisch (wie beim Verstoß gegen Diätvorschriften). Hier wird das Spannungsverhältnis zwischen Eigenständigkeit und Care sichtbar, denn es bleibt abzuwägen, wie viel Eigensinn zu einer Sorgebeziehung gehört respektive wann eine Verantwortungsübernahme der Sorgenden angebracht ist. Gerade bei informell Sorgenden gilt es auszubalancieren, was ist zu viel, was zu wenig Versorgung und Beziehungsnähe, eine Balance, die erschwert wird, wenn Versorgte selbst eine andere Wahrnehmung des Maßes erhaltener Sorge (niedrigere Einschätzung) und des Grades eigener Selbstständigkeit (höhere Einschätzung) haben.

5 Von der Notwendigkeit mehrdimensionaler, subjektorientierter Care-Praxen im Kontext von Fürsorgerationalität

Als Bedingungen subjektorientierter Care-Praxen, die den Ansprüchen einer Fürsorgerationalität (vgl. Waerness 2000) – im Sinne eines sensibilisierenden Handlungsrahmens und einer kontextbezogenen Orientierung an Bedürfnissen auf der Basis von Abstimmungen – genügen, wurden in unserer Untersuchung dreier Praxisfelder folgende Aspekte herausgearbeitet:

- Achtsamkeit bezogen auf verschiedene, dennoch zusammengehörige Ebenen von Angewiesenheit – die soziale (Ortlosigkeit), die leibliche (Körperlichkeit) und die

des Selbst (Eigensinn), die der Abklärungen unter den AkteurInnen und zureichender sozialstaatlicher Rahmung bedürfen. Obwohl diese Ebenen aufgrund spezifischer Unterstützungsbedarfe unterschiedlich deutlich hervortreten, kommt ihnen in allen Praxisfeldern als Fragen menschlicher Einbindung, körperlichen Wohlbefindens und der Wahrung der Persönlichkeit eine grundlegende Bedeutung zu.

- Ressourcenorientierung bezogen auf den Aufbau respektive Erhalt förderlicher Strukturen hinsichtlich der Wahrung eines Lebensmittelpunktes, der Gestaltungsmöglichkeit eines Unterstützungsnetzwerkes, der Entscheidungsräume im Kontext des Zusammenhalts von Generationen und Geschlechtern und der Kooperation zwischen verschiedenen Unterstützungsgruppen von familial bis professionell.

Care setzt somit ein wissensbasiertes Maß der Achtsamkeit für ihr Gelingen voraus und bedarf eines haltenden Rahmens und entsprechender Ressourcen.

Literaturverzeichnis

- Apitzsch, Ursula & Schmidbaur, Marianne. (Hrsg.). (2010). *Care und Migration*. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Bauer, Annemarie & Gröning, Katharina. (Hrsg.). (2008). *Gerechtigkeit, Geschlecht und demografischer Wandel*. Frankfurt a. M.: Mabuse
- Bonvin, Jean-Michel. (2009). Care, Respekt und New Public Management. *Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik: Care-Ökonomie*, 30, 82–89
- Brückner, Margrit. (2010). Care und Soziale Arbeit: Sorgen im Kontext privater und öffentlicher Räume“. In Wolfgang Schröer & Cornelia Schweppe (Hrsg.), *Fachgebiet Soziale Arbeit. Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online*. Zugriff am 1. Dezember 2010 unter www.ErzwissOnline.de
- Fraser, Nancy. (2003). Soziale Gerechtigkeit im Zeitalter der Identitätspolitik. In Nancy Fraser & Axel Honneth (Hrsg.), *Umverteilung oder Anerkennung?* (S. 13–128). Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Friebertshäuser, Barbara. (2003). Interviewtechniken – ein Überblick. In Barbara Friebertshäuser & Annedore Prengel (Hrsg.), *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 371–395). Weinheim: Juventa
- Friese, Marianne. (2010). Die ‚Arbeit am Menschen‘. Bedarfe und Ansätze der Professionalisierung von Care Work. In Vera Moser & Inga Pinhard (Hrsg.), *Care – wer sorgt für wen?* (S. 47–68). Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Giullari, Susy & Lewis, Jane. (2005). *The Adult Worker Model Family, Gender Equality and Care*. United Nations Research Institute for Social Development, Social Policy and Development Programme Paper No. 19, April (UNRISD/PPSPD19/05/2)
- Homfeldt, Hans Günther; Schröer, Wolfgang & Schweppe, Cornelia. (2008). Transnationalität, soziale Unterstützung und agency. In Hans Günther Homfeldt, Wolfgang Schröer & Cornelia Schweppe (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Transnationalität* (S. 219–234). Weinheim: Juventa
- Jurczyk, Karin. (2010). Care in der Krise? Neue Fragen zu familialer Arbeit. In Ursula Apitzsch & Marianne Schmidbaur (Hrsg.), *Care und Migration* (S. 59–76). Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Kardorff, Ernst von. (1995). Soziale Netzwerke. In Uwe Flick et al. (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 402–405). Weinheim: Beltz
- Legewie, Heiner. (1995). Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In Uwe Flick et al. (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 189–193). Weinheim: Beltz

- Ludwig, Gundula. (2006). Zwischen „Unternehmerin ihrer selbst“ und fürsorgender Weiblichkeit – Regierungstechniken und weibliche Subjektkonstruktionen im Neoliberalismus. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 68, 49–60
- Maurer, Susanne. (2011). GeschlechterUmordnungen in der Sozialen Arbeit? In Karin Böllert & Catrin Heite (Hrsg.), *Sozialpolitik als Geschlechterpolitik* (S. 123–148). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Nussbaum, Martha. (1999). *Gerechtigkeit oder das gute Leben*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Nussbaum, Martha. (2003). Langfristige Fürsorge und soziale Gerechtigkeit. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 2, 179–198
- Preglau, Max. (2010). Betreuung und Pflege im Übergang vom „Fordismus“ zum „Postfordismus“. In Erna Appelt, Maria Heidegger, Max Preglau & Maria Wolf (Hrsg.), *Who Cares? Betreuung und Pflege in Österreich* (S. 153–164). Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag
- Roseneil, Sasha & Budgeon, Shelley. (2005). Kulturen von Intimität und Fürsorge jenseits der Familie – Persönliches Leben und gesellschaftlicher Wandel zu Beginn des 21. Jahrhunderts. *Feministische Studien*, 2, 259–275
- Sauer, Birgit. (2006). Geschlechterdemokratie und Arbeitsteilung. Aktuelle feministische Debatten. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 31 (2), 54–76
- Schmidt, Christiane. (2003). „Am Material“: Auswertungstechniken für Leitfadenterviews. In Barbara Friebertshäuser & Annedore Prengel (Hrsg.), *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 544–568). Weinheim: Juventa
- Senghaas-Knobloch, Eva. (2008). Care-Arbeit und das Ethos fürsorglicher Praxis unter neuen Marktbedingungen am Beispiel der Pflegepraxis. *Berliner Journal für Soziologie*, 2, 221–243
- Theobald, Hildegard. (2008). Care-Politiken, Care-Arbeitsmarkt und Ungleichheit: Schweden, Deutschland und Italien im Vergleich. *Berliner Journal für Soziologie*, 2, 257–281
- Waerness, Kari. (2000). Fürsorgerationalität. *Feministische Studien extra: Fürsorge – Anerkennung – Arbeit*, 18, 54–66

Zur Person

Margrit Brückner, Prof. Dr., Soziologin und Supervisorin, Fachhochschule Frankfurt a. M., Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterverhältnisse, Gewalt gegen Frauen, Internationale Care-Debatte

Kontakt: Fachhochschule Frankfurt a. M., Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Nibelungenplatz 1, 60318 Frankfurt a. M.

E-Mail: brueckn@fb4.fh-frankfurt.de

„Doing Care“ im Alltag Vollzeit erwerbstätiger Mütter und Väter. Aktuelle Befunde aus AID:A

Zusammenfassung

Auch wenn Väter sich zunehmend in den Familienalltag einbringen wollen, zeigen vorliegende Studien übereinstimmend, dass Mütter nach wie vor deutlich mehr Care-Arbeit übernehmen. Häufig ist dies die Folge einer stark ungleichen Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen den Geschlechtern. Der vorliegende Artikel geht auf der Grundlage einer aktuellen Studie der Frage nach, was passiert, wenn beide Eltern Vollzeit arbeiten und über ein ähnliches Zeitbudget für Kinderbetreuung und Hausarbeit verfügen. Die Befunde zeigen, dass im Vergleich zu Erwerbskonstellationen, bei denen die Mütter nicht oder Teilzeit erwerbstätig sind, bei den „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren ein beachtlicher Anteil der Sorgearbeit gleichermaßen von Müttern und Vätern geleistet wird. Beide Elternteile fühlen sich stark belastet durch die hohen Anforderungen. Vor allem bei den alltäglichen Routinetätigkeiten der Care-Arbeit und haushaltsbezogenen Fürsorgearbeiten bestehen weiterhin Geschlechterunterschiede.

Schlüsselwörter

Care, Sorge, Gender, Familiäre Lebensführung, Elternschaft, Arbeitsteilung

Summary

How full-time working mothers and fathers organize care. Findings from AID:A, a recent survey in Germany

Despite the fact that fathers want to be more involved in the day-to-day routines of family life, recent findings suggest that mothers still provide more care work. Often this is the result of men and women assuming very unequal shares of paid and unpaid work. Based on recent survey data the present article examines how full-time working parents organize care, considering the fact that both could dedicate similar amounts of time to child care and housework. Our findings suggest that in contrast to families in which mothers work part-time or not at all, dual-earner couples share a remarkable proportion of care work equally. Both parents feel heavily burdened by the high demands placed on them. The choice of tasks is still highly gendered, however, particularly with regard to the day-to-day routines in care and housework.

Keywords

Dual-earner Care-sharing, Gender, Family Life, Parenthood, Division of Family Work, Dual Earners

Vor dem Hintergrund veränderter Geschlechterverhältnisse, der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Müttern und einem normativen Wandel des Vaterbildes vom Nur-Ernährer zum Auch-Versorger ist die Frage, ob und wie sich die Fürsorgeleistungen von Müttern und Vätern annähern, seit Jahrzehnten ein Dauerbrenner. Die Aufteilung familiärer Aufgaben zwischen Müttern und Vätern gilt als Gradmesser für Gleichheit in den Geschlechterverhältnissen. Doch zeichnen sich hier in den letzten Jahrzehnten nur wenige Veränderungen ab. Die „verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre“ (Beck 1986: 169) scheint mit Abstrichen auch 2011 noch gesellschaftliche Realität. Übereinstimmend zeigen ältere wie aktuelle Studien, dass Mütter nach wie vor deutlich mehr Care-Arbeit als Väter übernehmen, auch wenn diese sich zunehmend in den Familienalltag einbringen wollen – eine Arbeitsteilung, die durch normative und

ökonomische Mechanismen stabilisiert wird sowie im Beziehungs- und Familienverlauf deutlich zunimmt (vgl. Schulz/Blossfeld 2006). Dölling und Kraus weisen allerdings darauf hin, dass „festgeschriebene Unterschiede zwischen den Geschlechtern“ (1997: 8) durch deren Wiederholung allzu leicht zementiert werden. Wir knüpfen deshalb an die Überlegung von Metz-Göckel an, dass sich die

„sozialen Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen auch leise – oft selbst für Soziologen unbemerkt – vollziehen und Frauen als Gefangene ihrer Rollen und gleichzeitig um ihre Befreiung kämpfen – sich unschlüssig, zaghaft, rücksichtsvoll, leise und widerständig aus ihren ‚alten Rollen‘ entfernen, ohne radikal anders zu sein als von ihnen erwartet“ (Metz-Göckel 1998: 261).

Dies gilt in gleicher Weise für Männer.

Im Folgenden wollen wir Geschlechterdifferenzen und -gemeinsamkeiten im „Doing Care“ für eine spezifische und vergleichbare Gruppe von Müttern und Vätern untersuchen. Ziel ist ein differenziertes Bild ihrer Care-Praktiken. Wir verstehen Care im handlungstheoretischen Sinn als eingebettet in Alltagspraxis und familiäre Lebensführung und sprechen deshalb von „Doing Care“ (vgl. Keddi 2011). Dabei geht es nicht nur um die Care-Praktiken von Müttern und Vätern, also den Umfang und die Art ihrer familialen, überwiegend kindbezogenen Care-Aktivitäten, sondern auch um ihre Care-Orientierungen sowie ihre subjektive Zufriedenheit und ihr Belastungsempfinden. Die Analyse bezieht sich auf Mütter und Väter in Familienkonstellationen, in denen beide Eltern Vollzeit erwerbstätig sind und damit über ein ähnliches Zeitbudget für Care verfügen. Die Kontrolle des Umfangs der Erwerbseinbindung ermöglicht einen detaillierten Vergleich und hält so den Faktor „Einkommen erwirtschaften“, der möglicherweise auch eine Care-Komponente beinhaltet, für beide Geschlechter konstant. Zudem ist das Modell „beide arbeiten Vollzeit“ für einen nicht unbedeutenden Anteil der Familien in Deutschland soziale Realität und somit eine wichtige Rahmenbedingung für Familienleben. Uns interessiert vor allem, ob sich bei dieser Erwerbskonstellation das Care-Verhalten von Müttern und Vätern angleicht oder ob weiterhin deutliche Genderunterschiede bestehen. Datengrundlage ist die Repräsentativstudie „Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten“ (AID:A), die 2009 vom Deutschen Jugendinstitut durchgeführt wurde.

1 „Doing Care“ als Teil der familialen Lebensführung

„Doing Care“ als familiäre Sorgearbeit

Care beinhaltet in der Diskussion über Kulturen des Sorgens alle Bereiche privat und professionell ausgeübter Sorgetätigkeiten einschließlich der emotionalen Dimension des Umsorgens und Sorgetragens (vgl. Brückner 2003). Zentriert um verlässliche persönliche Fürsorgebeziehungen gilt Familie als der wichtigste Ort der Sorge für andere (vgl. Schier/Jurczyk 2007). Im Zentrum stehen dabei vor allem Kinder. Familiäre Care-Arbeit ist in der Regel unbezahlte Sorgearbeit. Elterngeld stellt eine historische Ausnahme dar.

Care als Geschlechter-Arrangement

Care-Tätigkeiten sind in hohem Ausmaß von kulturell verankerten Geschlechterbildern geprägt. Nicht nur die Geschlechterforschung, auch die Entwicklungspsychologie (z. B. Lamb 2004) geht davon aus, dass es mit Ausnahme des Stillens keinen Grund gibt, dass Frauen biologisch prädisponiert zur familialen Sorge sind. Die Teilung elterlicher Sorgetätigkeit in zwei unterschiedliche Rollen Mutter und Vater ist kein biologischer Imperativ, sondern zum größten Teil durch soziale Arrangements erzeugt. Diese sind verflochten mit Geschlechter- und Care-Kulturen, sozialpolitisch etablierten Care-Regimes und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Care ist deshalb auch keine natürliche Ressource (vgl. BMFFSJ 2006), sondern soziokulturell und biografisch konstituiert, beispielsweise durch Erfahrungen in der Herkunftsfamilie oder die jeweilige Lebenslage. Bei ihrer Sorgearbeit orientieren sich Menschen ferner, bewusst und vor allem unbewusst, an Leitbildern, Normen und Erfahrungen, welche allerdings nicht automatisch handlungsrelevant werden müssen, wie sich am Beispiel der „neuen“ Väter zeigt.

Care-Kulturen und -Regimes sind damit veränderbar. Ein Vergleich der Zeitbudgeterhebungen in 1991/92 und 2001/02 (vgl. Cornelißen 2005; Gille/Marbach 2004) zeigt, dass Frauen zwar immer noch mehr unbezahlte Arbeit (Familienarbeit im eigenen Haushalt, informelle Hilfen für andere Haushalte, ehrenamtliche Tätigkeiten und damit verbundene Wegezeiten) leisten als Männer, die mehr bezahlte Arbeit leisten. Zwischen 1991 und 2001 wird aber gleichzeitig ein Trend zu einer Angleichung des Umfangs unbezahlter Arbeit von Frauen und Männern in Paarhaushalten ersichtlich. Er beruht vor allem darauf, dass berufstätige Frauen ihr Zeitbudget für Haus- und Familienarbeit deutlich reduzierten. Besonders in Paarhaushalten mit Kindern unter drei Jahren verringerte sich nicht nur die zeitliche Einbindung von Müttern in Familienarbeit, zugleich ist der Anteil der väterlichen Familienarbeit auffallend gestiegen (vgl. Gille/Marbach 2004: 100). Nach Feierabend und an Wochenenden nehmen sich Väter heute deutlich mehr Zeit für ihre Kinder (vgl. Grunow 2007). Die in diesen Zeitnischen zunehmende Kindzentrierung väterlicher Aktivitäten wird als eine der wesentlichsten Veränderungen der Vaterrolle bewertet. Sie geht vor allem auf Kosten der Freizeit; die Erwerbsarbeitszeit reduzieren Väter nach wie vor nicht (vgl. Döge/Volz 2004: 16). Der Anteil an Teilzeit erwerbstätigen Vätern mit einem jüngsten Kind unter 3 Jahren betrug 2009 nur 6,8 % (bei 81,1 % aktiv Erwerbstätigen; vgl. Genesis Online 2011), bei den Müttern mit einem jüngsten Kind unter 3 Jahren waren es dagegen 69,3 %. Die höchst ungleiche Aufteilung bezahlter Arbeit führt meist auch zu einer ungleichen Aufteilung der unbezahlten Arbeit.

Sorgearbeit als Teil der familialen Lebensführung

Familiale Lebensführung bezieht sich auf die Gesamtheit der Praktiken und Leistungen, mit denen Familienmitglieder Familie gestalten, organisieren und deuten sowie Gemeinsamkeit und Lebensqualität herstellen (vgl. Keddi 2011). Die Kombination und Gewichtung familialer Einzelaktivitäten, seien sie individuell oder gemeinsam ausgeführt, und damit zusammenhängende Deutungen der familialen Akteure sind im Konzept der familialen Lebensführung empirisch herausgearbeitet (vgl. Jürgens 2001; vgl. auch Jurczyk et al. 2009). Es bezieht sich in der Tradition „subjektorientierter“ Sozio-

logie auf das Handlungsrepertoire, mit dem Menschen im Alltag (re-)agieren (können). So ist tagtäglich nicht nur eine Vielzahl von individuellen, für die Familie notwendigen Leistungen zu erbringen und in eine – häufig nicht bewusste – „Gesamtstrategie“ zu integrieren, sondern es sind auch die Anforderungen aus unterschiedlichen Lebensbereichen und -logiken (Erwerbsarbeit, Familie, Freizeit, Bildung usw.) mit eigenen Bedürfnissen zu vereinbaren. Sorgearbeit, „Doing Care“, ist ein zentraler Teil in diesem Prozess und eingelassen in das gesamte Bündel der familialen Lebensführung: Essenszubereitung kann gleichzeitig emotionale Sorgearbeit sein, aber auch einen intensiven moralischen Diskurs über gesunde Lebensführung in Gang setzen.

Familiale Erwerbsarrangements als Rahmung von „Doing Care“

Die Arbeitswelt ist zentraler Taktgeber für Familienalltag und familiäre Lebensführung. Deshalb sind die familialen Erwerbsarrangements von Müttern und Vätern als wichtiger Rahmen familialer Lebensführung und damit auch von Care-Aktivitäten zu berücksichtigen. Vor wenigen Jahrzehnten war das Ernährermodell mit dem Vater als alleinigem Erwerbstätigen das normativ gewünschte und auch real dominante Modell. Die Entwicklung geht zunehmend vom Ernährermodell westdeutscher Nachkriegsprägung zum Zweiverdienerarrangement, und zwar nicht nur faktisch, sondern auch normativ (vgl. Dombrowski 2007; Pfau-Effinger 1998). Heute zielt der Anspruch vor allem junger Paare auf ein Modell, bei dem sich beide Partner die Erwerbsarbeit und familiäre Care-Arbeit teilen. Dies ist häufig auch notwendig, da der Verdienst eines Elternteils oft nicht (mehr) ausreicht. Damit steigen die Anforderungen an familiäre Lebensführung (vgl. Jurczyk et al. 2009; Schier/Jurczyk 2007). Besonders wenn beide Partner voll erwerbstätig sind, ist bei oft hohen beruflichen Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen die Gestaltung des Familienlebens und die Synchronisation von Familie und Beruf eine besondere Herausforderung. Für ein Fünftel der Eltern summieren sich die Arbeitszeiten sogar zu sehr langen Paararbeitszeiten von mehr als 80 Stunden – dies wiederum erschwert die familiäre Lebensführung und erfordert ein anspruchsvolles Alltags- und Lebenslaufmanagement. Es sind nicht nur vielfältige Care-Aktivitäten im Haushalt vom Einkaufen, Kochen und Saubermachen bis hin zu Kinderbetreuung und Pflege auszuüben, sondern auch zwei Erwerbsbiografien zu verflechten und zu vereinbaren sowie Eltern- und Partnerschaft zu verbinden. Mit dem Begriff „Linked Lives“ (Moen 2003) wird auf die wechselseitige Abhängigkeit der Berufs- und Lebensverläufe beider Partner hingewiesen, die immer noch auch geschlechtsspezifisch strukturiert sind (vgl. Born/Krüger 2001).

2 Die Praxis des „Doing Care“ im familialen Alltag

2.1 Konzept und empirische Umsetzung

„Doing Care“ wird im Folgenden als Teil der familialen Lebensführung konzeptualisiert und nimmt die aktiv tätige und kindorientierte Seite von Care-Arbeit in den Blick. Es werden Befunde aus der internationalen Care-Debatte, vor allem Überlegungen zur

„Love-labour“ im primären *care-circle* (vgl. Lynch 2007) und zur Mehrdimensionalität von Care-Arbeit (Lynch et al. 2009) aufgegriffen und mit dem Konzept der familialen Lebensführung zusammengeführt. Die empirische Umsetzung der familialen Lebensführung im DJI-Survey AID:A folgt der Grundidee, aus der Kombination, Relation und Gewichtung individueller und auf Familie bezogener Einzelaktivitäten und -deutungen der Befragten Muster familialer Alltagsgestaltung zu rekonstruieren. Basis sind die Alltagspraktiken der Befragten: zum einen individuelle und familiale Aktivitäten, zum anderen das Balancemanagement, also ihre Zeit-, Vereinbarkeits- und Geschlechterarrangements. Es wird aber nicht nur erhoben, wie Familienalltag gestaltet und organisiert wird, sondern es werden auch Fragen gestellt zur subjektiven Beziehungs-, Kommunikations- und Lebensqualität und zu Belastungen als Indikator für eine „gelingende“ Praxis familialer Lebensführung sowie zu den subjektiven Deutungen der familialen Akteure. Diese Elemente ergeben als Ganzes ein differenziertes Bild der jeweiligen familialen Lebensführung.

Untersucht wird *erstens* der Umfang familialer Care-Aktivitäten, also die quantitativen Anteile, welche die Mütter und Väter an Versorgung, Betreuung und Spielen mit den Kindern übernehmen, sowie der Umfang des aktiven Engagements für und mit Kindern am Sonntag und unter der Woche. *Zweitens* wird nach der Art der kindbezogenen Aktivitäten unterschieden. Mahlzeiten kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. Berücksichtigt werden auch kindorientierte Kommunikationsstrukturen. *Drittens* werden die Zufriedenheit mit der Zeit für einzelne Lebensbereiche sowie die Belastungen mit den Anforderungen aus Erwerbs- und Sorgearbeit einbezogen. Dieser Aspekt wird in vielen Studien zu Care-Leistungen nicht berücksichtigt, ist jedoch unseres Erachtens zentral, da er als weitere Dimension das Wohlbefinden und die mit den Care-Aktivitäten zusammenhängende Qualität der Lebensführung einbezieht. Die bestehenden Erwerbskonstellationen werden *viertens* mit den von Müttern und Vätern für ideal gehaltenen Erwerbskonstellationen abgeglichen. Die Analysen erfolgen auf der Basis der subjektiven Einschätzungen der befragten Mütter und Väter. Auch die Anteile an der Sorgearbeit sind immer nur Einschätzungen und keine „tatsächlichen“ Zeitbudgets.

2.2 Datenbasis

Datengrundlage der vorliegenden Auswertung ist der Survey AID:A, „Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten“ des Deutschen Jugendinstituts in München.¹ Aus der Teilstichprobe der 18- bis 55-jährigen Befragten wurden die voll erwerbstätigen Mütter und Väter mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren im Haushalt, deren PartnerInnen ebenfalls Vollzeit erwerbstätig sind, ausgewählt. An einigen Stellen werden zum Vergleich zwei weitere Erwerbskonstellationen, in denen die Mütter in geringerem Umfang erwerbstätig sind, in die Analyse einbezogen. Damit ergibt sich ein Überblick über die drei häufigsten bei den befragten Paaren

1 Ziel der Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) ist es, die aktuelle Situation und die Lebenslagen von Kindern, Jugendlichen, jungen Erwachsenen und Familien in Deutschland repräsentativ zu erheben. Mit Hilfe von computergestützten Telefoninterviews (CATI) wurden 2009 deutschlandweit auf der Basis einer repräsentativ gezogenen Einwohnermeldeamtsstichprobe 25 000 Zielpersonen zwischen 0 und 55 Jahren befragt.

anzutreffenden Erwerbskonstellationen: Mann arbeitet Vollzeit, Frau ist nicht erwerbstätig; Mann arbeitet Vollzeit, Frau ist Teilzeit beschäftigt und die Vollzeit/Vollzeit-Konstellation. Zu berücksichtigen ist, dass AID:A als empirische Querschnittsbefragung die typischen Eigenschaften und Selektivitäten eines Surveys aufweist. Die befragten Eltern verfügen im Vergleich zur Gesamtbevölkerung über ein eher überdurchschnittliches Bildungsniveau und damit auch überdurchschnittliche finanzielle Ressourcen. Vor diesem Hintergrund müssen alle weiteren Ergebnisse betrachtet werden.

2.3 Sozio-ökonomische Situation

Die Gruppe der Mütter und Väter, die aktuell mit Partnerin oder Partner und mindestens einem Kind unter 18 Jahren² in einem gemeinsamen Haushalt leben und in einer Vollzeit/Vollzeit-Konstellation (VZ/VZ) arbeiten, macht in AID:A einen Anteil von 13,9 % aller Befragten mit PartnerIn und Kind im Haushalt aus³ (550 Personen in Vollzeit/Vollzeit-Konstellationen, darunter 343 Mütter und 207 Väter).⁴ Im Schnitt haben die Befragten zum Befragungszeitpunkt 1,7 Kinder unter 18 Jahren, die mit ihnen in einem gemeinsamen Haushalt leben. Die befragten Mütter sind im Schnitt 40 Jahre alt, die Väter 42 Jahre. Zwischen den weiblichen und männlichen Vollzeit erwerbstätigen Eltern zeigen sich signifikante Mittelwertunterschiede im Umfang der tatsächlich wöchentlich geleisteten Arbeitsstunden: Die Väter arbeiten im Schnitt 45,4 Stunden wöchentlich, die Mütter vier Stunden weniger.⁵ Dies ist für die Interpretation der folgenden Analysen zu berücksichtigen. Ein großer Teil der Befragten verfügt über ein höheres Bildungsniveau: 46,9 % haben Abitur, 35 % Mittlere Reife, 9,6 % verfügen über einen Hauptschulabschluss. Dem überdurchschnittlich hohen Bildungsniveau entsprechend ist auch das Haushaltseinkommen der Familien relativ hoch: 39,2 % haben ein Nettohaushaltseinkommen zwischen 1 500 und 2 999 Euro, 18,1 % liegen zwischen 3 000 und 3 999 Euro und 42,3 % der Befragten haben in ihrem Haushalt ein Einkommen von mehr als 4 000 Euro zur Verfügung. Die befragten Mütter erwirtschaften ein geringeres persönliches Nettoeinkommen als die Väter.

2 Dabei wird nicht unterschieden, ob es sich um ein leibliches Kind der befragten Person oder des Partners/der Partnerin handelt.

3 33,9 % der Paare leben in einer Erwerbskonstellation, in der die Mutter nicht erwerbstätig ist und der Vater Vollzeit arbeitet (M VZ/F NERW). Bei 43,3 % der Paare sind die Mütter in Teilzeit und die Väter in Vollzeit beschäftigt (M VZ/F TZ). Zusammen mit den Vollzeit/Vollzeit-Paaren machen diese drei Konstellationen gut 90 % der Erwerbskonstellationen von Paaren mit Kind/ern aus.

4 Differenziert nach dem Alter der Kinder sind die Fallzahlen so gering, dass sie für weitere Auswertungen eher Hinweise als quantitativ-repräsentative Aussagen ermöglichen.

5 Die Väter mit einem jüngsten Kind unter 6 Jahren arbeiten mit durchschnittlich 46,4 Stunden sogar noch etwas länger. Bei den Müttern bleibt das Volumen unabhängig vom Alter der Kinder in etwa gleich.

3 „Doing Care“ im Alltag von „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren: Empirische Befunde

3.1 Der Umfang der Care-Aktivitäten – geschlechtercodierte Arrangements oder gemeinsame Care-Tätigkeiten?

Die Kinder versorgen und betreuen

Das Versorgen und Betreuen von Kindern zählt zu den zentralen familialen und kindbezogenen Care-Aktivitäten. Die befragten Väter und Mütter müssen diese Tätigkeiten neben ihrer vollzeitigen Einbindung in das Erwerbsleben untereinander aufteilen und organisieren. Aufgrund des stark restringierten Zeitbudgets beider Partner ist zu erwarten, dass diese klassisch weiblich konnotierte Aufgabe bei „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren eher gleich verteilt ist als in Konstellationen, in denen einer der beiden weniger oder gar nicht in den Erwerbsmarkt eingebunden ist. Wie Tabelle 1 zeigt, schätzt sich in allen drei Konstellationen ein hoher Anteil der Mütter als die überwiegend Sorgende ein, während nur wenige Väter dies von sich sagen. Mit zunehmender Erwerbseinbindung nimmt der Anteil der Mütter mit Hauptverantwortung für die Kinder ab. Bei Paaren mit männlichem Alleinernährer verstehen sich fast 80 % der Mütter als Hauptbetreuerin der Kinder, bei den „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren hingegen weniger als die Hälfte (43,2 %). Die Konstellation „Vater arbeitet Vollzeit, Mutter Teilzeit“ liegt mit 66,2 % dazwischen. Gleichzeitig steigt der Anteil der Mütter, die angeben, sich die Betreuungsleistung mit dem Partner zu teilen, von 21,8 % bei den „Vater Vollzeit, Mutter nicht erwerbstätig“-Paaren auf 52,7 % bei den „Vollzeit-/Vollzeit“-Paaren. Aus Väterperspektive zeigt sich ein ähnliches Bild, wobei der Anteil der Einschätzung „beide gleichermaßen“ bei allen Konstellationen etwas höher liegt.⁶ Mindestens die Hälfte der befragten „Vollzeit/Vollzeit“-Paare schätzen den Anteil beider Partner an der Kinderbetreuung und -versorgung als gleich hoch ein. Zu einer Umkehr der geschlechtstypischen Aufgabenteilung kommt es nur bei einer Minderheit von weniger als 5 %.

6 Da es sich bei den Müttern und Vätern nicht um zusammengehörende Paare, sondern um einander fremde Mütter und Väter handelt, kann hier nicht von Konsens bzw. Dissens auf Paarebene gesprochen werden.

Tabelle 1: „Wer übernimmt bei Ihnen überwiegend folgende Aufgaben im Haushalt: Versorgung und Betreuung von Kindern?“⁷

| Erwerbskonstellation | Mütter | | | Väter | | |
|----------------------|-----------------|-------------|------------|-----------------|------------|------------|
| | M VZ/ F NERW | M VZ/ F TZ | VZ/VZ | M VZ/ F NERW | M VZ/ F TZ | VZ/VZ |
| Überwiegend Mutter | 77,8 | 66,2 | 43,2 | 70,1 | 58,5 | 28,9 |
| Überwiegend Vater | 0,4 | 0,7 | 3,3 | 2,1 | 1,6 | 4,5 |
| Beide gleichermaßen | 21,8 | 32,9 | 52,7 | 27,8 | 40,0 | 66,7 |
| Jemand anders | 0 | 0,2 | 0,9 | 0 | 0 | 0 |
| Gesamt N | 100 771 | 100 1051 | 100 338 | 100 562 | 100 638 | 100 201 |

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-jährige Mütter und Väter, die mit eine/m PartnerIn und mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren im Haushalt leben; N=3.561 (gewichtet auf 18–55); Angaben in Prozent

Es lässt sich zusammenfassen, dass die Erwerbstätigkeit beider Eltern eine Gleichverteilung der Care-Aufgaben deutlich befördert. Dennoch sind bei vollerwerbstätigen Paaren die Care-Aufgaben bei einem knappen Drittel (nach Aussagen der Väter) beziehungsweise der knappen Hälfte (nach Aussagen der Mütter) geschlechtstypisch verteilt.

Mit Kindern spielen und etwas unternehmen

„Mit Kindern spielen und etwas mit ihnen unternehmen“, sind Aktivitäten, die mehr noch als das Betreuen der Kinder mit den Aufgaben eines „aktiven Vaters“ verknüpft werden. Auch die vorliegenden Daten bestätigen das hohe Engagement der Väter in diesem Bereich (vgl. Tabelle 2): Weit mehr als 50 % der Väter und Mütter geben an, gleichermaßen für Spielen und Unternehmungen mit den Kindern zuständig zu sein, und das in allen Erwerbskonstellationen sowie aus Väter- und Müttersicht. Die egalitäre Aufteilung dieser Aktivität nimmt mit dem Umfang der Erwerbseinbindung der Frauen deutlich zu, nämlich von ca. 60 % bei den „Mann Vollzeit/Frau nicht erwerbstätig“-Paaren bis zu mehr als 80 % bei den „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren. Die Angaben der Mütter und Väter sind bei diesen Tätigkeiten nicht so unterschiedlich wie diejenigen zur Betreuung und Versorgung der Kinder, was darauf zurückzuführen sein könnte, dass Spielen mit Kindern sehr viel weniger geschlechtercodiert ist als Betreuen und Versorgen.

7 In zahlreichen Zeitbudgetstudien zeigt sich: Frauen kümmern sich intensiver um den Haushalt und die Betreuung der Kinder als Männer, auch wenn sie ebenfalls erwerbstätig sind. Vor allem werktags sind viele der überwiegend voll erwerbstätigen Väter für ihre Kinder kaum präsent. Sie beschäftigen sich unter der Woche im Durchschnitt täglich 2 Stunden und 19 Minuten mit ihren Kindern, am Wochenende täglich 6 Stunden 7 Minuten; bei den Vollzeit erwerbstätigen Müttern sind es werktags 3 Stunden 39 Minuten und am Wochenende 7 Stunden 33 Minuten (vgl. Vorwerk & Co. KG 2008: 48).

Tabelle 2: „Wer übernimmt bei Ihnen überwiegend folgende Aufgaben im Haushalt: Mit den Kindern spielen und etwas unternehmen?“⁴⁸

| Erwerbskonstellation | Mütter | | | Väter | | |
|----------------------|-----------------|------------|-------|-----------------|------------|-------|
| | M VZ/ F NERW | M VZ/ F TZ | VZ/VZ | M VZ/ F NERW | M VZ/ F TZ | VZ/VZ |
| Überwiegend Mutter | 41,0 | 29,4 | 10,1 | 35,1 | 27,9 | 16,5 |
| Überwiegend Vater | 0,6 | 1,3 | 3,7 | 3,2 | 5,2 | 4,3 |
| Beide gleichermaßen | 58,4 | 69,2 | 86,2 | 61,7 | 66,9 | 79,3 |
| Jemand anders | 0 | 0,1 | 0 | 0 | 0 | 0 |
| Gesamt | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 | 100 |
| N | 670 | 840 | 268 | 496 | 519 | 164 |

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-jährige Mütter und Väter, die mit eine/m PartnerIn und mit mindestens einem Kind unter 14 Jahren im Haushalt leben; N=2.957 (gewichtet auf 18–55); Angaben in Prozent

Aktive Familienzeit am Wochenende und werktags

Um Care zu leisten und Gemeinsamkeit herzustellen, gibt es typische Familienzeiten. Für die Vollzeit erwerbstätigen Mütter und Väter gehören hierzu insbesondere die Zeiträume nach Feierabend oder am Wochenende. Dass der Sonntag der Familientag ist, zeigt sich daran, dass die Eltern mit ihren Kindern an diesem Tag aktiv sehr viel Zeit verbringen. An Sonntagen zeigen sich zwischen Müttern und Vätern keine signifikanten Unterschiede im Engagement für die Kinder (vgl. Tabelle 3). Etwa 40 % der Mütter und Väter beschäftigen sich zwischen 3 und 5 Stunden aktiv mit ihren Kindern, noch einmal knapp 40 % der Mütter und 32 % der Väter sogar mehr als 5 Stunden.

Tabelle 3: „Wie viele Stunden beschäftigen Sie sich an Sonntagen/unter der Woche aktiv mit Ihrem Kind/Ihren Kindern?“

| | Mütter | Väter |
|-------------------------|--------|-------|
| Aktiv an Sonntagen | | |
| Gar nicht | 0,0 | 0,5 |
| Circa eine halbe Stunde | 0,9 | 2,9 |
| Circa eine Stunde | 2,9 | 5,3 |
| 1 bis 2 Stunden | 14,3 | 17,5 |
| 3 bis 5 Stunden | 42,0 | 41,3 |
| Mehr als 5 Stunden | 39,9 | 32,5 |
| Gesamt | 100 | 100 |
| N | 343 | 206 |

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-jährige Mütter und Väter, die mit eine/m PartnerIn in einer Vollzeit/Vollzeit-Erwerbskonstellation und mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren im Haushalt leben; N=550 (gewichtet auf 18–55); Angaben in Prozent

8 Diese Frage wurde nur Befragten mit mind. einem Kind unter 14 Jahren gestellt.

Während der Woche unterscheidet sich der Umfang der aktiven Zeit zwischen Müttern und Vätern⁹ hingegen deutlich (vgl. Tabelle 4): Die Mütter verbringen trotz voller Erwerbseinbindung mehr Zeit mit den Kindern als die Väter. Zwar ist bei beiden Geschlechtern die Angabe „ein bis zwei Stunden“ mit 42 % bzw. 37 % die am häufigsten gewählte Kategorie, dennoch findet sich unter den Müttern fast ein Drittel, das auch werktags, außerhalb der Arbeitszeiten, mehr als 3 Stunden mit den Kindern aktiv ist. Bei den Vätern sind es hingegen nur etwa 20 %. Etwa ein Viertel der Mütter und mehr als 40 % der Väter verbringen bei den „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren unter der Woche nur maximal eine Stunde aktiv mit den Kindern.

Tabelle 4: „Wie viele Stunden beschäftigen Sie sich unter der Woche aktiv mit Ihrem Kind/Ihren Kindern?“

| | Mütter | Väter |
|-------------------------|--------|-------|
| Aktiv an Werktagen | | |
| Gar nicht | 0,6 | 1,0 |
| Circa eine halbe Stunde | 6,4 | 12,1 |
| Circa eine Stunde | 19,5 | 28,2 |
| 1 bis 2 Stunden | 42,2 | 37,4 |
| 3 bis 5 Stunden | 28,5 | 18,4 |
| Mehr als 5 Stunden | 2,9 | 2,9 |
| Gesamt | 100 | 100 |
| N | 343 | 206 |

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-jährige Mütter und Väter, die mit eine/m PartnerIn in einer Vollzeit/Vollzeit-Erwerbskonstellation und mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren im Haushalt leben; N=550 (gewichtet auf 18–55); Angaben in Prozent

Erwartungsgemäß ist der Umfang der gemeinsam aktiv verbrachten Zeit am Sonntag, vor allem aber während der Woche größer, wenn die Kinder jünger sind. Hier sind auch die Geschlechtsunterschiede zwischen Müttern und Vätern besonders groß. Während von den Vätern mit mindestens einem Kind unter 6 Jahren mehr als ein Drittel (35,6 %) höchstens bis zu einer aktiven Stunde mit den Kindern hat, sind das bei den Müttern nur etwa 15 %. Der größte Anteil der Vollzeit erwerbstätigen Väter (40,8 %) verbringt unter der Woche zwischen ein und zwei Stunden aktiv mit dem Kind; der größte Anteil der Mütter (45,5 %) hingegen verbringt zwischen 3 und 5 Stunden aktiv mit dem Kind.

3.2 Kind-bezogene Aktivitäten und Kommunikation

Was Mütter und Väter mit ihren Kindern unternehmen

Zu den häufigsten gemeinsamen Aktivitäten gehören „Fernsehen“ und „Musik machen“, mit unter 8-jährigen Kindern auch „Geschichten erzählen und vorlesen“. Bei

⁹ Mit einem Cramer's V von 0,168 und einer Signifikanz von 0,008 ist dieser Zusammenhang von Zeitverwendung und Geschlecht zwar signifikant, jedoch eher schwach ausgeprägt.

Familien mit Schulkindern steht „Für die Schule lernen“ ganz weit vorne auf der Liste der Aktivitäten (vgl. Tabelle 5).

Tabelle 5: „Wie oft machen Sie Folgendes gemeinsam mit Ihrem Kind/Ihren Kindern?“ M=Mütter, V=Väter

| | | Täglich | Ein- bis zweimal die Woche | Ein- bis zweimal im Monat | Seltener | Nie | Gesamt |
|--|---|---------|----------------------------|---------------------------|----------|------|--------|
| Fernsehen | M | 33,1 | 40,1 | 7,0 | 15,4 | 4,4 | 100 |
| | V | 36,2 | 38,2 | 7,7 | 10,1 | 7,7 | 100 |
| Kochen/Backen | M | 6,1 | 44,9 | 30,9 | 14,3 | 3,8 | 100 |
| | V | 1,0 | 36,3 | 24,5 | 29,4 | 8,8 | 100 |
| Geschichten erzählen, vorlesen ¹⁰ | M | 81,5 | 16,3 | 0,7 | 0,7 | 0,7 | 100 |
| | V | 59,4 | 26,7 | 5,9 | 5,9 | 2,0 | 100 |
| Musik machen | M | 25,1 | 22,4 | 9,6 | 19,8 | 23,0 | 100 |
| | V | 15,6 | 19,5 | 7,8 | 34,6 | 22,4 | 100 |
| Für die Schule lernen ¹¹ | M | 47,1 | 32,2 | 6,1 | 9,6 | 5,0 | 100 |
| | V | 27,9 | 33,3 | 6,8 | 22,4 | 9,5 | 100 |
| Karten- oder Brettspiele | M | 4,7 | 47,7 | 23,1 | 13,7 | 10,8 | 100 |
| | V | 3,4 | 40,1 | 22,7 | 26,6 | 7,2 | 100 |
| Ausflüge | M | 1,2 | 44,9 | 46,6 | 6,7 | 0,6 | 100 |
| | V | 1,9 | 40,9 | 46,2 | 10,1 | 1,0 | 100 |
| Computer oder Spielkonsole spielen ¹¹ | M | 3,1 | 19,1 | 17,9 | 21,8 | 38,2 | 100 |
| | V | 4,8 | 19,7 | 14,3 | 30,6 | 30,6 | 100 |
| Basteln, Malen, Handwerken | M | 6,1 | 30,0 | 23,3 | 29,7 | 10,8 | 100 |
| | V | 6,8 | 38,0 | 23,9 | 23,4 | 7,8 | 100 |
| Sport | M | 7,0 | 37,9 | 18,7 | 27,1 | 9,3 | 100 |
| | V | 3,4 | 34,3 | 14,5 | 33,3 | 14,5 | 100 |
| Kulturelle Aktivitäten | M | 0 | 3,2 | 35,9 | 51,0 | 9,9 | 100 |
| | V | 0 | 6,3 | 30,2 | 50,2 | 13,2 | 100 |

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-jährige Mütter und Väter, die mit eine/m PartnerIn in einer Vollzeit/Vollzeit-Erwerbskonstellation und mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren im Haushalt leben; N=550 (gewichtet auf 18–55); Angaben in Prozent

Weniger alltägliche Aktivitäten wie Ausflüge und kulturelle Unternehmungen ebenso wie Basteln, Malen und Handwerken, Sport und Computerspiele, aber auch die Familienaktivität schlechthin, das Fernsehen, werden von Vätern und Müttern gleichermaßen häufig durchgeführt. Unterschiede zeigen sich bei routinisierten, alltäglichen Aktivitäten, wie mit Kindern „Kochen/Backen“, „Musik machen“, „Geschichten erzählen/vorlesen“ sowie „Für die Schule lernen“. Diese Aktivitäten machen die voll erwerbstätigen

¹⁰ Nur für Kinder unter 8 Jahren abgefragt.

¹¹ Nur für Schulkinder abgefragt.

Mütter signifikant häufiger mit den Kindern als die Väter¹². Aber auch das Engagement der Väter ist hoch: Mehr als ein Drittel der Väter kocht/backt ein- bis zweimal die Woche mit dem Kind/den Kindern, zwei Drittel lesen täglich vor und mehr als ein Viertel lernt täglich gemeinsam mit den Kindern.

Zusammen essen

Jede Familie hat eigene Alltagsroutinen und typische Praktiken, die einen entlastenden Charakter für die familiäre Alltagsorganisation haben und unter anderem durch die Erwerbszeiten der Eltern beeinflusst sind. Gemeinsamen Mahlzeiten kommt eine besondere Bedeutung für die Herstellung von Familie zu (vgl. Keddi et al. 2009). Sie gehören zu den wenigen Gelegenheiten, zu denen alle Familienmitglieder regelmäßig zusammenkommen (vgl. Leonhäuser et al. 2009). Es wird nicht nur gegessen, sondern es werden Tagesgeschehnisse besprochen, wichtige Fragen geklärt und Probleme gelöst, Konflikte ausgetragen. Gleichzeitig beinhalten Mahlzeiten wie alle familialen Praktiken Care-Arbeit im emotionalen, mentalen und körperlich-gesundheitlichen Bereich. Hier erscheint ein Vergleich zu den Familien sinnvoll, bei denen die Eltern in anderen Erwerbskonstellationen leben. Dabei wird deutlich, welche hohe Bedeutung dem gemeinsamen Essen

Tabelle 6: „Wie oft ist Ihre Familie vollzählig beim Frühstück, Mittagessen und Abendessen zusammen?“

| | Vater arbeitet Vollzeit/ Mutter nicht | Vater arbeitet Vollzeit/ Mutter Teilzeit | Beide arbeiten Vollzeit |
|--------------------------------|--|---|-------------------------|
| Gemeinsames Frühstück | | | |
| Fast immer | 38,1 | 39,8 | 36,9 |
| Gelegentlich | 42,9 | 40,7 | 39,5 |
| Fast nie | 19,0 | 19,5 | 23,6 |
| Gesamt | 100 | 100 | 100 |
| Gemeinsames Mittagessen | | | |
| Fast immer | 22,3 | 18,6 | 10,6 |
| Gelegentlich | 51,1 | 50,8 | 48,0 |
| Fast nie | 26,7 | 30,6 | 41,3 |
| Gesamt | 100 | 100 | 100 |
| Gemeinsames Abendessen | | | |
| Fast immer | 76,4 | 75,3 | 75,7 |
| Gelegentlich | 19,4 | 21,3 | 20,4 |
| Fast nie | 4,2 | 3,4 | 3,9 |
| Gesamt | 100 | 100 | 100 |
| N | 1324 | 1693 | 538 |

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-jährige Mütter und Väter, die mit eine/m PartnerIn und mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren im Haushalt leben; N=3.555 (gewichtet auf 18–55); Angaben in Prozent

12 Die Zusammenhänge liegen zwischen 0,178 und 0,277 bei einer Signifikanz von unter 0,01.

zukommt – mit Varianz nach der Tageszeit (vgl. Tabelle 6). So wird das Frühstück von etwa 40 % der Befragten fast immer gemeinsam eingenommen, von weiteren 40 % zumindest gelegentlich und nur von ca. 20 % nie. Hier zeigen sich keine Unterschiede nach der Art der Erwerbskonstellation. Das Mittagessen hingegen wird beim Großteil der Familien nur gelegentlich gemeinsam eingenommen, in Abhängigkeit der beruflich bedingten Abwesenheiten der Eltern. Das Abendessen wird – und das weist es als wichtigste Familienmahlzeit des Tages aus – bei drei Viertel aller Familien, unabhängig von der Erwerbskonstellation, „fast immer“ zusammen eingenommen.

Gespräche mit den Kindern

Familienmahlzeiten bieten auch einen geeigneten Rahmen für Gespräche rund um den Alltag. Besonders Gespräche mit dem Kind über „das, was es erlebt hat“, über „Dinge, die es ärgern oder belasten“, über „Bücher, Filme und Fensehsendungen“, über „den Kindergarten und die Schule“ sowie über „religiöse Fragen“ sind Indikatoren für die kommunikationsbezogene Seite von Care-Arbeit. Bei den befragten „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren gibt es keine geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten im Sinne von typischen Mütter- oder Väterthemen. Die Geschlechter sind sich hierbei ähnlich und die Mittelwertunterschiede gering (vgl. Tabelle 7). Beide Elternteile weisen ein hohes Maß an kindorientierter Kommunikation auf, wenn auch die Mütter über die abgefragten Themen etwas häufiger mit den Kindern sprechen als es die Väter tun.

Tabelle 7: „Wie oft sprechen Sie mit Ihrem jüngsten Kind über ...“ (Mittelwerte)

| Sprechen über ... | Mütter | Väter | t | Sign. |
|--|--------|-------|-----|-------|
| ... Dinge, die das Kind erlebt hat | 1,4 | 1,7 | 5,9 | 0,000 |
| ... Dinge, die es ärgern oder belasten | 1,4 | 1,8 | 9,0 | 0,000 |
| ... Bücher, Filme, Fernsehsendungen | 1,7 | 2,0 | 5,3 | 0,000 |
| ... Kindergarten oder Schule | 1,4 | 1,7 | 5,9 | 0,000 |
| ... religiöse Fragen | 2,7 | 3,0 | 3,9 | 0,000 |
| ... Interessen und Hobbys | 1,7 | 1,9 | 4,3 | 0,000 |
| N | 321 | 191 | | |

Quelle: AID:A – DJI-Survey 2009; 18- bis 55-jährige Mütter und Väter, die mit eine/m PartnerIn und mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren im Haushalt leben; N=512 (gewichtet auf 18–55); ausgegeben sind die Mittelwerte einer vierstufigen Skala mit den Ausprägungen 1=immer, 2=häufig, 3=selten, 4=nie

3.3 Zufriedenheit, Belastungen und Zeitnotstand

Genügend Zeit für relevante Lebensbereiche zu haben, ist ein wichtiger Gradmesser für das Gelingen der Work-Life-Balance und der Herstellung von Familie. Neben den Care-Praktiken wurden deshalb auch die Zufriedenheit mit der aufgebrauchten Zeit für einzelne Lebensbereiche sowie Belastungen mit den kollidierenden Anforderungen aus Erwerbs- und Sorgearbeit einbezogen. Die Daten zeigen, dass ein nicht unbedeutender Anteil der Mütter und Väter in „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren unzufrieden mit dem Zeitbud-

get ist. Zwischen den Geschlechtern zeigen sich kaum Unterschiede. So berichten mehr als ein Drittel der Eltern, zu wenig Zeit für ihre Kinder zu haben und gleichzeitig zu viel Zeit für den Beruf zu verwenden. Fast zwei Drittel der Mütter und mehr als 40 % der Väter meinen, es bleibe zu wenig Zeit für die Partnerschaft. Weitere Analysen zeigen, dass damit bei den untersuchten Paaren keine schlechtere Beziehungsqualität einhergeht; die Paare schätzen ihre Beziehung überwiegend als „sehr glücklich“ ein. Mit dem Umfang der persönlichen Freizeit herrscht ebenfalls eine hohe Unzufriedenheit. Dabei sind die Mütter noch etwas unzufriedener als die Väter – wenn auch der Zusammenhang zwischen Geschlecht und Zeitknappheit eher schwach ausfällt. Und schließlich bleibt auch die gemeinsame Zeit mit Freunden bei Müttern und Vätern auf der Strecke.

Dieses enorme Ausmaß an Unzufriedenheit mit der zur Verfügung stehenden Zeit der „Vollzeit/Vollzeit“-Paare lässt auf die Problematik schließen, die verschiedenen Lebensbereiche in Balance zu halten. Als besonderer Belastungsfaktor lässt sich für beide Geschlechter der Beruf identifizieren. So fühlen sich 47 % der Väter und 43 % der Mütter durch den Beruf sehr häufig oder häufig belastet. Folglich geben auch 58,8 % der Väter und 64,6 % der Mütter an, sehr häufig oder häufig „aufgrund beruflicher Anforderungen in Zeitdruck im Hinblick auf die Familie“ zu geraten. Die „Betreuung und Erziehung der Kinder“, also die eigentliche Care-Arbeit, ist nur für einen kleinen Teil der befragten Eltern belastend (11,2 % der Väter und 17,4 % der Mütter).

Hinzu kommt bei den Müttern der Stress, den die Hausarbeit mit sich bringt: 49 % der Mütter fühlen sich sehr häufig oder häufig durch die Hausarbeit belastet (Väter: 10,6 %). Hier zeigen die AID:A-Daten zwar einerseits, dass der Anteil der Paare steigt, die sich Haushaltsaufgaben wie Putzen, Kochen, Einkaufen und Wäsche waschen untereinander gleich aufteilen, je mehr die Mutter in das Erwerbsleben eingebunden ist. Andererseits verbleiben diese Aufgaben sowohl aus Sicht der Väter als auch aus Sicht der Mütter überdeutlich auch bei den „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren in den Händen der Mütter – wobei anzumerken ist, dass Müttersicht und Vatersicht hier zum Teil deutlich auseinanderklaffen. Die Werte schwanken bei den „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren zwischen etwa einem Viertel (Müttersicht) und etwa der Hälfte (Vatersicht), die sich gleichermaßen beim „Putzen“ und „Einkaufen“ einbringen. Die Anteile beim „Kochen“ und „Wäsche waschen“ sind etwas geringer. Etwa 20 % der „Vollzeit/Vollzeit“-Paare beschäftigen auch eine Haushaltshilfe, die überwiegend für das Putzen zuständig ist.

3.4 Care-Orientierungen und die ideale Erwerbskonstellation für Eltern

Angesichts der gefühlten Belastungen verwundert es nicht, dass rund ein Viertel der befragten Väter und etwa 35 % der Mütter in den „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren gerne weniger als Vollzeit arbeiten würden. Weitere 10 % der Väter und knapp 15 % der Mütter zeigen sich in Bezug auf diese Frage unentschieden. Andererseits möchten immerhin fast 65 % der Väter und die Hälfte der Mütter bei ihrer Vollzeit-Erwerbstätigkeit bleiben. Bei den Müttern und Vätern mit einem jüngsten Kind unter 6 Jahren sehen die Arbeitszeitwünsche ähnlich aus. Ist das jüngste Kind unter 3 Jahren, wünschen sich nicht nur ein Drittel der Mütter, sondern auch ein Drittel der Väter eine geringere Arbeitszeit.¹³

13 Die Angaben zu den Familien mit einem jüngsten Kind sind jedoch aufgrund der eingangs erwähnten geringen Fallzahlen durch weitere Analysen zu validieren.

Dies entspricht auch dem idealen Erwerbsumfang, wenn das jüngste Kind im Haushalt noch unter 3 bzw. unter 6 Jahren alt ist. Die Konstellation „ein Elternteil arbeitet Vollzeit, der andere Teilzeit“ halten die Befragten für ideal, solange ein Kind im Kindergartenalter ist. Und dies nicht nur bei Paaren, die diese Konstellation auch tatsächlich leben, sondern in allen drei untersuchten Konstellationen. So zeigt sich auch bei den „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren: Nur etwa ein Drittel der Väter (34,2 %) und Mütter (33,7 %), die ein jüngstes Kind unter 6 Jahren im Haushalt haben, finden, dass in Familien mit einem Kind im Kindergartenalter beide in Vollzeit erwerbstätig sein sollten. Der überwiegende Anteil (50,7 % der Väter und 58,2 % der Mütter) meint, „ein Elternteil sollte voll, der andere Teilzeit arbeiten“. Demgegenüber ist der Großteil der Paare, die in einer „Vollzeit/nicht-erwerbstätig“-Konstellation leben, wenig einverstanden mit der eigenen Konstellation. Auch hier halten 78 % der Mütter und 72 % der Väter eine „Vollzeit-Teilzeit“-Variante für ideal.

4 Fazit: „Doing Care“ – fortdauernde Ungleichheit oder auf dem Weg zur Geschlechteregalität?

Ausgangspunkt des Beitrags war die Frage nach den Care-Praktiken von Müttern und Vätern in Vollzeit-/Vollzeit-Konstellationen. „Doing Care“ wurde dabei als Teil der familialen Lebensführung konzeptualisiert.

Chancen auf egalitäre Care-Aufteilung steigen deutlich bei gleichem Erwerbsumfang der Eltern

Auch mit den Daten von AID:A zeigt sich der generelle und altbekannte Befund, dass Mütter häufiger verantwortlich für Care-Aufgaben und vor allem Hausarbeit sind und weniger Zeit für den Beruf aufwenden als Väter, und dass Väter ganz überwiegend Vollzeit erwerbstätig sind, aber in der Zeitverwendung für Kinder hinter den Müttern zurückstehen. Die Differenzierung nach Erwerbskonstellationen auf Paarebene erbringt jedoch, dass diese Pauschalaussage zu allgemein ist. Vor allem im Vergleich zu Erwerbskonstellationen, bei denen die Mütter nicht oder Teilzeit erwerbstätig sind, wird bei den „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren ein großer Anteil der Sorgearbeit gleichermaßen von Müttern und Vätern geleistet. Die Chancen auf eine egalitäre Aufteilung der kindbezogenen Care-Arbeit steigen also deutlich mit der Erwerbseinbindung der Mütter.

Familiale Care-Tätigkeiten zwischen Gendercodierung und Erwerbseinbindung

Vor allem bei den alltäglichen Routinen der Care-Arbeit und den haushaltsbezogenen Arbeiten bestehen auch bei gleichermaßen erwerbstätigen Müttern und Vätern Unterschiede, wenn auch auf niedrigerem Niveau. Hier ist jedoch zu berücksichtigen, dass bei diesen Zwei-Vollverdiener-Paaren die Väter mehr Erwerbsarbeit pro Woche aufwenden. Ist das Fazit also fortdauernde Ungleichheit – selbst in strukturell egalitären Konstellationen wie bei den Doppelvollzeitpaaren? Die Antwort ist „nein“. Unsere Befunde können an zwei Maßstäben gemessen werden: Gemessen an der *Forderung nach Egalität* ist die Hauptverantwortung für die kindbezogenen Care-Aktivitäten häufiger bei

den Müttern verortet – allerdings findet sich bei den untersuchten „Vollzeit/Vollzeit“-Paaren ein beachtlicher Anteil an Familien mit gleich verteilten Fürsorgeaufgaben. Gemessen am *historischen Vater- und Mutterbild* sind die befragten Eltern in „Vollzeit/Vollzeit“-Konstellationen auf dem Weg in Richtung Geschlechtergerechtigkeit jedoch weit gekommen. Es gibt allerdings weder den neuen Vater noch den traditionellen Vater in Reinkultur. Vielmehr ist von einem Kontinuum auszugehen mit mehr oder weniger egalitären Anteilen. Dabei verbinden sich traditionelle Rollenorientierungen und Verteilung von Care mit „modernen“ Vorstellungen von Mutter- und Vaterschaft (vgl. Zerle/Krok 2008). Ein Teil der befragten voll erwerbstätigen Väter und Mütter würde gerne für einen Elternteil die Erwerbsarbeit reduzieren. Paare in den häufig als traditionell etikettierten männlichen Ein-Versorger-Arrangements fänden es umgekehrt ideal, wenn auch der nicht erwerbstätige Elternteil Teilzeit erwerbstätig wäre. Auf die Frage nach der praktischen Relevanz dieses Ergebnisses gibt es nur eine Antwort: Es sind für Mütter wie für Väter flexiblere und vielfältigere Erwerbsmöglichkeiten hinsichtlich des Umfangs der Arbeitszeiten sowie flankierende strukturelle Bedingungen zu schaffen.

Sorgearbeit für Kinder: Zentrum des familialen Alltags von Müttern und Vätern

Die Befunde zeigen deutlich, welch hohen Anteil die Sorge für Kinder bei der alltäglichen Lebensführung von Vollzeit erwerbstätigen Paaren, Müttern wie Vätern, hat. Das aktive Engagement mit und für die Kinder nimmt einen Großteil ihrer freien Zeit nach Feierabend und am Sonntag ein. Entgegen häufiger Befürchtungen sparen Eltern – trotz subjektiv gefühlter Zeitknappheit und Stress – nicht an der Zeit für Kinder. Care-Arbeit und Erwerbstätigkeit sprengen aber ihr Zeitbudget. Beide Elternteile, Mütter wie Väter, kompensieren die Anforderungen im Familienalltag durch individuelle und familiäre Praktiken und organisatorische Lösungen, um Zeit für ihre Familien zu erhalten und Familie herzustellen. Sie versuchen alles, damit es ihren Kindern gut geht, und stecken bei sich selbst zurück. Zeit gespart wird vor allem an der persönlichen Freizeit sowie der Zeit für Freunde und Partnerschaft. Bei den Doppel-Vollzeit-Paaren wird Care unter der Bedingung eines stark restringierten Zeitbudgets geleistet. Mütter und Väter leiden gleichermaßen darunter. Hier zeigen sich auch die Grenzen individueller und familialer Bewältigung. Gerade deshalb ist hervorzuheben, dass die Beziehungsqualität unabhängig vom Erwerbsarrangement hoch ist.

Care weitergedacht

Unsere Befunde legen nahe, dass Egalität als einzige Perspektive auf Care zu kurz greift und häufig dazu führt, dass dichotomisiert und homogenisiert wird und nicht differenziert. Belastbare Aussagen erfordern eine intersektionelle Perspektive, die strukturelle und kulturelle Bedingungen, soziale Milieus, Erwerbskonstellationen, familiäre Praktiken und Geschlechterverhältnisse zusammenführt. Wenn Praktiken immer mehrdimensional sind, dann enthalten verschiedenste Tätigkeiten Care-Elemente, beispielsweise auch die Erwerbstätigkeit. Deshalb ist das Modell von Care auch hier zu erweitern um Care-bezogene Aspekte von Erwerbstätigkeit („Familieneinkommen erwirtschaften“). Gleichzeitig sind Aspekte der Überforderung durch Erwerbstätigkeit in den Blick zu nehmen und zu untersuchen, welche Arrangements Eltern, Müttern und Vätern Lebensqualität bieten.

Literaturverzeichnis

- Beck, Ulrich. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Beckmann, Sabine. (2007). Die geteilte Arbeit? Möglichkeiten einer sozialpolitischen Steuerung des Careverhaltens von Männern. *Zeitschrift für Familienforschung*, 19 (3), 371–392
- Born, Claudia & Krüger, Helga. (2001). *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im Lebenslaufregime*. Weinheim, München: Juventa
- Brückner, Margrit. (2003). Care. Der gesellschaftliche Umgang mit zwischenmenschlicher Abhängigkeit und Sorgetätigkeiten. *Neue Praxis*, 2, 162–170
- Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (BMFSFJ). (2006). *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit*. Siebter Familienbericht. Berlin
- Cornelißen, Waltraud. (Hrsg.). (2005). *Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik*. Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin
- Döge, Peter & Volz, Rainer. (2004). Männer – weder Paschas noch Nestflüchter. Aspekte der Zeitverwendung von Männern nach Daten der Zeitbudgetstudie 2001/2002 des Statistischen Bundesamtes. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 46, 13–23
- Dölling, Irene & Kraus, Beate. (Hrsg.). (1997). *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Dombrowski, Rosine. (2007). *Wandel sozialpolitischer Leitbilder – Vom Familienernährer zum adult worker model?* Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Arbeitspapier 8/2007
- Genesis Online. (2011). *Erwerbstätigenquoten der 15- bis unter 65-Jährigen mit Kindern unter 18 Jahren*. Zugriff am 14. März 2011 unter https://www-genesis.destatis.de/genesis/online;jsessionid=6DF207C753EC4D470F0C4AA1D27B3412.tomcat_GO_2_2?operation=abruftabelleAbrufen&selectionname=12211-0606&levelindex=1&levelid=1300113267157&index=12
- Gille, Martina & Marbach, Jan. (2004). Die Arbeitsteilung von Paaren und ihre Belastung mit Zeitstress. In Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Alltag in Deutschland – Analysen zur Zeitverwendung* (S. 86–113). Schriftreihe Forum der Bundesstatistik, Band 43
- Grunow, Daniela. (2007). Wandel der Geschlechterrollen und Väterhandeln im Alltag. In Tanja Mühling & Harald Rost (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung* (S. 49–76). Opladen: Verlag Barbara Budrich
- Jurczyk, Karin; Keddi, Barbara; Lange, Andrea & Zerle, Claudia. (2009). Zur Herstellung von Familie. Wie sich die Alltagspraxis von Vätern, Müttern und Kindern erforschen lässt – ein Werkstattbericht. *DJI Bulletin*, 82
- Jurczyk, Karin; Lange, Andreas & Thiessen, Barbara. (Hrsg.). (2011). *Doing Family. Familienalltag heute. Warum Familie nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim: Juventa (im Druck)
- Jürgens, Kerstin. (2001). Familiäre Lebensführung. Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen. In G. Günther Voß & Margit Wehrich (Hrsg.), *tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung* (S. 33–60). München: Rainer Hampp
- Keddi, Barbara. (2011). Familiäre Lebensführung als alltägliche Herausforderung – von der mikrosoziologischen Nahaufnahme zur praxeologischen Repräsentativstudie. In Karin Jurczyk; Andreas Lange & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Doing Family. Familienalltag heute. Warum Familie nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim: Juventa (im Druck)
- Lamb, Michael E. (Hrsg.). (2004). *The role of the father in child development*. New York: John Wiley & Sons

- Leonhäuser, Ingrid-Ute; Meier-Gräwe, Uta; Möser, Anke; Zander, Uta & Köhler, Jaqueline. (2009). *Essalltag in Familien. Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Lynch, Kathleen. (2007). Love Labour as distinct and non-commodifiable form of care labour. *Sociological Review*, 55 (3), 550–570
- Lynch, Kathleen; Baker, John & Lyons, Maureen. (2009). *Affective Equality. Love, Care and Injustice*. Houndmills: Palgrave Macmillan
- Metz-Göckel, Sigrid. (1998). Mikropolitik in den Geschlechterbeziehungen. Selbstvertrauen, Anerkennung und Entwertung. In Mechthild Oechsle & Birgit Geissler (Hrsg.), *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis* (S. 259–279). Opladen: Leske + Budrich
- Moen, Phyllis. (Hrsg.). (2003). *It's About Time: Couples and Careers*. Ithaca, London: Cornell University Press
- Pfau-Effinger, Birgit. (1998). Arbeitsmarkt- und Familiendynamik in Europa – Theoretische Grundlagen der vergleichenden Analyse. In Birgit Geissler; Friederike Maier & Birgit Pfau-Effinger (Hrsg.), *FrauenArbeitsMarkt. Der Beitrag der Frauenforschung zur sozio-ökonomischen Theorieentwicklung* (S. 177–194). Berlin: edition sigma
- Reckwitz, Andreas. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. *Zeitschrift für Soziologie*, 32 (4), 282–301
- Schier, Michaela & Jurczyk, Karin. (2007). „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 34, 10–17
- Schulz, Florian & Blossfeld, Hans-Peter. (2006). Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58 (1), 23–49
- Vorwerk & Co. KG. (2008). *Vorwerk Familienstudie 2008*. Wuppertal. Zugriff am 28. Juli 2011 unter https://corporate.vorwerk.com/fileadmin/data/de/pdf/Publikationen/vorwerk_familienstudie2008.pdf
- Zerle, Claudia & Krok, Isabelle. (2008). *Null Bock auf Familie? Der schwierige Weg junger Männer in die Vaterschaft*. Herausgegeben von der Bertelsmann Stiftung. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung

Zu den Personen

Barbara Keddi, Dr. habil., wissenschaftliche Referentin am Deutschen Jugendinstitut e.V. (DJI), Abteilung Familie und Familienpolitik. Arbeitsschwerpunkte: Familie als Herstellungsleistung, Paarbeziehungen, Interdisziplinäre Entwicklungs- und Biografieforschung, Qualitative Methoden der Familien- und Kindheitsforschung
 Kontakt: Deutsches Jugendinstitut e.V., Abteilung Familie und Familienpolitik, Nockherstr. 2, 81541 München
 E-Mail: keddi@dji.de

Claudia Zerle, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Familie und Familienpolitik des Deutschen Jugendinstituts München. Arbeitsschwerpunkte: Quantitative Familiensoziologie, Vaterschaft, Familiengründung, Alltag von Männern, Frauen und Kindern
 Kontakt: Deutsches Jugendinstitut e.V., Abteilung Familie und Familienpolitik, Nockherstr. 2, 81541 München
 E-Mail: zerle@dji.de

Gender, Care und veränderte Arbeitsteilungen in Familien – geteilte Elternschaft und Wandlungen in familialen Geschlechterverhältnissen

Zusammenfassung

Im Zentrum stehen die Ergebnisse einer qualitativ orientierten empirischen Studie über Familien, in denen die Eltern sich die Verantwortung und Zuständigkeit für die dort anfallenden Aufgaben geteilt haben. Themen sind die Dynamiken in der Paarbeziehung und die Sozialisationsverfahren der Söhne. Die Dynamiken in der Paarbeziehung zeigen die Wirksamkeit geschlechtsbezogener Selbstdefinitions- und Zuschreibungsprozesse, durch die sich Traditionalisierungseffekte ergeben können, zugleich werden aber auch Möglichkeiten deutlich, durch die solche Muster und damit polarisierende Geschlechterbilder verflüssigt werden können. Für die Söhne ist die umfassende und alltägliche Präsenz des Vaters in der Familie mit neuen Entwicklungsmöglichkeiten verbunden, zugleich werden aber auch Grenzen in dieser Beziehung deutlich, durch die eine zärtlich-liebevolle körperliche Nähe und Gefühle, die damit verbunden sind, sich weich und verletzlich zu zeigen, wenig Raum haben.

Schlüsselwörter

Familie, Gender, Care, Arbeitsteilung, Vater-Sohn-Beziehung, Männlichkeiten

Summary

Gender, Care and Changes in the Division of Family Work – Shared parenthood and changing gender relations in families

The article presents findings from a qualitative empirical study on families in which parents are equally responsible for and involved in the everyday tasks of domestic work and child rearing. It focuses on the dynamics of the couple's relationship and the sons' socialisation experience. The dynamics in the parents' relationship reveal the effects of the ascription of and identification with conventional gender roles, which can strengthen traditionalization. The findings also show, however, how such patterns and thus the boundaries of parents' traditionally polarized gender roles may be dissolved. For sons whose fathers are available and present in their everyday lives this opens up new, richer, non-traditional personal development opportunities. At the same time the study points out the limits of the father-son-relationship, which provides only little space for tender physical closeness and feelings of softness and vulnerability.

Keywords

Family, Gender, Care, Division of Family Work, Father-son-relationship, Masculinities

1 Geschlechtsbezogene Arbeitsteilungen in Familien – Vorbemerkungen

Die geschlechtsspezifische Zuordnung familialer Aufgabenbereiche – Konzentration der Männer auf Erwerbsarbeit zur Absicherung der materiellen Bedingungen, Zuständigkeit der Frauen für die in der Familie anfallenden Alltagsarbeiten – macht einen der Kernbereiche geschlechtsbezogener Ungleichheiten aus. Analysen der Entwicklungen in der BRD seit den 1980er Jahren sprechen für ein Nebeneinander von Beharrungs-

tendenzen und Veränderungsprozessen. Beharrungstendenzen werden insbesondere in Studien zur geschlechtsspezifischen Zeitverwendung deutlich, die zeigen, dass bei beiden Geschlechtern zwar eine gestiegene Zustimmung zu familienbezogenen, egalitären Vorstellungen feststellbar ist – etwa, dass sich auch Männer an familialen Alltagsarbeiten beteiligen und engagierte Väter sein sollten –, diese Haltung jedoch kaum Auswirkungen auf die Praxis familialer Arbeitsteilungen zwischen den Geschlechtern hat (vgl. z. B. Döge 2006). Zugleich sind jedoch auch Veränderungen feststellbar, die insbesondere die Ansprüche vieler Männer an die Beziehung zu ihren Kindern und ihr – allerdings bei Priorität des Beruflichen – gewachsenes Engagement im Bereich der Kinderbetreuung und -erziehung betreffen (vgl. zusammenfassend Nave-Herz 2004: 184f.).

Mit den 2007 in Kraft getretenen Regelungen zum einkommensabhängigen Elterngeld sind auch von staatlicher Seite erste Impulse gegeben worden zur Veränderung familialer Aufgabenverteilungen in Richtung einer Beteiligung der Männer an Familienarbeiten:¹ Zwei Monate des Elterngeldes sind an die Übernahme der Elternzeit durch den bisher nicht beteiligten Elternteil – das ist meist der Vater – gekoppelt. Auch wenn Studien für eine eher „vorsichtige“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2010: 102) Nutzung des Elterngeldes durch Väter sprechen (vgl. Ehnis 2009; Ehnis/Beckmann 2010), scheint sich durch diese gesetzliche Regelung doch ein Element im Gefüge der Geschlechterverhältnisse zu bewegen. Von zentraler Bedeutung ist dabei, dass familiäre Fürsorgetätigkeiten als Aufgaben auch der Männer sichtbar werden. Das Leitbild des ganztags für Erwerbstätigkeit verfügbaren und sich über Erwerbsarbeit definierenden Mannes kann dadurch an Bedeutung verlieren zugunsten facettenreicherer Bilder, in denen auch Männlichkeit mit Care verbunden wird (vgl. Pfahl/Reuyß 2009).

Wenn sich die Seite der traditionell als männlich angesehenen Tätigkeitsbereiche in Familien ändert – auch Männer bisher für Frauen Vorgesehenes übernehmen –, ergeben sich Verschiebungen in den familialen Geschlechterarrangements, die beide Geschlechter betreffen: Auch Frauen müssen sich mit dieser neuen Konstellation und den damit verbundenen Veränderungen von Geschlechterbildern auseinandersetzen.² Im Folgenden geht es auf der Basis einer empirischen Studie, in der Familien mit einer nicht traditionellen Arbeitsteilung untersucht wurden, um die Auswirkungen einer solchen Verschiebung in den Geschlechterverhältnissen: um Konfliktbereiche und Neuorientierungen in der Paarbeziehung, um die Wirkung traditioneller Geschlechterbilder und deren Umgestaltungen. Um Hinweise darauf zu erhalten, wie die nicht traditionelle Aufgabenverteilung zwischen den Eltern die Entwicklungen der Kinder beeinflusst – ob auch bei ihnen Verflüssigungen von Geschlechterbildern festzustellen sind oder aber Wiederbelebungen traditioneller Muster eine Rolle spielen –, wurden neben den Eltern auch die Söhne und Töchter in die Untersuchung einbezogen. Die folgenden Darstellungen konzentrieren sich dabei auf die Entwicklungen der Söhne und auf die Frage, ob eine familiäre Konstellation, in der auch der Vater Fürsorgetätigkeiten und Familienar-

1 Zu den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die traditionelle Familienmodelle fördern, und der familialen Arbeitsteilung aus der Perspektive unterschiedlicher theoretischer Ansätze vgl. Rüling 2007; zudem zusammenfassend Jurczyk/Lange 2009; Kortendiek 2010.

2 Zu nicht traditionellen Formen der Arbeitsteilung in Familien vgl. die Studien von Bürgisser/Baumgarten 2006; Behnke/Meuser 2010; Ehnis 2009; Gumbinger/Bambey 2009; Kassner/Rüling 2005; Kerschgens 2009; Rost 2006; Rüling 2007.

beiten übernimmt, für die Söhne Bedingungen schafft, unter denen sich bei ihnen neue, Fürsorge, liebevolle Bezogenheit und Verantwortung für familiäre Alltagsaufgaben integrierende Männlichkeitsentwürfe herausbilden können.³

2 Zur Studie

Im Zentrum der Studie⁴ stehen Familien, in denen die Eltern sich die Verantwortung und Zuständigkeit für Familienarbeiten – für die Betreuung, Versorgung und Erziehung der Kinder sowie die Hausarbeiten – geteilt haben, die in diesem Sinne eine „geteilte Elternschaft“ praktiziert haben. Da neben den Dynamiken in der Paarbeziehung auch die Sozialisationsprozesse der Söhne und Töchter interessieren, wurde als Kriterium für die Auswahl der Familien festgelegt, dass die Väter sich – nach eigenen Angaben und denen der Partnerin – schon früh mindestens ebenso intensiv wie die Mütter an der Kinderbetreuung und -erziehung sowie der Hausarbeit beteiligt haben. Damit sollte gewährleistet sein, dass für die in die Untersuchung einbezogenen Kinder von Anbeginn an Bezugspersonen beiderlei Geschlechts vorhanden waren und die ersten frühen, lebensgeschichtlich oft prägenden Erfahrungen auch mit einer Person männlichen Geschlechts gemacht werden konnten. Die in die Untersuchung einbezogenen Söhne und Töchter sollten sich vom Alter her mindestens in der Adoleszenz befinden, der lebensgeschichtlichen Phase, in der sich Geschlechterbilder und geschlechtsbezogene Identitäten neu konstellieren. Dementsprechend wurde als Mindestalter das von 13 Jahren festgelegt.

Insgesamt sind zwölf Familien – die Väter und Mütter sowie die Söhne und Töchter – in die Untersuchung einbezogen worden. Die Söhne und Töchter waren zwischen 13 und 27 Jahren alt. Die Familienmitglieder sind getrennt voneinander auf der Grundlage eines flexibel zu handhabenden Leitfadens befragt worden, in dem lediglich zentrale Themenbereiche aufgeführt waren. Durch das Auswahlkriterium „schon früh mindestens ebenso intensive Beteiligung der Väter an Kinderbetreuung und -erziehung sowie Hausarbeit wie die Mütter“ finden sich Familien mit zwei unterschiedlichen Mustern der Arbeitsteilung in der Untersuchung:

- Familien, in denen die Eltern beide ihre Arbeitszeit reduziert haben beziehungsweise bei denen die berufliche Situation eine flexible Arbeitszeitgestaltung und damit Übernahme der familialen Alltagsarbeiten erlaubt. Neun Familien entsprechen diesem Muster.
- Familien, in denen die Frau Vollzeit erwerbstätig und der Partner der für die Familienarbeiten Hauptzuständige ist. Diesem Muster entsprechen drei Familien.⁵

3 Zu Ergebnissen über Entwicklungen der Töchter vgl. Flaake 2009.

4 Die Arbeiten an der Studie waren zunächst Teil eines 2006 begonnenen mehrsemestrigen studienbegleitenden Forschungsprojekts an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Nach dessen Abschluss 2008 habe ich die Arbeiten fortgeführt und die Basis der Studie durch das Einbeziehen weiterer Familien erweitert.

5 In den drei Familien, in denen die Frauen vollzeiterwerbstätig und die Partner nicht erwerbstätig und für die Familienarbeiten zuständig sind, versuchen die Mütter ihre geringere Präsenz in der Familie zu kompensieren durch ein besonderes Familienengagement in der zu Hause zur Verfü-

Alle in die Untersuchung einbezogenen Familien stammen aus den alten Bundesländern, haben keinen Migrationshintergrund und leben in Städten oder deren Einzugsgebieten. Die meisten Mütter und Väter haben einen akademischen Ausbildungshintergrund oder eine andere qualifizierte Ausbildung. In sieben Familien sind beide Elternteile oder ein Elternteil als Lehrende an Schulen oder in anderen Ausbildungsbereichen, zum Beispiel der Erwachsenenbildung, tätig. Andere Tätigkeiten im öffentlichen Dienst sowie im sozialpädagogischen Bereich sind ebenfalls vertreten. In einer Familie arbeiten beide als Selbstständige im gemeinsamen Unternehmen. So repräsentieren die in die Untersuchung einbezogenen Familien ein städtisch orientiertes westdeutsches Mittelschichtmilieu mit hohem Ausbildungsniveau.⁶

Die Interviews sind ausgewertet worden nach einem Verfahren psychoanalytisch orientierter Textinterpretation, bei dem neben den manifesten Gehalten der Interviews auch an Besonderheiten des Textes sich festmachende Irritationen und die Dynamiken in der Interpretationsgruppe Mittel zum Verstehen sind und das es ermöglicht, auch latente, nicht bewusste Gehalte herauszuarbeiten (zur Methode vgl. Flaake 2005: 101; Klein 2000). Auf dieser Basis wurde für jede Familie eine ausführliche Fallstudie erarbeitet, in der es um die Dynamiken in der Paarbeziehung und die Interaktionsmuster zwischen den Vätern und Müttern und den Söhnen und Töchtern geht.

gung stehenden Zeit. Insofern können die Strukturen in allen in die Untersuchung einbezogenen Familien gekennzeichnet werden als „geteilte Elternschaft“, als Gleichzeitigkeit von mütterlichem und väterlichem Engagement, in Familien, in denen die Mütter vollzeiterwerbstätig sind mit einem Übergewicht beim väterlichen Engagement, jedoch ebenfalls deutlichem Engagement der Mütter.

6 Der Kontakt zu den in die Untersuchung einbezogenen Familien kam zustande nach dem „Schneeballsystem“: Studierende, die an den die Studie begleitenden Lehrveranstaltungen teilgenommen haben sowie KollegInnen wurden gebeten, sich in ihrem Umfeld nach Familien zu erkundigen, die die genannten Kriterien erfüllen. Zudem wurden die InterviewpartnerInnen nach weiteren Kontaktmöglichkeiten gefragt. Die soziale Zusammensetzung der in die Untersuchung einbezogenen Familien – insbesondere die starke zahlenmäßige Präsenz von akademisch Ausgebildeten – kann mit diesen Zugangswegen zu den Befragten zusammenhängen. In einigen Studien mit vergleichbarem thematischen Schwerpunkt findet sich jedoch eine ähnliche soziale Zusammensetzung der in die Untersuchung einbezogenen Paare (vgl. Rüling 2007: 75; ähnlich Ehnis 2009: 66; bezogen auf eine Studie in der deutschsprachigen Schweiz Bürgisser/Baumgarten 2006: 28f.). Kassner/Rüling (2005: 245) weisen darauf hin, dass eine Überrepräsentanz von akademisch Ausgebildeten in Studien zu Vätern mit egalitärem Engagement damit zusammenhängen kann, dass eine ausreichende finanzielle Basis eine wichtige Voraussetzung für die Realisierung egalitärer Vorstellungen darstellt. Zudem könnte ein hohes Bildungsniveau ein Hinweis auf eine größere Nähe zu alternativen Lebensformen sein. Auch Väter, die das Elterngeld nutzen, haben mehrheitlich einen Hochschulabschluss (vgl. Pfahl/Reuyß 2009: 45f.). In einem noch laufenden Forschungsprojekt über aktive Vaterschaft (vgl. Behnke/Meuser 2010; Behnke/Meuser 2011) geht es ausdrücklich um einen Ost- und West- und einen Milieuvvergleich: In Ost- und Westdeutschland werden Paare aus der bürgerlichen Mittelschicht solchen aus dem Arbeitermilieu gegenübergestellt. Die Ergebnisse zeigen deutliche Unterschiede in den Orientierungen der Paare und weisen hin sowohl auf die große Bedeutung von Ost-West- als auch Milieudifferenzen. Insofern muss bei den im Folgenden berichteten Ergebnissen ihre Gebundenheit an einen bestimmten sozialen Kontext – Westdeutschland und Mittelschichtmilieu – berücksichtigt werden.

3 Dynamiken in der Paarbeziehung

3.1 Veränderungen in den Aufgabenverteilungen

Bei einem Teil der in die Untersuchung einbezogenen Familien zeigt sich, dass das Auswahlkriterium „schon früh mindestens ebenso intensive Beteiligung der Väter an der Kinderbetreuung und -erziehung sowie der Hausarbeit wie die Mütter“ eher die Ebene der Ansprüche an eine geteilte Elternschaft angesprochen hat als die der nach der Geburt des Kindes sich entwickelnden realen Aufgabenverteilungen. So haben sich in fünf der neun Familien, in denen beide Elternteile ihre Arbeitszeit reduzierten beziehungsweise durch die Möglichkeit einer flexiblen Arbeitszeitgestaltung ausreichend Zeit hatten für die Übernahme der Familienarbeiten, Konstellationen entwickelt, die sowohl die Frauen als auch die Männer – zum Teil selbstkritisch – so kennzeichnen: 60 Prozent der Familienarbeiten haben die Frauen, 40 Prozent ihre Partner übernommen. In einer Familie wird von einer 70/30-Prozent-Verteilung berichtet. In den übrigen Familien gab es zeitliche Abfolgen in den Arbeitsteilungsmustern, bei denen meist die Mütter die in den ersten Lebensmonaten und zum Teil auch -jahren wichtigeren Bezugspersonen für das Kind waren. Für diese unterschiedlichen Phasen der Aufgabenverteilung in der Paarbeziehung sind Erfordernisse der finanziellen Absicherung der Familie sowie aus beruflichen Gegebenheiten resultierende Anforderungen von Bedeutung gewesen, zugleich haben aber auch – wie in den Familien, in denen sich eine 60/40-Prozent- beziehungsweise 70/30-Prozent-Aufgabenverteilung herausgebildet hat – Traditionalisierungseffekte begünstigende Dynamiken in der Paarbeziehung eine Rolle gespielt.

3.2 Sogwirkung traditioneller Muster und Veränderungsprozesse – die Bedeutung früher Beziehungsgestaltungen zum Neugeborenen

Dynamiken, die zu traditionelleren Mustern in der Aufgabenverteilung des Paares geführt haben, als es geplant war, setzen in einigen Familien schon kurz nach der Geburt des Kindes ein. Dabei gibt es ein Zusammenspiel von Orientierungen innerhalb der Paarbeziehung: Ihre stark familien- und kindbezogenen Verhaltensmuster verknüpfen sich mit seinen Distanzierungsimpulsen. So berichten einige Frauen, dass sie die frühe intensive Nähe zum Neugeborenen sehr genossen und dabei wenig Raum für eine ähnlich intensive Beziehung des Partners zum Kind gelassen haben.⁷ Den Vätern in diesen Familien ist es schwergefallen, sich auf eine intensive Beziehung zum Neugeborenen einzulassen. Zwar übernehmen sie pflegerische Tätigkeiten – beteiligen sich zum Beispiel beim Wickeln –, überlassen die frühen, stark körperbezogenen Beziehungsgestaltungen jedoch weitgehend ihren Partnerinnen. Einige schaffen einen „Sicherheitsabstand“ (Metzger 2009: 46) zum kleinen Sohn oder der kleinen Tochter, indem außerfamiliale Aktivitäten – zum Beispiel ein zusätzliches berufliches Engagement, eine Weiterbildung oder Unternehmungen mit Freunden – aufgenommen werden, die vor der Geburt des Kindes so nicht geplant waren. Geschildert wird auch das Gefühl, mit einem Neugeborenen wenig anfangen zu können (ähnlich Ehnis 2009: 157) – möglicherweise

7 Zur Bedeutung des Stillens in diesem Zusammenhang und den in der Studie deutlich gewordenen unterschiedlichen Möglichkeiten, Stillsituationen zu gestalten, vgl. Flaake 2009.

Ausdruck der Vorbehalte gegenüber einem intensiven Sich-Einlassen auf die Beziehung zum kleinen Sohn oder der kleinen Tochter.

Die frühe Beziehung zu Kindern belebt das eigene Verhältnis zu Abhängigkeit, Hilflosigkeit und Verletzlichkeit wieder, aktualisiert die eigenen frühen Erfahrungen mit Mutter und Vater und verflüssigt psychische Strukturen und Abwehrformationen, weil eigenes früheres Erleben wieder auftaucht (vgl. Metzger 2009: 39ff.). Das betrifft Mütter und Väter gleichermaßen und kann für beide verunsichernd sein (für Mütter vgl. Ahlheim 2009). Für Väter scheinen entsprechende Gefühle jedoch bedrohlicher zu sein und zum Auslöser für einen Rückzug aus der frühen Beziehung zum Kind werden zu können. In einigen Interviews mit Vätern wird deutlich, dass die Begegnung mit der Bedürftigkeit, Abhängigkeit und Hilflosigkeit des kleinen Sohnes oder der kleinen Tochter als Gefährdung der Männlichkeit erlebt wird, da als schwach und abhängig definierte eigene Anteile und damit auch innere Bindungen an die eigene Mutter aktiviert werden, die auf dem Weg zur Herausbildung eines Selbstbildes und Selbstverständnisses als Mann oft als wenig akzeptabel erlebt und deshalb verdrängt wurden (vgl. Metzger 2009: 46). In einer der Familien führten entsprechende Verunsicherungen des Vaters zunächst – entgegen anderer ursprünglicher Intentionen – zu einer Flucht vor der engen Beziehung zum kleinen Sohn in eine männlich konnotierte Welt außerhalb der Familie, die geprägt war durch berufliche Karrierebestrebungen und an Abenteuer und Risiko orientierte Aktivitäten in einer Freundesgruppe – „nur unter Männern“, wie der Befragte selbstkritisch beschreibt.

Einige Väter schildern ihre Befürchtung, das als verletzlich, fragil und zart erlebte kleine Kind durch die eigenen Berührungen zu verletzen. „Es war ja ein unheimlich kleines Wesen und ich hatte immer Angst, es falsch anzufassen, ich mit meinen großen Händen“, begründet ein Vater seine Rückzugstendenzen nach der Geburt des Kindes. Ein solches Erleben ist vermutlich auch Müttern nicht fremd (zu Problemen von Müttern mit Neugeborenen vgl. Ahlheim 2009). Entsprechende Impulse zum Rückzug werden bei ihnen jedoch überdeckt durch innere Bindungen an Bilder einer „guten Mutter“ und damit zusammenhängende Bemühungen, mit diesen Befürchtungen schnell zurechtzukommen und eine gute Praxis mit dem Kind zu entwickeln.

In einer Familie werden die Verknüpfung seiner Ängste vor einer intensiven Beziehung zum kleinen Sohn mit ihren Tendenzen, eine innige, Andere ausschließende Zweierbeziehung mit dem Kind herzustellen, sowie die Voraussetzungen für Veränderungsprozesse besonders deutlich. Die Befragte schildert die erste Zeit mit ihrem kleinen Sohn als für sie sehr beglückend. Eine Beteiligung ihres Partners hat sie zunächst nicht vermisst, sie vermutet selbstkritisch, dass sie ihn in der ersten Zeit aus der engen Beziehung zum Neugeborenen ausgeschlossen hat. Ihr Partner setzt dem keinen Widerstand entgegen. Er hat das Gefühl, mit einem so kleinen Kind „nichts anfangen“ zu können und es durch seine Ungeschicklichkeit zu verletzen, wenn er es anfasst. Die Befragte spürt nach einem halben Jahr jedoch die Beschränkungen eines auf die Beziehung zum Kind konzentrierten Lebens und nimmt eine berufliche Fortbildung wieder auf, die eine tageweise Abwesenheit von zu Hause erfordert. In dieser Zeit ist der Partner gezwungen, seine Ängste zu überwinden und den kleinen Sohn zu versorgen. Nach anfänglichen Unsicherheiten gelingt ihm das – auch in den Augen seiner Partnerin – sehr gut und er kann sich auf einen intensiven körperlichen Kontakt zu seinem kleinen Sohn

einlassen: „Er hat dann bei mir auf dem Bauch gelegen. Das war immer sehr schön, das fand ich emotional sehr anrührend.“

In einer anderen Familie werden die Fluchtendenzen des Vaters – er hat gleich nach der Geburt des Sohnes eine nicht geplante berufliche Fortbildung begonnen – gebremst durch die schon vor längerer Zeit mit der Partnerin getroffene Vereinbarung, dass sie weiterhin Vollzeit erwerbstätig bleiben und er der Hauptzuständige für Hausarbeit und Kinderbetreuung sein wird. Der Befragte kann sich sukzessive auf die Aufgaben, die zunächst als Anforderungen der Partnerin erscheinen, einlassen und Ängste und Widerstände überwinden. Durch die Zuständigkeit für die Versorgung des kleinen Sohnes fast von Anbeginn an entwickelt er eine innige, körperlich nahe und sinnliche Beziehung zu ihm. Er beschreibt seine Erinnerungen an die Säuglingszeit, die ihm auch nach 13 Jahren noch präsent sind: „Das ist ‘ne Zeit von auf dem Arm halten, von dran riechen, den typischen kleinen Babygeruch, dieser kleine warme Kopf, der hier ist oder war (deutet auf seine Schulter), dieses fast kein Gewicht, dass man ihn fast überall mit hintragen kann. Dieses leichte Knöddern, diese kleinen Geräusche.“ Durch die ihn als Vater fordernden Umstände ist es ihm gelungen, von einer Position relativer Distanz zu seinem kleinen Sohn zu einem innigen und intensiven Verhältnis zu ihm zu finden.

In einigen Interviews wird deutlich, dass es für Väter erleichternd ist, wenn sie alleine – ohne die Partnerin – eine ihnen gemäße Form des Umgangs mit dem kleinen Sohn oder der kleinen Tochter entwickeln können (vgl. Ehnis 2009: 158). Das ist zum Beispiel in Familien der Fall, in denen die Mütter nach der Geburt Schwierigkeiten hatten, sich auf eine Beziehung zum Neugeborenen einzulassen⁸, und die Väter diese frühen Beziehungsgestaltungen übernehmen. Es entfällt dann die Wirkung verinnerlichter Bilder von quasi natürlichen mütterlichen Fähigkeiten, durch die Väter sich als weniger kompetent im Umgang mit dem Kind erleben können und die für Frauen eine Verführung schaffen, den Bereich der frühen Beziehungsgestaltungen zum Kind für sich zu beanspruchen.

3.3 Gesellschaftliche Bilder guter Bedingungen für das Gedeihen eines Säuglings – zur Bedeutung von „Mutterliebe“ als sozialer Norm

Die Verhaltensmuster von Müttern und Vätern nach der Geburt des Kindes – wie das beschriebene Zusammenspiel von Rückzugstendenzen der Männer mit den Partner wenig einbeziehenden Haltungen der Frauen – sind auch geprägt von gesellschaftlich nahe gelegten Bildern über die optimalen Bedingungen für das Gedeihen eines Säuglings und den Vorstellungen, die beide Geschlechter in diesem Zusammenhang über die Bedeutung mütterlicher und väterlicher Funktionen haben. Ehnis spricht auf der Basis seiner Studie über Väter in Erziehungszeiten von „hegemonialer Mütterlichkeit“ (Ehnis 2009: 146) als einer „kulturell tief sitzenden Barriere“ gegen eine aktive Beteiligung der Väter im ersten Lebensjahr des Kindes. Beide, Männer und Frauen, teilen dann die Vorstellung, dass die Mutter in dieser Zeit die bessere und kompetentere Bezugsperson ist.⁹

8 Das scheint nicht selten zu sein: Studien berichten, dass 10–15 % der Frauen nach der Geburt tiefgreifende psychische Probleme – eine postpartale Depression – entwickeln. 25–80 % der Frauen zeigen nach der Geburt ein Stimmungstief (vgl. Felber Piso 2006: 177ff.).

9 Die normative Wirkung von Bildern einer „guten Mutter“ und die damit verbundenen Schuldgefühle sind in Westdeutschland sehr viel stärker ausgeprägt als in Ostdeutschland (vgl. Gerhard 2003: 81; Heß 2010: 261ff.).

Die Bedeutung normativer Bilder einer „guten Mutter“ für Frauen und die damit verbundenen Schuldgefühle zeigen sich in einigen der in die Untersuchung einbezogenen Familien. Besonders deutlich werden sie in den Konstellationen, in denen die Frauen Vollzeit erwerbstätig und die Männer die für die Familienarbeiten Hauptzuständigen sind. In allen drei Familien leiden die Frauen daran, möglicherweise keine „gute Mutter“ zu sein, und sind nach dem Ende ihres beruflichen Arbeitstages besonders in der Familie engagiert. Das betrifft sowohl die Hausarbeit¹⁰ als auch die Gestaltung der Beziehung zu den Kindern. Gerade wenn der Alltag in der Familie ohne größere Probleme verläuft, fällt es den Frauen schwer, daraus Gelassenheit bezogen auf ihre Art der Lebensgestaltung zu beziehen. Sie schildern, dass sie sich in der Familie überflüssig fühlen und die Erfahrung, dass der Partner durch seine alltägliche Präsenz zu einer zeitweise wichtigeren Bezugsperson für die Kinder geworden ist, als schmerzlich erleben. So berichtet eine der Befragten: „Da ist Tobias (der Sohn, K.F.) vom Fahrrad gefallen, weint ‚Papaaa‘ (wehklagender Ruf, K.F.) statt ‚Mama‘. Das ist einfach die erste Reaktion und das tut dann schon weh.“

In Familien, in denen eine gleichgewichtige Aufteilung der Alltagsarbeiten angestrebt wurde, können Vorstellungen über die besondere Bedeutung der Mutter und die geringere des Vaters für das Gedeihen des Säuglings zum Auslöser für die Entwicklung von Asymmetrien in der paarbezogenen Aufgabenverteilung werden, die auch über das erste Lebensjahr des Kindes hinaus Bestand haben. So berichtet eine der Befragten, dass sie vor der Geburt ihres Sohnes vorhatte, weiter berufstätig zu sein, dann aber ihre Erwerbstätigkeit doch aufgab – eine Entscheidung, die „überhaupt nicht geplant“ war, sich „so ergeben hat“ und die sie nachträglich bereut. Sie nennt als Begründung ihre enge Bindung an das Kind: „Mein Mann ist ja vormittags weg gewesen und nachmittags dann zu Hause und ich hätte auch meinen Beruf nachmittags ausüben können. Aber dann hat man so’n kleines Wesen, ich hätt’s nicht allein lassen können, obwohl ich das Vertrauen zu meinem Mann habe.“ In dieser Schilderung taucht der Partner nicht als mögliche ebenso bedeutsame Person für das Kind auf. Für die Befragte ist ihre Abwesenheit gleichbedeutend mit „den Sohn allein lassen“. Ihre enge Bindung an das Kind ließ wenig Raum für eine ähnlich intensive Vater-Sohn-Beziehung. In ihrem inneren Bild von Elternschaft scheint – zumindest bezogen auf die ersten Lebensmonate und -jahre – primär die Mutter-Kind-Beziehung zu existieren. Auch der Partner ist an diesen Entwicklungen beteiligt. Er hat sich nicht aktiv in die Beziehung zum kleinen Sohn eingebracht und den ihn sukzessive ausschließenden Tendenzen seiner Partnerin wenig entgegengesetzt. Es fehlte ihm ein inneres Bild von aktiver, in ihrer Bedeutung der Mutterschaft gleichgewichtiger Vaterschaft (vgl. King 2002: 147–154).

Einen ähnlichen Konflikt, aber eine andere Form des Umgehens damit schildert eine andere Befragte, deren Partner in den ersten eineinhalb Jahren die Kinderbetreuung und Hausarbeit übernommen hat, während sie Vollzeit erwerbstätig blieb. „Das war schon schwierig für mich, ich hatte immer das Gefühl, er macht es als Mann nicht richtig mit Nina und ich kann das als Mutter doch viel besser. Ich hab versucht mich nicht einzumischen, und das klappte dann auch.“ Indem diese Befragte sich bemüht, bewusst

10 Zur Bedeutung der Hausarbeit als Bereich, der in vielen der in die Untersuchung einbezogenen Paarbeziehungen konflikthaft ist und der in besonderer Weise als Austragungsort für geschlechtsbezogene Selbstdefinitionen und Verortungen des und der Anderen fungieren kann, vgl. Flaake 2009: 136.

ihren inneren Strebungen nach Einmischung entgegenzuarbeiten, lässt sie ihrem Partner den Raum für die Entwicklung einer eigenständigen Beziehung zur Tochter. Zugleich ist der Partner bereit und in der Lage, diesen Raum als Vater aktiv zu füllen.

4 Entwicklungen der Söhne bei väterlicher Präsenz

4.1 Neue Beziehungsqualitäten zwischen Vätern und Söhnen

Die umfassende und alltägliche Präsenz der Väter in Familien prägt die Bedingungen des Heranwachsens für Söhne entscheidend: Es entwickeln sich in allen der in die Untersuchung einbezogenen Familien eine Verbundenheit zwischen Vätern und Söhnen, eine große wechselseitige Vertrautheit und Zuneigung, die auf der Erfahrung einer selbstverständlichen und überwiegend als befriedigend erlebten Gemeinsamkeit im Alltag beruht. Dabei ist die für gemeinsame Beziehungsgestaltungen verfügbare Zeit ein zentraler Faktor: Basis der Verbundenheit zwischen Vätern und Söhnen ist die Möglichkeit, dass beide im Alltag Zeit miteinander verbringen können, dass der Vater umfassend und kontinuierlich im Alltag des Sohnes präsent und in der Familie engagiert ist.

Die Bedeutung einer umfassenden und alltäglichen Präsenz der Väter in Familien für das Heranwachsen der Söhne zeigt sich besonders deutlich durch einen Vergleich mit traditionellen Familien (vgl. Flaake 2005). In vielen dieser Familien gibt es eine enge Mutter-Sohn-Bindung, der keine gleichgewichtige Vater-Sohn-Beziehung gegenübersteht. Für Mütter und Söhne kann die mit der Adoleszenz endgültig anstehende innere Abgrenzung und Trennung unter diesen Bedingungen schwierig sein. Auch wenn der Vater in der Adoleszenz des Sohnes als Repräsentant erwachsener Männlichkeit eine neue Bedeutung gewinnt, fehlt in vielen der traditionellen Familien doch das Fundament, auf dem sich eine vertrauensvolle Nähe zwischen Vater und Sohn entwickeln kann.¹¹ Eine solche vertrauensvolle Nähe konnte sich in Familien mit väterlicher Präsenz im Verlaufe des Heranwachsens der Söhne über viele Jahre hinweg herausbilden.

4.2 Weiterhin schwierig: Emotionale Offenheit und körperliche Nähe in der Vater-Sohn-Beziehung

Trotz der im Vergleich zu vielen Familien mit traditioneller Arbeitsteilung neuen Qualität der Vater-Sohn-Beziehung in Familien mit veränderten geschlechtsbezogenen Zuständigkeiten – der großen wechselseitigen Zuneigung und Vertrautheit miteinander – gibt es doch Beziehungselemente, die nur schwer Eingang in die Vater-Sohn-Beziehung finden und auch in diesen Familien – wie in Familien mit traditioneller Arbeitsteilung – eher kennzeichnend für die Mutter-Sohn-Beziehung sind. In nur wenigen Vater-Sohn-Bezie-

11 So zeigt eine 2005 durchgeführte repräsentative Befragung von 14- bis 16-jährigen Jungen ein körperlich und emotional eher distanzierendes Verhältnis zum Vater. So ist der Vater für nur 3 % Ansprechpartner bei Problemen. Die Mutter wird von 14 % genannt, Freundinnen und Freunde von 48 %, 35 % der befragten Jungen versuchen Probleme alleine zu lösen (vgl. Koch-Priewe et al. 2009: 79). Die AutorInnen der Studie sehen diese Ergebnisse als Ausdruck adoleszenter Abgrenzungsprozesse von den Eltern, zugleich aber auch – im Zusammenhang mit anderen Daten – als Zeichen für eine eher kühle Beziehung zum Vater.

hungen ist es möglich, eine zärtlich-liebevolle körperliche Nähe miteinander zu entwickeln und Gefühle zu äußern, in denen sich Verletzlichkeit und Weichheit zeigen. In der Mehrzahl der in die Untersuchung einbezogenen Vater-Sohn-Beziehungen gibt es eine Hemmung emotionaler Offenheit und sinnlich-zärtlicher Strebungen. Gemeinsamkeiten haben sich in der Kindheit und Jugend des Sohnes wesentlich vermittelt über aktiv nach außen gewandte, oft bewegungs- oder sportorientierte Unternehmungen, Risiko und Abenteuer haben nicht selten eine große Bedeutung gehabt, zudem spielerische, aggressiv-kompetitive Aktivitäten, in denen Väter und Söhne ihre Kräfte miteinander gemessen haben. Gefördert wurden dadurch Autonomie und Unabhängigkeit der Söhne. Beide – Väter und Söhne – verbinden mit den oft aggressiv getönten Aktivitäten auch Gefühle einer liebevollen Verbundenheit. Liebes- und Nähewünsche scheinen jedoch begrenzt werden zu müssen durch die Einbindung in scheinbar dem widersprechende Aktivitäten: in kämpferisch-konkurrenzorientierte Verhaltensmuster. Auch innerhalb des distanzierenden Rahmens von eindeutig als männlich konnotierten Aktivitäten sind kurze Zärtlichkeitsbezeugungen zwischen Vater und Sohn möglich, außerhalb eines solchen Abgrenzung schaffenden und Männlichkeit absichernden Rahmens scheinen sie jedoch bedrohlich zu sein. In einigen Schilderungen wird deutlich, dass dabei auch hoererotische Ängste und Tabus eine Rolle spielen und damit Befürchtungen, durch das Zulassen von Zärtlichkeiten untereinander schwach, weich und damit unmännlich zu erscheinen.

Besonders ausgeprägt sind als Männlichkeitsinszenierungen zu verstehende Aktivitäten zwischen Vätern und Söhnen – zum Beispiel risikoreiche Sportarten und Kämpfe um Kraft und körperliche Überlegenheit – in Familien, in denen die Väter die Zuständigkeit für Familienarbeiten nur schwer mit ihrem Selbstbild und Selbstbewusstsein als Mann vereinbaren können. Solche Aktivitäten haben dann auch kompensatorischen Charakter: Sie können Vätern und Söhnen zur Absicherung eines positiv besetzten Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins als Mann in einem Kontext dienen, der als verunsichernd empfunden wird, weil traditionelle geschlechtsbezogene Zuordnungen an Bedeutung verloren haben.

Die Mutter-Sohn-Beziehung ist in den meisten der in die Untersuchung einbezogenen Familien dagegen deutlich stärker als die Vater-Sohn-Beziehung geprägt gewesen durch intensive emotionale und körperliche Nähe und Verbundenheit: Trost, Wärme, Geborgenheit und liebevolle körperliche Nähe gab es in der Kindheit der Söhne sehr viel stärker in der Mutter-Sohn- als der Vater-Sohn-Beziehung, auch derzeit verbinden die Söhne solche Beziehungsqualitäten stärker mit ihrer Beziehung zur Mutter als zum Vater. Das gilt auch für zwei der drei Familien, in denen der Vater der Hauptzuständige für Familienarbeiten und seit der Geburt des Sohnes an seiner Betreuung und Versorgung beteiligt ist. Einer der befragten Söhne in einer solchen Familie beschreibt den Unterschied zwischen der Liebe zum Vater und zur Mutter so: „Ich hab meinen Vater auf jeden Fall sehr lieb, aber das ist was Anderes als bei meiner Mutter. Mit meinem Vater, das ist mehr so Kumpel, freundschaftsmäßig. Mit meiner Mutter umarme ich mich öfter und wenn ich ein Problem hab, geh ich eher zu ihr.“

So hat sich ein Element der traditionellen geschlechtsbezogenen Aufteilungen auch in vielen Familien erhalten, in denen Väter und Mütter gleichermaßen beteiligt sind an den Beziehungsgestaltungen zu den Kindern: die Zuständigkeit der Frauen für intensive

emotionale und körperliche Nähe und Verbundenheit, während die Männer eher Abgrenzung und Autonomie repräsentieren.

Einigen der befragten Väter und Söhne ist der Mangel an emotionaler Offenheit und einer zärtlich-liebevollen körperlichen Nähe in ihrer Beziehung bewusst und sie bedauern ihn. Den Vätern hat aufgrund eigener Kindheitserfahrungen ein inneres Reservoir gefehlt, aus dem sie gegenüber ihrem Sohn hätten schöpfen können: Fast alle schildern die Beziehung zum eigenen Vater als emotional und körperlich distanziert, zum Teil auch als von Unverständnis und Kälte geprägt. So haben viele der befragten Väter im Prozess ihres Heranwachsens Wünsche nach einem sich weich und verletzlich Zeigen, nach intensiver auch körperlicher Nähe und Geborgensein aus ihrem Selbstbild und Selbstbewusstsein als Mann ausblenden, sie verdrängen müssen. In den Söhnen wurden dann – weil die Beziehung zu ihnen nicht genutzt werden konnte für eine Erweiterung der eigenen inneren Möglichkeiten – noch einmal all jene Strebungen abgewehrt, die früher durch entsprechende Signale der Erwachsenen als problematisch erlebt wurden. Entsprechende innere Muster sind oft tief verankert und prägen die Wahrnehmungsfähigkeit der Väter: Einige berichten selbstkritisch, dass sie die trost- und liebesbedürftigen Seiten ihrer kleinen Söhne übersehen und nur die Autonomiebestrebungen und Wünsche nach wildem, spielerisch-aggressivem Agieren wahrgenommen und unterstützt haben.¹²

Einigen Vätern ist es von Anbeginn an möglich gewesen, eine körperlich nahe und emotional offene Beziehung zu ihrem kleinen Sohn herzustellen, anderen gelingt es, das Bedauern über den Mangel an emotionaler und körperlicher Nähe zum Sohn umzusetzen in eigene Veränderungen und damit auch Wandlungen in der Beziehung zum Sohn. Väter, die sich von der Geburt des Sohnes an einer intensiven Beziehung zu ihm öffnen konnten, hatten keine bessere Beziehung zum eigenen Vater als die übrigen, es war ihnen aber möglich, die Beziehung zum kleinen Sohn zu nutzen für Prozesse eigener Weiterentwicklung: Eigene im Verlauf des Heranwachsens verdrängte Strebungen mussten nicht im kleinen Sohn erneut abgewehrt werden, sondern konnten genutzt werden für eigene Veränderungen, für Prozesse einer emotionalen Öffnung und damit für eine partielle Korrektur eigener früherer Sozialisationserfahrungen. Auch den Vätern, die den Mangel an emotionaler und körperlicher Nähe zum Sohn bedauern und sich um eine Veränderung der Beziehung zu ihm bemühen – bei einigen ist das der Fall, als der Sohn schon erwachsen ist –, gelingt es, eigene innere Möglichkeiten zu erweitern, indem sie sich dem Sohn emotional offen, verletzlich und weich zeigen können. Bei diesen Vätern – denjenigen, die sich von Anbeginn an auf eine intensive Beziehung zum Sohn einlassen konnten, und denjenigen, die später als versäumt Erlebtes nachholen – wird ein vielfältigeres Männlichkeitsbild sichtbar, in dem auch eine zärtlich-liebevoll körperliche Nähe zum Sohn und Gefühle der Weichheit und Verletzlichkeit Raum haben.¹³ „Ein Vater, der lacht und der weint, dass man das alles machen kann als Mann“, formuliert einer der Befragten seine Vorstellung von einem solchen vielfältigeren Männlich-

12 Ulrike Schmauch berichtet in einer Studie über Krabbelstubenkinder über ähnliche selektive Wahrnehmungsmuster zwischen Erwachsenen und kleinen Jungen: Verzweigung, Trauer und Schmerz wurden von den erwachsenen Bezugspersonen oft nicht wahrgenommen, weil sie nicht zum Bild eines Jungen passten. Die Aufmerksamkeit richtete sich dagegen selektiv auf Äußerungen von Aggressivität und Autonomiebestrebungen (vgl. Schmauch 1995: 77).

13 Zu Männlichkeitskonstruktionen von „neuen Vätern“ vgl. Kassner 2008.

keitsbild, das auch Auswirkungen auf die Söhne hat. Sie erleben diese neue Dimension in der Beziehung zum Vater als bereichernd und können sich einlassen auf die offeneren Weisen des Umgehens miteinander, die auch für einige von ihnen mit einem veränderten, als positiv erlebten Männlichkeitsbild verbunden sind. „Das hat meine Beziehung zu meinem Vater verstärkt, weil ich ihn als Mann wahrgenommen hab, der diese emotionale Seite leben kann und sich dafür nicht schämt. Das fand ich toll“, berichtet einer der befragten Söhne, der auch sich selbst als Person schildert, die sich um eine Verbindung von emotionaler Offenheit und Mannsein bemüht. Eine emotional offene Vater-Sohn-Beziehung prägt auch die Zukunftsvorstellungen der jungen Männer: Sie äußern sich entschiedener als die übrigen in ihren Plänen, später selbst als Vater Familienarbeiten übernehmen und damit Fürsorglichkeit, liebevolle Bezogenheit und Verantwortung für familiäre Alltagsaufgaben in ihre Lebensgestaltung integrieren zu wollen.

5 Gender, Care und veränderte Arbeitsteilungen in Familien – Resümee

Die Dynamiken in Familien, in denen die Eltern sich die Verantwortung und Zuständigkeiten für die dort anfallenden Aufgaben geteilt haben, zeigen die Wirksamkeit traditioneller geschlechtsbezogener Selbstdefinitions- und Zuschreibungsprozesse, zugleich aber auch Möglichkeiten, solche Muster und damit polarisierende Geschlechterbilder zu verflüssigen. Als Barriere, die innerhalb der Paarbeziehung zu Traditionalisierungseffekten führen kann, erweist sich das Zusammenspiel einer starken familien- und kindbezogenen Orientierung der Frauen mit Schwierigkeiten der Männer, sich von Anbeginn an intensiv auf eine emotional und körperlich nahe Beziehung zum kleinen Sohn oder der kleinen Tochter einzulassen. Die durch eigene geschlechtsbezogene Sozialisationsprozesse erfahrene Prägung durch gesellschaftlich nahegelegte Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder spielt dabei eine große Rolle, ebenso die damit zusammenhängenden Vorstellungen, die beide Geschlechter von „Mutterliebe“ und einer „guten Mutter“ sowie den damit verknüpften optimalen Bedingungen für das Gedeihen eines Säuglings haben. So sind geschlechtsbezogene Arbeitsteilungen in Familien auf doppelte Weise eingebunden in und geprägt durch gesellschaftliche Verhältnisse: Durch aktuelle gesellschaftsstrukturelle Rahmenbedingungen und durch in langfristigen Sozialisationsprozessen erworbene subjektive Orientierungs- und Verhaltensmuster. Gesellschaftsstrukturelle Rahmenbedingungen – insbesondere wohlfahrtsstaatliche Regulierungen und vorherrschende Strukturen im Bereich der Erwerbsarbeit – kanalisieren subjektive Lebensgestaltungen in eine bestimmte Richtung und fördern in Deutschland ein eher traditionelles Familienmodell (z. B. Ehnis 2009: 41–45; Jurczyk/Lange 2009: 21ff.; Rüling 2007: 115–124). Ob Spielräume innerhalb dieser gesellschaftsstrukturellen Rahmenbedingungen – wie sie etwa gegeben sind durch die Regelungen zum einkommensabhängigen Elterngeld – genutzt und wie solche Spielräume ausgestaltet werden, hängt jedoch stark ab von den inneren Möglichkeiten und Grenzen der Beteiligten.

Distanzierungsimpulse der Männer nach der Geburt des Kindes, ihre Hemmungen, sich auf eine intensive Beziehung zum Neugeborenen einzulassen, speisen sich wesentlich aus Befürchtungen, die mit der Bedürftigkeit, Abhängigkeit und Hilflosigkeit

des kleinen Sohnes oder der kleinen Tochter zusammenhängen. Einige Väter erleben die Wiederbegegnung mit solchen Erlebensweisen als Bedrohung für ihre Männlichkeit und versuchen sie deshalb zu vermeiden. Auch für Mütter kann die intensive Beziehung zum Neugeborenen mit Ängsten, zum Beispiel vor einem Selbstverlust, verbunden sein, auch sie können – wie Väter – Befürchtungen haben, das als zerbrechlich erlebte Kind durch eigene Berührungen zu verletzen; innere Bindungen an Bilder von „Mutterliebe“ und einer „guten Mutter“ verhindern jedoch, dass solche Ängste – wie es bei einigen Männern der Fall ist – umgesetzt werden in Fluchtbewegungen.

Zugleich können Vorstellungen, dass die Mütter in den ersten Lebensmonaten und -jahren die besseren Bezugspersonen für ihr Kind sind, zu Asymmetrien in der Paarbeziehung beitragen. Einige Frauen entwickeln – trotz anderer ursprünglicher Intentionen – eine den Partner ausschließende innige Beziehung zum kleinen Sohn oder der kleinen Tochter, der die Männer wenig entgegensetzen: Auch bei ihnen fehlt dann ein der Mütterlichkeit gleichgewichtiges Verständnis von Väterlichkeit. Eine solche Höherbewertung der Mütterlichkeit und damit geringeren Bewertung der eigenen Bedeutung für das Kind kann für Väter zur scheinbar rational begründbaren Verhinderungsstrategie werden: Nicht genutzt wird die Möglichkeit, Ängste vor der intensiven Beziehung zum kleinen Sohn oder der kleinen Tochter zu überwinden und sich neuen Erfahrungen zu öffnen.

Die Schilderungen der Väter, die sich nach der Geburt des Kindes oder kurze Zeit später auf eine intensive, emotional und körperlich nahe Beziehung zu ihm einlassen konnten, zeigen eindrücklich, dass Väter ebenso wie Mütter zu solchen innigen frühen Beziehungsgestaltungen fähig sind. Durch Schwangerschaft und Geburt haben Frauen zunächst zwar eine engere leibliche Bindung an das Neugeborene. Wenn es dem Paar nach der Geburt jedoch gelingt, eine zwischen ihnen ausgewogene Beziehung zum Kind herzustellen,¹⁴ ist auch Vätern die Entwicklung einer Beziehung zum kleinen Sohn oder der kleinen Tochter möglich, die geprägt ist von intensiver, auch körperlicher Nähe und einer tiefen Liebe und Verbundenheit.¹⁵

Die Verunsicherungen, die für Männer mit intensiven, emotional und körperlich nahen Beziehungen zu ihren Kindern verbunden sein können – aber auch die unterschiedlichen Möglichkeiten, mit diesen Verunsicherungen umzugehen –, werden besonders deutlich in der Vater-Sohn-Beziehung. Einerseits schafft die umfassende und alltägliche Präsenz des Vaters in der Familie die Basis für neue Beziehungsqualitäten zwischen Vätern und Söhnen, zugleich werden aber auch Grenzen in dieser Beziehung deutlich, die mit gesellschaftlichen Männlichkeitsbildern und durch sie geprägten Sozialisationsprozessen zusammenhängen. So kann sich durch eine überwiegend als befriedigend erlebte Gemeinsamkeit von Vätern und Söhnen im Alltag eine große wechselseitige Vertrautheit und Zuneigung entwickeln, die in Familien, in denen der Vater durch eine vollzeitige Erwerbstätigkeit weniger präsent ist, selten ist. Zugleich gibt es Grenzen

14 In psychoanalytisch orientierten Studien wird von einer Fähigkeit zur Triangulierung gesprochen, die im Übergang von der Paar- als Zweierbeziehung zur Dreierbeziehung mit Kind bedeutsam wird. Gemeint ist damit die Bereitschaft, die bisherige Zweierbeziehung auch innerlich zu einer Dreierbeziehung zu erweitern, in der keine und keiner dauerhaft ausgeschlossen wird beziehungsweise sich zurückzieht (vgl. z. B. Klitzing 2002; Schon 1995).

15 In einer bindungstheoretisch orientierten longitudinalen Studie konnte gezeigt werden, dass Väter ebenso wie Mütter fähig sind zu einem sensiblen Umgang mit Neugeborenen (Nickel 2002). Zu konkreten Beispielen für intensive, körperlich nahe Vater-Kind-Beziehungen vgl. Orgtjes 2009: 97; Schon 2002: 22.

in dieser Beziehung: Eine zärtlich-liebevolle körperliche Nähe und Gefühle, in denen Weichheit und Verletzlichkeit zum Ausdruck kommen, können nur schwer Eingang in sie finden. Vorherrschend ist eine „kumpelhafte“ Beziehungsgestaltung. Dadurch bleibt ein Element der traditionellen Aufteilungen zwischen den Geschlechtern auch in diesen Familien erhalten: Die Zuständigkeit der Mütter und damit Frauen für intensive emotionale und körperliche Nähe und Verbundenheit, für Trost, Wärme und Geborgenheit, während die Männer primär Abgrenzung und Autonomie repräsentieren. Damit bleibt auch der Bereich von Care, der Fürsorge für andere, eher den Frauen zugeordnet. Deutlich wird jedoch, dass Väter auf unterschiedliche Weise mit den Verunsicherungen umgehen können, die sich besonders in der Begegnung mit einem männlichen Neugeborenen zeigen. In dieser Begegnung werden Väter unmittelbar mit eigenen, im Prozess des Mannwerdens verdrängten Strebungen konfrontiert: dem Wunsch danach, sich weich und verletzlich zeigen zu dürfen, ebenso wie dem Wunsch nach intensiver körperlicher Nähe und Geborgenheit aus einer passiven, abhängigen Position. Diese im Verlauf des Heranwachsens aus dem Selbstbild und Selbstbewusstsein als Mann ausgeblendeten Anteile können im kleinen Sohn erneut abgewehrt werden, sie können von Vätern aber auch genutzt werden für eigene Veränderungsprozesse, für eine Erweiterung der eigenen inneren Möglichkeiten. Bei Vätern, die diesen Weg gegangen sind, wird ein verändertes Männlichkeitsbild deutlich, in dem emotionale Offenheit und eine zärtlich-liebevolle körperliche Nähe auch unter Männern Raum haben. Ein solches vielfältigeres Männlichkeitsbild prägt auch die Söhne in diesen Familien: Fürsorglichkeit, liebevolle Bezogenheit und Verantwortung für familiäre Alltagsaufgaben werden von ihnen als Elemente einer positiv besetzten zukünftigen Lebensgestaltung gesehen.

Literaturverzeichnis

- Ahlheim, Rose. (2009). Elternschaft – Entwicklungsprozess und Konfliktpotenzial. In Rolf Haulb; Frank Dammasch & Heinz Krebs (Hrsg.), *Riskante Kindheit. Psychoanalyse und Bildungsprozesse* (S. 15–35). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Behnke, Cornelia & Meuser, Michael. (2010). Aktive Vaterschaft – Diskurse und alltägliche Praxis. *Dokumentation der Tagung „Deutschland sucht den ‚Super-Papa‘. Impulse für eine moderne Väterpolitik“ des Gunda-Werner-Instituts und Forum Männer am 23. und 24. April 2010 in der Fachhochschule Köln*. Zugriff am 25. Februar 2011 unter www.gwi-boell.de/downloads/2010-04-23_Tagung_Super-Papa_Beitrag_Behnke_Meuser_Vaterschaft.pdf
- Behnke, Cornelia & Meuser, Michael. (2012). “Look out mate! I’ll take parental leave for a year” – Involved Fatherhood and Images of Masculinity. In Mechtild Oechsle, Ursula Müller & Sabine Hess (Hrsg.), *Fatherhood in Late Modernity. Cultural Images, Social Practices, Structural Frames*. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (im Druck)
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. (Hrsg.). (2010). *Familien Report 2010. Leistungen Wirkungen Trends*. Berlin
- Bürgisser, Margret & Baumgarten, Diana. (2006). *Kinder in unterschiedlichen Familienformen. Wie lebt es sich im egalitären, wie im traditionellen Modell?* Zürich: Rüegger
- Döge, Peter. (2006). *Männer – Paschas und Nestflüchter? Zeitverwendung von Männern in der Bundesrepublik Deutschland*. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Ehnis, Patrick. (2009). *Väter und Erziehungszeiten. Politische, kulturelle und subjektive Bedingungen für mehr Engagement in der Familie*. Frankfurt a. M.: Ulrike Helmer

- Ehnis, Patrick & Beckmann, Sabine. (2010). „Krabbeln lerne ich bei Mama, laufen dann bei Papa“. Zur Einbeziehung von Vätern bei Elterngeld und Elternzeit – eine kritische Betrachtung. *Feministische Studien*, 28 (2), 313–324
- Felber Piso, Gabriela. (2006). Das unglückliche Mutter-Sein – Über das Tabu der postpartalen Depression. In Eva Cignacco (Hrsg.), *Hebammenarbeit. Assessment, Diagnosen und Interventionen bei (patho)physiologischen und psychosozialen Phänomenen* (S. 175–196). Bern: Hans Huber
- Flaake, Karin. (2005). Junge Männer, Adoleszenz und Familienbeziehungen. In Vera King & Karin Flaake (Hrsg.), *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein* (S. 99–120). Frankfurt a. M., New York: Campus
- Flaake, Karin. (2009). Geteilte Elternschaft – Veränderte Geschlechterverhältnisse? Ergebnisse einer empirischen Studie zu Familiendynamiken und Sozialisationsprozessen. In Barbara Thiessen & Paula-Irene Villa (Hrsg.), *Mütter-Väter: Diskurse Medien Praxen* (S. 128–142). Bielefeld: Westfälisches Dampfboot
- Gerhard, Ute. (2003). Mütter zwischen Individualisierung und Institution: Kulturelle Leitbilder in der Wohlfahrtspolitik. In Ute Gerhard, Trudie Knijn & Anja Weckwert (Hrsg.), *Erwerbstätige Mütter. Ein europäischer Vergleich* (S. 53–84). München: Beck
- Gumbinger, Hans-Walter & Bambey, Andrea. (2009). Zwischen „traditionellen“ und „neuen“ Vätern. Zur Vielgestaltigkeit eines Wandlungsprozesses. In Karin Jurczyk & Andreas Lange (Hrsg.), *Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen!* (S. 195–216). Gütersloh: Bertelsmann Stiftung
- Heß, Pamela. (2010). *Geschlechterkonstruktionen nach der Wende. Auf dem Weg zu einer gemeinsamen politischen Kultur?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Jurczyk, Karin & Lange, Andreas. (2009). Vom „ewigen Praktikanten“ zum „reflexiven Vater“? Eine Einführung in aktuelle Debatten um Väter. In Karin Jurczyk & Andreas Lange (Hrsg.), *Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen!* (S. 13–46). Gütersloh: Bertelsmann Stiftung
- Kassner, Karsten. (2008). Männlichkeitskonstruktionen von „neuen Vätern“. In Nina Baur & Jens Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 141–163). Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich
- Kassner, Karsten & Rüling, Anneli. (2005). „Nicht nur am Samstag gehört Papa mir!“ Väter in egalitären Arrangements von Arbeit und Leben. In Angelika Tölke & Karsten Hank (Hrsg.), *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung* (S. 235–264). Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft 4. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Kerschgens, Anke. (2009). *Die widersprüchliche Modernisierung der elterlichen Arbeitsteilung. Alltagspraxis, Deutungsmuster und Familienkonstellation in Familien mit Kleinkindern*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- King, Vera. (2002). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Transformationen der Jugendphase in Generationen- und Geschlechterverhältnissen in modernisierten Gesellschaften*. Opladen: Leske + Budrich
- Klein, Regina. (2000). Am Anfang steht das letzte Wort. Eine Annäherung an die „Wahrheit“ der tiefenhermeneutischen Erkenntnis. *BIOS*, 13 (1), 77–97
- Klitzing, Kai von. (2002). Vater-Mutter-Säugling. Von der Dreierbeziehung in den elterlichen Vorstellungen zur realen Eltern-Kind-Beziehung. In Heinz Walter (Hrsg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie* (S. 783–810). Gießen: Psychosozial
- Koch-Priewe, Barbara; Niederbacher, Arne; Textor, Annette & Zimmermann, Peter. (2009). *Jungen – Sorgenkinder oder Sieger? Ergebnisse einer quantitativen Studie und ihre pädagogischen Implikationen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

- Kortendiek, Beate. (2010). Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 442–453). 3., erweiterte und durchgesehene Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Metzger, Hans-Geert. (2009). Der Vater und die frühe Kindheit. In Rolf Haubl, Frank Dammasch & Heinz Krebs (Hrsg.), *Riskante Kindheit. Psychoanalyse und Bildungsprozesse* (S. 36–47). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Nave-Herz, Rosemarie. (2004). *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*. Weinheim, München: Juventa
- Nickel, Horst. (2002). Väter und ihre Kinder vor und nach der Geburt. Befunde zum Übergang zur Vaterschaft aus deutscher und kulturvergleichender Perspektive. In Heinz Walter (Hrsg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie* (S. 555–584). Gießen: Psychosozial
- Ortgies, Lisa. (2009). *Heimspiel. Plädoyer für die emanzipierte Familie*. München: Deutsche Verlags-Anstalt
- Pfahl, Svenja & Reuyß, Stefan (unter Mitarbeit von Katrin Menke). (2009). *Das neue Elterngeld. Erfahrungen und betriebliche Nutzungsbedingungen von Vätern. Eine explorative Studie*. Düsseldorf: edition Hans Böckler Stiftung
- Rost, Harald. (2006). Väter in Familien mit partnerschaftlicher Verteilung von Erwerbs- und Familienarbeit. In Harald Werneck, Martina Beham & Doris Palz (Hrsg.), *Aktive Vaterschaft. Männer zwischen Familie und Beruf* (S. 155–166). Gießen: Psychosozial
- Rüling, Anneli. (2007). *Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen*. Frankfurt a. M.: Campus
- Schmauch, Ulrike. (1995). Über Mädchen und Jungen – Beobachtungen zur Geschlechterdifferenz. In Elisabeth Rohr & Ludger van Gisteren (Hrsg.), *Geschlechterbegegnungen: viele Orte – wenig Raum* (S. 71–86). Frankfurt a. M.: Stroemfeld
- Schon, Lothar. (1995). *Entwicklung des Beziehungsdreiecks Vater-Mutter-Kind*. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer
- Schon, Lothar. (2002). Sehnsucht nach dem Vater ... Die Bedeutung des Vaters und der Vaterlosigkeit in den ersten drei Lebensjahren. In Kornelia Steinhardt, Wilfried Datler & Johannes Gstach (Hrsg.), *Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit* (S. 15–28). Gießen: Psychosozial

Zur Person

Karin Flaake, Prof. Dr., Hochschullehrerin (i. R.) für Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Arbeitsschwerpunkte: Sozialisation und Geschlecht, Gender und veränderte Arbeitsteilungen in Familien
E-Mail: karin.flaaake@uni-oldenburg.de

Aufsätze: Offener Teil

Christine Bauhardt

Gesellschaftliche Naturverhältnisse von der Materialität aus denken. Feministische Ökonomie, Queer Ecologies und das Konzept Ressourcenpolitik

Zusammenfassung

Nach dem cultural turn stellt sich die Frage nach gesellschaftlichen Naturverhältnissen neu. Die Verknüpfung der feministischen Kritik der politischen Ökonomie und des genderkritischen Ansatzes der Queer Ecologies ermöglicht innovative Perspektiven auf die Natur-Kultur-Hierarchie. Das Konzept „naturecultures“ (Haraway) nimmt die Gleichursprünglichkeit von Natur und Kultur in den Blick. Ausgehend von der Materialität ökonomischer Verhältnisse und gesellschaftlicher Naturverhältnisse lassen sich ökologische Politiken feministisch denken und gestalten. Das Konzept Ressourcenpolitik bietet Anknüpfungspunkte für Umweltpolitiken, die globale ökologische Entwicklungen berücksichtigen und gleichzeitig radikal lokal an den Umweltbedingungen und konkreten Lebensverhältnissen der Menschen ansetzen.

Schlüsselwörter

Gesellschaftliche Naturverhältnisse, Feministische Ökonomiekritik, Queer Ecologies, Umweltpolitik, Ressourcenpolitik

Summary

Considering human-natural relationships from a material(ist) perspective. Feminist economics, queer ecologies and the concept of resource politics

After the cultural turn human-natural relationships need to be reconsidered. The feminist critique of political economy and the critical approach of queer ecologies allow new perspectives on the binary and hierarchical construction of nature and culture. Haraway's "naturecultures" concept describes the concomitance of nature and culture. Analysing the materiality of economic and human-natural relationships introduces fresh perspectives into the ecological discourse, which might inspire a feminist approach to environmental policy. The concept of resource politics provides the tools for environmental policy to consider global ecological developments while at the same time focusing radically on local environmental and living conditions.

Keywords

Human-natural Relationships, Feminist Critique of Economics, Queer Ecologies, Environmental Policies, Resource Politics

Er war ein zutiefst verliebter Mensch. Aber er war nicht einfach in einen anderen Menschen verliebt – sondern es war eine andere, alles umfassende Liebe zum Leben und zur Erde.

Tschingis Aitmatow, Dshamilja

Wer sich mit Natur beschäftigt, lebt gefährlich. Denn das Befassen mit Natur unterliegt tendenziell dem Verdacht, zumindest nicht emanzipatorisch, wenn nicht gleich reaktionär zu sein. „Zurück zur Natur“: Das klingt miefig, spießig und politisch verdächtig – zu Recht. Noch mehr als in anderen Forschungsfeldern trifft dies auf die Frau-

en- und Geschlechterforschung zu. Nur ein kleiner Schritt trennt den schmalen Grat der theoretischen Trittfestigkeit vom Abgrund des Essenzialismus. Aber gerade in der Geschlechterforschung gehört die kritische Auseinandersetzung mit dem Natur-Kultur-Dualismus zu den epistemologischen Grundlagen. Natur als das Andere von Kultur und Rationalität, Natur als Gegensatz zu Stadt und Moderne, Natur als Legitimationsfolie für die Geschlechterdifferenz und -ordnung – diese Hierarchisierungen drücken Bewertungen aus: Gesellschaftlicher Fortschritt beruht auf der Emanzipation von der Natur und natürlichen Gegebenheiten.

Die Fragen, die sich für mich daran anschließen, lauten: Ist aus einer feministischen, also herrschaftskritischen Perspektive ein positiver Bezug auf Natur möglich, ein Bezug, der der Natur nicht den minderen, den negativ konnotierten Part zuweist? Wie wären gesellschaftliche Naturverhältnisse zu denken, in denen der Verweis auf Natur nicht die gesellschaftliche Minderbewertung von Frauen und der von ihnen geleisteten Arbeit legitimiert? Kann Natur in einer Weise konzipiert werden, dass die existenzielle Abhängigkeit der Menschen von den natürlich-materiellen Lebensgrundlagen, zu denen sowohl die natürlichen Ressourcen wie auch die reproduktive Arbeit von Frauen gehören, weder dramatisiert noch idealisiert wird?

Diesen Fragen werde ich mich in diesem Aufsatz nähern. Damit möchte ich zu einer feministisch-emanzipatorischen Umweltforschung beitragen, die weder auf der Naturalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse beruht noch die Natur als Grundlage allen Lebens negiert.

Einleitung: Feministische Umweltdebatten nach dem cultural turn

Zentraler Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die Materialität ökonomischer Verhältnisse und gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Dabei treibt mich das Erkenntnisinteresse um, wie angesichts der Materialität der ökologischen Krise eine feministische Perspektive auf gesellschaftliche Naturverhältnisse entwickelt werden kann, die das Spannungsverhältnis zwischen einem dekonstruktivistischen Genderverständnis und der Materialität von Natur und Umweltphänomenen ausleuchtet. Damit eng verknüpft ist die weitergehende Frage, wie eine politische Debatte zu führen wäre, bei der ökonomische Fragen der Verteilung und Nutzung von Ressourcen mit der Endlichkeit natürlicher Ressourcen gemeinsam verhandelt werden.

Klassischerweise werden diese Fragen politisch als Gegensätze konstruiert: Verteilungsgerechtigkeit sei nur über weiteres wirtschaftliches Wachstum zu erreichen, da nicht davon ausgegangen werden kann, dass der Lebensstandard in entwickelten Gesellschaften zurückzuschrauben ist und weil sich die Mittelschichten in den Wachstumsökonomien der Länder des globalen Südens an diesem Wohlstandsmodell orientieren. Wachstum jedoch basiert auf der ungebremsten Nutzung und weiteren Erschließung natürlicher Ressourcen, um genau diese Partizipation möglichst vieler Menschen am globalen Wohlstand zu ermöglichen. Beispiele hierfür sind die Nachfrage nach Energie für industrielle Produktion und Haushalte, sich verändernde Nahrungsgewohnheiten wie der global stark anwachsende Fleischkonsum oder die ungebrochene Automobilisierung.

Wie wäre aber eine politische und wissenschaftliche Diskussion zu führen, die eine herrschaftskritische Perspektive auf die Ideologie der Verquickung von ökonomischem Wachstum und gesellschaftlichem Wohlstand wirft, die nicht romantisierend auf gesellschaftlich-materiale Naturverhältnisse blickt? Darin sehe ich die zentrale Herausforderung für feministische Umweltdebatten und Umweltpolitiken. Denn ein emanzipatorisches Konzept von Umwelt- und Naturverhältnissen lässt sich nicht entwickeln, ohne die jahrhundertalte Verschränkung von Natur- und Weiblichkeitsdiskursen zu dekonstruieren und die Analogie der Produktivität der Natur und des weiblichen Körpers zu thematisieren.

Aktuell befindet sich die feministische Umweltdiskussion in einer Sackgasse, sie ist politisch schwach und reibt sich auf in einem ähnlich wie oben beschriebenen Antagonismus: entweder Verteilungsgerechtigkeit oder Umwelt- und Ressourcenschutz. Diese vermeintlichen Gegensätze müssen aber zusammen gedacht werden, und sie müssen mit einer feministisch-emanzipatorischen Perspektive verknüpft werden. Meine These ist, dass die Schwäche feministischer Umweltbewegungen sich auch darin begründet, dass ein dekonstruktivistisches Verständnis von Geschlecht und ein materialistisches Verständnis von Natur in ihrer Vermittlung theoretisch und praktisch bislang schwer zu fassen sind. Für die feministische Gestaltung von Umweltpolitiken stellt sich die Herausforderung, das Mensch-Natur-Verhältnis als ein materielles Verhältnis zu begreifen, ohne den Diskurs über die größere Naturnähe von Frauen zu perpetuieren.

In diesem Beitrag werde ich mich diesen Fragen widmen, indem ich die feministische Ökonomiekritik und neuere feministische Ansätze zur Materialität von Natur und Umwelt zusammenführe. Die Fragen sind nicht grundsätzlich neu, seit vielen Jahren beschäftigen sich feministische Umwelt- und SozialwissenschaftlerInnen mit dem Zusammenhang von Geschlechter- und Naturverhältnissen (vgl. Braidotti et al. 1994; Holland-Cunz 1994; Schultz/Weller 1995; Mellor 1997; Weller/Hoffmann/Hofmeister 1999; Buckingham-Hatfield 2000; Nebelung/Poferl/Schultz 2001). Wichtig und angebracht erscheint mir jedoch eine neue Debatte nach dem *cultural turn* um den Stellenwert der Materialität von Geschlechter- und Naturverhältnissen. Naturdiskurse und Geschlechterdiskurse sind eng miteinander verflochten und dennoch ist Natur nicht nur Diskurs, sondern bestimmt sehr materiell soziale und ökonomische Lebensverhältnisse.

Mir erscheint die Verknüpfung von feministischer Ökonomik mit dem Ansatz der Queer Ecologies eine vielversprechende theoretische Herleitung meines Konzepts der Ressourcenpolitik zu sein. Ich habe dieses Konzept in kritischer Auseinandersetzung mit der globalen Klimapolitik entwickelt (vgl. Bauhardt 2009, 2011). Es ist insbesondere als Antwort auf das umweltwissenschaftliche Konzept des Ressourcenmanagements zu verstehen. Ressourcenmanagement bezieht sich auf die nachhaltige Nutzung und Bewirtschaftung von natürlichen Ressourcen, bei denen den Frauen eine besondere Rolle als wichtige Akteurinnen zugeschrieben wird. Dieser Ansatz wurde von feministischen Umwelt- und Nachhaltigkeitsforscherinnen als „Feminisierung der Umweltverantwortung“ (Wichterich 1992; Schultz 1993; Weller 2004) kritisiert. Insofern ist mein Konzept der Ressourcenpolitik auch der Versuch, kritisch-feministische Analyse und Perspektiven zur Politikgestaltung miteinander zu verbinden.

Die folgenden Überlegungen gliedern sich in drei Abschnitte. Zunächst gebe ich einen Überblick über zentrale Dimensionen der feministischen Ökonomiekritik, wie

sie sich in Auseinandersetzung mit und Weiterentwicklung der Kritik der politischen Ökonomie aktuell darstellt (vgl. auch Bauhardt/Çağlar 2010). Dabei steht die Kategorie der Reproduktion und ihre Vermittlung mit der Produktion im Zentrum. Der Übergang zu „Produktivität“ beziehungsweise „(Re)Produktivität“ (Biesecker/Hofmeister 2006, 2010a, 2010b) markiert dabei einen begrifflichen und konzeptionellen Wandel reproduktiver Arbeit. Anschließend stelle ich den Ansatz der Queer Ecologies vor, eine Perspektive, die sich im Kontext umweltbezogener und naturwissenschaftskritischer Forschung entwickelt hat und im Diskursfeld von Materialität und Feminismus verortet ist (vgl. Alaimo/Hekman 2008; Mortimer-Sandilands/Erickson 2010). Zum Abschluss erläutere ich das Konzept Ressourcenpolitik, das nach meinem Verständnis eine Integration feministischer Ökonomiekritik und queer-dekonstruktivistischer Perspektiven auf gesellschaftliche Naturverhältnisse erlaubt und Politikoptionen für feministische Umweltpolitiken eröffnet.

Feministische Ökonomiekritik

Zentrale Kategorie der feministischen Ökonomiekritik ist die soziale Reproduktion, die normativ in der Sphäre des Privaten verortet ist und empirisch von Frauen geleistet wird. Dass es sich hierbei um ökonomisch relevante Größenordnungen handelt, zeigen regelmäßig die Zeitbudgetstudien verschiedener Länder (vgl. für Deutschland: BFSFJ/Stat. BA 2003; für einen internationalen Vergleich: Budlender 2007) sowie die für die Schweiz vorgelegten Berechnungen der Volkswirtin Mascha Madörin:

„In der Schweiz nimmt das Zubereiten von Mahlzeiten ein Viertel der *gesamten* unbezahlten Arbeitszeit in Anspruch und entspricht einem Wert von knapp 45 Mrd. Franken, was ungefähr 90 Prozent der Bruttowertschöpfung des gesamten Groß- und Detailhandels entspricht. Allein Frauen haben mit ihrer unbezahlten Care-Arbeit für Kinder und betreuungsbedürftige Erwachsene eine ‚Bruttowertschöpfung‘ erzielt, die ungefähr der gesamten Bruttowertschöpfung des Finanzsektors in der Schweiz entspricht“ – „und das in der Schweiz!“, so fügt sie in einer Fußnote hinzu (Madörin 2010: 96, Hervorhebung im Orig.; vgl. auch Madörin 2006).

Sprechen wir also von der unbezahlt von Frauen geleisteten Arbeit im Bereich von sogenannter privater Versorgung und Fürsorge, dann handelt es sich dabei um Makroökonomie und nicht um Sozialromantik, wie der ökonomische Mainstream glaubt, nur weil hier kein Geld fließt¹.

Feministische Ökonomik zielt auf ein Verständnis von ökonomischen Prozessen ab, „als ob alle Menschen zählten“ – „Economics as if all people mattered“ ist der Untertitel des einflussreichen Buches von Lourdes Benería (2003), in dem sie die globale Ökonomie aus einer kritischen Genderperspektive analysiert. Zentrale Kritikpunkte feministischer Ökonominnen zielen auf den liberalen Glauben an die Regulierungskräfte des Marktes, auf die Konzeption des *homo oeconomicus* als konkurrenzorientierter, le-

1 Zeitbudgetstudien sind aus Genderperspektive deshalb relevant, weil sie als Indikator für ökonomische Wertschöpfung nicht Geldströme messen, sondern zeitliche Belastungen. Mit diesem Indikator lassen sich Arbeitsaufwände unabhängig davon kalkulieren, ob es sich um bezahlte (Männer-) und unbezahlte (Frauen-)Arbeit handelt. Damit werden sowohl Care-Tätigkeiten als auch Erwerbsarbeit gleichwertig behandelt.

diglich an Eigeninteressen orientierter Arbeitsmonade sowie auf die analytische Trennung des Ökonomischen und des Sozialen. In der ökonomischen Sphäre gelten danach rationales Kalkül und individuelle Nutzenmaximierung als handlungsleitende Motive, in der sozialen Sphäre regiert die Liebe.

Die feministische Ökonomiekritik hat sich seit Ende der 1970er Jahre zu einem weit verzweigten wissenschaftlichen und praktischen Feld entwickelt. Sie beinhaltet sowohl mikro- wie makroökonomische Perspektiven, das inhaltliche Spektrum umfasst liberale und (neo-)institutionalistische ebenso wie marxistisch inspirierte Ansätze (vgl. Ferber/Nelson 1993; Bakker 1994; Ferber/Nelson 2003; Peterson 2003 sowie die Zeitschrift *Feminist Economics*; aktueller Überblick in Bauhardt/Çağlar 2010). Mich interessiert für die Diskussion gesellschaftlicher Naturverhältnisse insbesondere die Thematisierung von Natur und Reproduktionsarbeit in feministisch-ökonomischen Ansätzen.

Die Reproduktionsarbeit, die normativ im Privaten verortet ist und empirisch von Frauen geleistet wird, unterscheidet sich systematisch von der marktvermittelten Lohnarbeit und inhaltlich durch die Charakteristika der Arbeit, die sich durch Verantwortung, Bindung und Unaufschiebbarkeit auszeichnen. Die feministische Analyse der neoklassischen Ökonomie zeigt, dass in deren Auffassung von marktförmiger, am Tauschwert orientierter Ökonomie die Frauenarbeit als unendlich und unentgeltlich zur Verfügung stehende Ressource behandelt wird. Damit erhält die Reproduktionsarbeit den Status einer natürlichen Ressource:

„Ecofeminist political economy sees a connection between the exploitation of women’s labor and the abuse of planetary resources. Women and the environment are both marginalized in their positions within the formal economy. As economists have long recognized in theory, but often not in practice, the economic system often views the environment as a ‘free’, exploitable resource while it ignores or undervalues much of women’s lives and work“ (Mellor 2005: 123).

Dieser Ansatz, wie er hier von Mary Mellor expliziert wird, verdankt seine Entstehung und Weiterentwicklung dem Ökofeminismus (vgl. Plumwood 1993; Mies/Shiva 1993; Merchant 1996; Mellor 1997). Dieser wird von Mary Mellor in der Einleitung zu ihrem Buch „Feminism and Ecology“ (1997) folgendermaßen beschrieben:

„Ecofeminism is a movement that sees a connection between the exploitation and degradation of the natural world and the subordination and oppression of women. [...] Ecofeminism brings together elements of the feminist and green movements, while at the same time offering a challenge to both. It takes from the green movement a concern about the impact of human activities on the non-human world and from feminism the view of humanity as gendered in ways that subordinate, exploit and oppress women“ (Mellor 1997: 1).

Die ökofeministische Perspektive sieht also die Ausbeutung der Natur und die untergeordnete soziale Position von Frauen als parallele Ursachen und Erscheinungen von zerstörerischen gesellschaftlichen Naturverhältnissen an. Um diese Ungleichheits- und Ausbeutungsverhältnisse zu beenden, muss die Herrschaft über Natur und Frauen beendet werden.

Ökofeministischen Positionen wird häufig vorgeworfen, sie reproduzierten das dichotome Denken von Weiblichkeit und Männlichkeit und damit die Identifikation von Frauen mit Natur. Damit würden die den Frauen (und Männern) gesellschaftlich zu-

geschriebenen Genderkonstruktionen essentialisiert. Um unterschiedliche Ansätze öko-feministischer Zugänge genauer zu unterscheiden, wird häufig von „kulturellem“ und „sozialem Ökofeminismus“ gesprochen (vgl. z. B. Buckingham-Hatfield 2000: 35ff.).

Der *kulturelle* Ökofeminismus bezieht sich positiv auf die Nähe von Frauen zur Natur, die auf ihrer Fähigkeit beruht, Kinder zu gebären. Die Prozesse des Menstruierens oder der Schwangerschaft beispielsweise ermöglichten Frauen einen privilegierten Zugang zu den natürlichen Rhythmen lebendiger Prozesse. Aufgrund dieser Erfahrung entwickelten Frauen stärkere Gefühle der Verantwortlichkeit nicht nur für andere, sondern auch für die Natur (z. B. Daly 1978; King 1990; Merchant 1996). Der *soziale* Ökofeminismus hingegen kritisiert die vorgebliche größere Naturnähe der Frauen als eine gesellschaftliche und herrschaftliche Zuschreibung. Ein Mehr an Wissen und Erfahrung im Umgang mit der Natur erwachse den Frauen aufgrund der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung, die Männer aus dem Umgang mit und der Verantwortung für lebendige Prozesse, zum Beispiel die Versorgung schwacher und abhängiger Menschen, entlässt.²

Beispielhaft für diese letztgenannte Position steht Bina Agarwal (1992), die in einem grundlegenden Aufsatz ihr Konzept eines „Feminist Environmentalism“ in Abgrenzung zu einem essentialistisch verstandenen Ökofeminismus entwickelt hat. Sie betont dabei die verschiedenen Positionierungen von Frauen entlang unterschiedlicher sozialer Differenzen, die es unmöglich machen, von einem einheitlichen und unmittelbaren Zugang von Frauen zu Natur und Umwelt zu sprechen. Sie geht davon aus, dass das Mensch-Natur-Verhältnis in der materiellen Realität von Männern und Frauen verankert ist:

„Hence, insofar as there is a gender and class (/caste/race)-based division of labor and distribution of property and power, gender and class (/caste/race) structure people's interactions with nature and so structure the effects of environmental change on people and their responses to it. And where knowledge about nature is experiential in its basis, the divisions of labor, property, and power which shape experience also shape the knowledge based on that experience“ (Agarwal 1992: 126).

Die Autorin bezieht sich hier also auf ein intersektionales Verständnis von Gender als ein mit Klassen-, Kasten- und ethnisch definierten Hierarchien vermitteltes Machtverhältnis. Es ist die Verteilung von Arbeit, Macht und Besitz entlang der Geschlechter-, Klassen-, Kasten- und „Rassen“-ungleichheit, die gesellschaftliche Naturverhältnisse strukturiert. Je nach Position in diesem intersektional verwobenen Macht- und Kräftefeld sind Wissen und Erfahrung im Umgang mit Natur unterschiedlich bestimmt.

Im deutschsprachigen Raum³ wird die Perspektive einer Umwelt- und Nachhaltigkeitsforschung, die ökologische und feministisch-ökonomische Ansätze miteinander verknüpft, prominent von Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister vertreten, die sich aber gegenüber essentialistischen Tendenzen des Ökofeminismus strikt abgrenzen.⁴ In ihrem Buch „Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur Sozialen Ökologie“ (2006) entwickeln die Autorinnen ein Konzept, das be-

2 In der deutschsprachigen Forschungslandschaft wird dieser Ansatz unter dem Dach der Sozial-ökologischen Forschung verhandelt (vgl. Schultz/Weller 1995; Balzer/Wächter 2002; Schäfer/Schultz/Wendorf 2006).

3 Neuerdings liegt auch eine englische Fassung des Ansatzes der (Re)Produktivität vor (vgl. Biesecker/Hofmeister 2010b).

4 Vgl. dazu auch die Publikationen des Netzwerks Vorsorgendes Wirtschaften (z. B. Biesecker et al. 2000; Jochimsen 2003).

grifflich als „(Re)Produktivität“ bezeichnet wird. „(Re)Produktivität ist eine Kategorie, die das Ganze der Produktivität umfasst“ (Biesecker/Hofmeister 2010a: 69). Gemeint sind damit die Produktivität der Natur und die „soziale Reproduktion menschlichen Lebens durch sozial Frauen zugewiesene Sorgearbeit (Care)“ (Biesecker/Hofmeister 2010a: 69.). Die Trennung und Hierarchisierung von monetär bewerteter Produktion und nicht-monetär in Wert gesetzten Reproduktionsprozessen in Natur und Gesellschaft soll durch die Kategorie der (Re)Produktivität überwunden und das Ganze in den Fokus der Ökonomie gerückt werden: „Es ist eine Kategorie, mit deren Hilfe sich die Verbindung gesellschaftlicher Natur- und Geschlechterverhältnisse entschlüsseln lässt“ (Biesecker/Hofmeister 2010a: 69).

In der feministischen Ökonomik steht also die Kategorie der Reproduktion und damit das Verhältnis von Frauen zu natürlichen Lebensprozessen im Zentrum des Erkenntnisinteresses. Die normative Zuständigkeit von Frauen für Lebensprozesse und Verantwortung für andere Menschen ist der Kern der Auseinandersetzung um ein feministisches Verständnis gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Die Care-Arbeit von Frauen und ihre (re)produktiven Fähigkeiten gelten dabei entweder als Quelle für einen fürsorglichen und verantwortungsvollen Umgang mit Umwelt und Natur wie im kulturellen Ökofeminismus oder es wird die Essentialisierung von als weiblich konstruierten Kompetenzen und deren herrschaftliche Zuschreibung an die Gruppe der Frauen im sozialen Ökofeminismus oder der Sozialen Ökologie kritisiert.

Queer Ecologies

Der Ansatz der Queer Ecologies lässt sich im weiteren Spektrum neuerer feministischer Theoriebildung zu Materialität verorten (vgl. Alaimo/Hekman 2008; Mortimer-Sandilands/Erickson 2010). Diese Forschungsperspektive basiert auf der These, dass feministische Erkenntnistheorie nach dem *linguistic turn* zum Stillstand gekommen ist und momentan keine neuen theoretischen und praktischen Einsichten mehr erlaubt. Insbesondere die Natur-Kultur-Dichotomie sei in postmodernen Ansätzen nicht, wie von diesen selbst postuliert, aufgehoben, sondern im Gegenteil eher verstärkt worden. In den pointierten Worten der beiden Herausgeberinnen des umfangreichen Sammelbandes „Material Feminisms“:

„In short, postmodernism has not fulfilled its promise as a theoretical grounding for feminism. Although postmoderns claim to reject all dichotomies, there is one dichotomy that they appear to embrace almost without question: language/reality. [...] In their zeal to reject the modernist grounding in the material, postmoderns have turned to the discursive pole as the exclusive source of the constitution of nature, society, and reality. Far from deconstructing the dichotomies of language/reality or culture/nature, they have rejected one side and embraced the other. Even though many social constructionist theories grant the existence of material reality, that reality is often posited as a realm entirely separate from that of language, discourse, and culture“ (Alaimo/Hekman 2008a: 2f.).

Bei dieser Kritik geht es nicht darum, die Erkenntnisse postmoderner Sprachphilosophie vollständig über Bord zu werfen oder den Sozialkonstruktivismus als idealistisch zu verwerfen. Vielmehr ist das Ziel, die erkenntnistheoretische Sackgasse postmoderner Theoriebildung zugunsten einer feministischen Handlungstheorie zu überwinden, die

Sprache und Materialität als gleichwertig anerkennt. Es ist sicher kein Zufall, dass Susan Hekman als Politikwissenschaftlerin mit dem *cultural turn* hadert:

„The dichotomy between construction and reality is untenable. Privileging reality over construction, the modernist settlement, is not preferable to privileging construction over reality, the social constructionist alternative. What we need is a conception that does not presuppose a gap between language and reality that must be bridged, that does not define the two as opposites. We have learned much from the linguistic turn. Language *does* construct our reality. What we are discovering now, however, is that this is not the end of the story. Language interacts with other elements in this construction; there is more to the process than we originally thought. What we need is not a theory that ignores language as modernism did, but rather a more complex theory that incorporates language, materiality, and technology into the equation“ (Hekman 2008: 91f.; Hervorhebung im Orig.).

Zentrale Referenz für diese Debatte über das Verhältnis von Materialität und Diskurs ist das Konzept der „posthumanist performativity“ von Karen Barad (Barad 2008 [2003]) und des von ihr sogenannten „agential realism“⁵ (Barad 1998). In kritischer Auseinandersetzung mit Butlers Performativitätsbegriff, dem sie Anthropozentrismus vorhält, und mit Bezug auf Donna Haraway sowie den Quantenphysiker Niels Bohr entwickelt sie ein Konzept von posthumanistischer Performativität, das materielle und diskursive, soziale und wissenschaftlich-technische, menschliche und nichtmenschliche, natürliche und kulturelle Faktoren umfasst (Barad 2008: 126). Die Autorin, Professorin für Feministische Studien, Philosophie und Wissensgeschichte an der University of California in Santa Cruz mit einer Promotion in Teilchenphysik, schlägt ein Verständnis von Materie vor, das diese nicht als passiv und statisch, sondern als aktiv, selbsttätig und historisch wandelbar konzipiert:

„Matter, like meaning, is not an individually articulated or static entity. Matter is not little bits of nature, or a blank slate, surface, or site passively awaiting signification; nor is it an uncontested ground for scientific, feminist, or Marxist theories. Matter is not a support, location, referent, or source of sustainability for discourse. Matter is not immutable or passive. It does not require the mark of an external force like culture or history to complete it. Matter is always already an ongoing historicity. [...] That is, *matter refers to the materiality/materialization of phenomena*, not to an inherent fixed property of abstract, independently existing objects of Newtonian physics [...] (Barad 2008: 139; Hervorhebung im Orig.).

Diese Ausführungen halte ich für außerordentlich ergiebig und anschlussfähig für feministische Debatten zu den gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Ich sehe darin große Chancen, die Einsichten poststrukturalistischer Theorien über die Macht von Sprache mit der Macht der Materie zu verknüpfen. Ein solches Projekt zielt auf „a new epistemological framework that calls into question the dualisms of object/subject, knower/known, nature/culture, and word/world“ (Barad 2008: 137).

In den Diskurskontext neuerer feministischer Epistemologie führt Donna Haraway (2003) das Konzept „naturecultures“ ein. Damit bringt sie die Gleichursprünglichkeit

5 Meines Wissens gibt es noch keine Übersetzung von Barads Texten ins Deutsche. Mangels guter eigener Übersetzungsvorschläge bleibe ich bei den englischen Begriffen. Den politischen und epistemologischen Kontext des agential realism beschreibt Barad folgendermaßen: „Agential realism is an account of techno-scientific and other practices that take feminist, antiracist, poststructuralist, queer, Marxist, science studies, and scientific insights seriously, building specifically on important insights from Niels Bohr, Judith Butler, Michel Foucault, Donna Haraway, Vicky Kirby, Joseph Rouse, and others“ (Barad 2008: 129).

von Natur und Kultur auf den Begriff. Dieser stellt einen produktiven Ansatz dar, die binäre Opposition der beiden Konstrukte aufzulösen und ihre wesensmäßige innere Verknüpfung sprachlich zum Ausdruck zu bringen. Dieser Dualismus wurde von Feministinnen von Anfang an in Frage gestellt. In der Lesart von Karen Barad ist die Binarität „word/world“ die Fortsetzung der in der europäischen Moderne angelegten Hierarchie der Kultur über die Natur:

„Nature is neither a passive surface awaiting the mark of culture nor the end product of cultural performances. The belief that nature is mute and immutable and that all prospects for significance and change reside in culture is a reinscription of the nature/culture dualism that feminists have actively contested. [...] Feminist science studies scholars in particular have emphasized that foundational inscriptions of the nature/culture dualism foreclose the understanding of how “nature” and “culture” are formed, an understanding that is crucial to both feminist and scientific analyses“ (Barad 2008: 145).

In diesem Theoriekontext ist der Ansatz der Queer Ecologies zu verorten. Queer Ecologies bedienen sich des Konzepts „naturecultures“, um populäre Annahmen und wissenschaftliche Aussagen über die Natur von Geschlecht und Sexualität als durch die heterosexuelle Matrix geprägte kulturelle Konstruktion zu dekonstruieren. Auf der Basis zoologischer und verhaltenswissenschaftlicher Forschungen beschreibt Bruce Bagemihl (1999) in seinem Nachschlagewerk homosexuelles, bisexuelles und Transgender-Sexualverhalten bei Tieren, die Bandbreite ihrer sexuellen Praktiken sowie biologischen Überschwang und Fülle der Natur, die einem heteronormativ geprägten Blick völlig entgeht beziehungsweise von diesem wegerklärt wird⁶. Bagemihls Herangehensweise vollzieht ähnlich wie diejenige von Roughgarden (2004) eine Umkehrung des Blicks von der kulturellen Konstruktion auf die materielle Basis in der Natur beobachtbarer Prozesse, um von dort aus die als „natürlich“ konstruierte und über die Referenz zur Natur legitimierte menschliche Heterosexualität zu widerlegen.

Dabei steht die Naturalisierung von „sex“ und Heterosexualität im Zentrum der Kritik, einhergehend mit der Kritik naturwissenschaftlich produzierter Wissensbestände über „natürliches“ Sexual- und Reproduktionsverhalten. In den Worten von Noël Sturgeon:

„[How] we reproduce – whether we are reproducing people, families, cultures, societies, and/or the planet – is politicized in several layered and contradictory ways. Ironically, given the extreme consequences of certain human models of reproduction for the environment, appeals to the ‘natural’ are one of the standard ways this politicization of reproduction is obscured. And embedded in contemporary appeals to the natural status of reproduction are deep attachments to political positions with serious economic and environmental consequences: to dominance of the Global North over the Global South, to sexism, to heterosexism, and to unfettered exploitation of environmental resources by corporations and social elites“ (Sturgeon 2010: 103f.).

Die natürliche Reproduktivität und ihre soziale Organisation und Interpretation werden hier als vielschichtiger und sich wechselseitig bedingender Zusammenhang aufgefasst. Der Rückbezug auf „die Natur“ heterosexueller Reproduktion als unhinterfragbare Gegebenheit gilt in dieser Sichtweise als politische Strategie, um die negativen Folgen menschlicher Reproduktionsweisen für die Umwelt im Dunkeln zu halten. Damit wür-

6 Kapitel 4 des Buches trägt den Titel „Explaining (Away) Animal Homosexuality“ (Bagemihl 1999: 122–167).

den Herrschaftsverhältnisse zwischen dem globalen Norden und dem globalen Süden und die hemmungslose Ausbeutung von Naturressourcen legitimiert. Diese Herrschaftsverhältnisse sind aus queer-ökologischer Perspektive eng verknüpft mit Sexismus und Heterosexismus.

Das Konzept Ressourcenpolitik

In der Auseinandersetzung mit globalen Umweltpolitiken, insbesondere aufgrund meiner Kritik an der androzentrischen Rationalität des Klimadiskurses (vgl. Bauhardt 2009, 2011), habe ich das Konzept Ressourcenpolitik⁷ entwickelt. Es ist in Abgrenzung zum Ressourcenmanagement zu verstehen, das als umweltwissenschaftliches und umweltpolitisches Konzept hoch im Kurs steht. Unter Integriertem Wasserressourcenmanagement (IWRM) wird zum Beispiel verstanden, dass die natürlichen Ressourcen Wasser und Land so zu bewirtschaften sind, dass ökonomische und soziale Wohlfahrt von Menschen und ökologische Nachhaltigkeit miteinander vereinbart werden können (vgl. Cap-Net/UNDP o. J.). Dabei wird vor allem in der globalen Wasserpolitik regelmäßig darauf hingewiesen, dass Frauen bei der nachhaltigen Nutzung von Wasser und wasserbezogenen Ressourcen eine besondere Rolle zukomme, da sie einerseits für die Hygiene, Gesundheit und Versorgung des familialen Zusammenhangs zuständig und andererseits im Zugang zu Wasser häufig benachteiligt seien.

Mit dem Konzept der Ressourcenpolitik fasse ich den Zugang zu Ressourcen, die Nutzung von Ressourcen und die politische Gestaltung des Umgangs mit Ressourcen. Der Begriff der Ressource umfasst dabei sowohl die natürlichen Ressourcen im klassischen Verständnis – zum Beispiel Wasser, Land, Pflanzen, Rohstoffe etc. – als auch die Reproduktionsarbeit der Frauen, die nicht als quasi-natürlich gegebene Voraussetzung ökonomischer Prozesse zu sehen ist, sondern als kulturelle und soziale Konstruktion in einer heteronormativen Geschlechterordnung. Aus der feministischen Kritik der politischen Ökonomie bietet das Konzept (Re)Produktivität einen Anknüpfungspunkt für eine konstruktive Weiterentwicklung des Konzeptes. In der Debatte um die Gleichursprünglichkeit von „naturecultures“ liegt die Möglichkeit, (Re)Produktivität von heterosexuellen Konnotationen zu befreien und in den Begriffen und Ansätzen von Materialität zu denken.

Die Forderung, die Kategorie Gender in das Ressourcenmanagement zu integrieren, wurde von FrauenUmweltbewegungen im Zusammenhang mit der Forderung nach Geschlechtergerechtigkeit bei der Nutzung von und dem Zugang zu Ressourcen in den globalen Diskurs eingebracht (vgl. z. B. UNIFEM 2005; Cap-Net/GWA/UNDP 2006; vgl. Bauhardt 2011). Sie geht von der Ungleichverteilung von natürlichen Ressourcen aus, wenn Frauen beispielsweise aufgrund von ungleichen Landrechten der Zugang zu Wasser verwehrt wird oder wenn ihnen ethnische und/oder soziale Barrieren die Nutzung von Quellen oder Brunnen verbieten (vgl. Bennett/Zwarteveen 2005; Joshi/Fawcett 2005). In der Folge politischer Entscheidungen zugunsten von infrastrukturellen

7 In dem von der Heinrich-Böll-Stiftung geförderten und von Sabine Hofmeister und mir verantworteten Promotionskolleg „Ressourcenpolitik und Geschlechtergerechtigkeit in der Globalisierung“ (Laufzeit 2011–2013) soll das Konzept theoretisch und empirisch weiter ausgearbeitet werden.

Großprojekten wie dem Bau von Megastaudämmen oder zur Privatisierung der Wasserversorgung im globalen Maßstab werden solche Forderungen jedoch ad absurdum geführt, da Frauen ebenso wie kleinbäuerlichen Agrarstrukturen und subsistenzorientierten Produktionsweisen buchstäblich das Wasser abgegraben wird (ausführlich Bauhardt 2006, 2011). Frauen entstehen deshalb noch mehr Zwänge bei der Beschaffung von Wasser und ihre Arbeitsbelastung wird noch größer, wenn sie versiegende Quellen durch weitere Wege kompensieren müssen oder wenn, wie Leila M. Harris (2006, 2008) in ihrer Analyse des Großstaudammprojekts in Südostanatolien zeigt, die Basis für den Beitrag der Frauen zur Haushaltsökonomie vernichtet und ihre Arbeit zu reiner Zuarbeit zu männlicher Erwerbsarbeit degradiert wird.

Aufgrund der Entscheidungen globaler Politik und der Allianz von mächtigen staatlichen und ökonomischen Akteuren werden natürliche Ressourcen weiter verknappt und Frauen selbst als Ressource für einen nachhaltigen Umgang mit diesen knappen natürlichen Ressourcen vernutzt, die (Re)Produktivität ihrer Arbeit wird wie eine natürliche Ressource ausgebeutet. Vor diesem Hintergrund ist das Konzept Ressourcenpolitik zu verstehen – als Kritik an der Vernutzung der Arbeitskraft von Frauen als quasi-natürlicher Ressource und als politische Strategie, bei der sich feministische Ökonomik und Queer Ecologies analytisch und praktisch miteinander verknüpfen.

Die (Re)Produktivität als Zusammenführung getrennter und unterschiedlich bewerteter Sphären – des sogenannten Ökonomischen und des sogenannten Sozialen, des Privaten und des Öffentlichen, von Rationalität und Begehren, von Natur und Kultur – erscheint mir dabei als eine hilfreiche Klammer zur Auflösung dieser binären Gegensätze. Das Konzept erweitert die „naturecultures“ von Haraway um die ökonomische Sphäre. Gleichzeitig basiert mein Verständnis von „Ressourcenpolitik“ zwar auf der (Re)Produktivität, erweitert sie jedoch konzeptionell um den Aspekt von Macht und Herrschaft, der in der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit angelegt ist und heterosexuelle Reproduktionsverhältnisse impliziert.

Für meine Überlegungen äußerst hilfreich ist der Aufsatz von Mary Mellor „Nature, Gender and the Body“ (Mellor 2001). Die Autorin grenzt sich darin zwar etwas pointiert von postmodernen feministischen Theorieperspektiven ab, was aber die Qualität ihres Arguments aus meiner Sicht nicht schmälert. Sie geht von der Materialität des Körpers aus und löst die Auseinandersetzung um „sex“ und „gender“, um „Natur“ und „Kultur“ ab von der Reproduktion: „Certainly sex/gender is important in relation to the particular embodiment that relates to sexed bodies, but that is by no means the whole story of humanity’s relationship to biology/nature“ (Mellor 2001: 131). Damit betont Mellor die Einbettung menschlicher Existenz in materiell-körperliche Prozesse in einer Weise, die hier zwar ökofeministisch begründet wird, aber auch aus der Perspektive der Queer Ecologies nachvollziehbar ist. Der Körper ist hier zunächst und vor allem Materialität und das Begehren nicht in die heteronormative Ordnung gezwängt.

Queer Ecologies sprechen von „nonhuman animals“ und „nonhuman creatures“ (Alaimo 2010), um die Einbettung menschlicher und nicht-menschlicher Körper in kreatürliche Prozesse zu betonen:

„[The] question of whether nonhuman nature can be queer provokes larger questions within interdisciplinary theory regarding the relations between discourse and materiality, human and more-than-human worlds, as well as between cultural theory and science. In short, we need more robust, complex ways of

productively engaging with materiality – ways that account or the diversity and ‘exuberance’ of a multitude of naturecultures, ways that can engage with science as well as queer studies” (Alaimo 2010: 52).

Diese Perspektive führt wieder zur Materialität des Körpers zurück – wobei das Konzept Körper hier in einem umfassenden Sinn auch nicht-menschliche Tiere umfasst, das heißt, es wird hier keine Unterscheidung zwischen Mensch und Tier getroffen. Diese Unterscheidung würde die Dichotomie zwischen Kultur (Mensch) und Natur (Tier) reproduzieren.

Es ist also die Materialität der Körper, „bodily materiality“ (Mellor 2001) beziehungsweise „corporeality“ (Mortimer-Sandilands/Erickson 2010a), die das Konzept der naturecultures mit Leben füllt. (Re)Produktivität wäre dann ein Baustein von Ressourcenpolitik, um die Materialität der Körper und ihre Einbettung in natürliche Prozesse anzuerkennen, ohne gesellschaftliche Reproduktionsverhältnisse an die heterosexuelle Matrix der Zweigeschlechtlichkeit zu knüpfen. Freilich: Solange Materialität, „body work“, um mit Mary Mellor zu sprechen, weiblich konnotiert ist und in die Zuständigkeit von Frauen – nicht an alle Frauen, aber ausschließlich an Frauen – verwiesen ist, ist die binäre Geschlechterhierarchie nach wie vor intakt.

Literaturverzeichnis

- Agarwal, Bina. (1992). The Gender and Environment Debate: Lessons from India. *Feminist Studies*, 18 (1), 119–158
- Alaimo, Stacy. (2010). Eluding Capture: The Science, Culture, and Pleasure of „Queer“ Animals. In Catriona Mortimer-Sandilands & Bruce Erickson (Eds.), *Queer Ecologies. Sex, Nature, Politics, Desire* (S. 51–72). Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press
- Alaimo, Stacy & Hekman, Susan. (Eds.). (2008). *Material Feminisms*. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press
- Alaimo, Stacy & Hekman, Susan. (2008a). Introduction: Emerging Models of Materiality in Feminist Theory. In Stacy Alaimo & Susan Hekman (Eds.), *Material Feminisms* (S. 1–19). Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press
- Bagemihl, Bruce. (1999). *Biological Exuberance. Animal Homosexuality and Natural Diversity*. New York: St. Martin’s Press
- Bakker, Isabella. (1994). *The Strategic Silence. Gender and Economic Policy*. London: Zed Books
- Balzer, Ingrid & Monika Wächter. (Hrsg.). (2002). *Sozial-ökologische Forschung. Ergebnisse der Sondierungsprojekte aus dem BMBF-Förderschwerpunkt*. München: oekom
- Barad, Karen. (1998). Agential Realism: Feminist Interventions in Understanding Scientific Practices. In Mario Biagiolo (Eds.), *The Science Studies Reader* (S. 1–11). New York: Routledge
- Barad, Karen. (2008). Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter comes to Matter. In Stacy Alaimo & Susan Hekman (Eds.), *Material Feminisms* (S. 120–154). Bloomington & Indianapolis: Indiana University Press (Wiederabdruck des gleichnamigen Artikels: *Signs*, 28 (3), (2003), 801–831)
- Bauhardt, Christine. (2006). Gender und Wasser. Feministische Kritik am globalen Privatisierungsdruck. *Forum Wissenschaft*, 23 (4), 15–18
- Bauhardt, Christine. (2009). Ressourcenpolitik und Geschlechtergerechtigkeit. Probleme lokaler und globaler Governance am Beispiel Wasser. *Prokla*, 39 (3), 391–405
- Bauhardt, Christine. (2011). Klimawandel und Infrastrukturpolitiken im Widerstreit. Die Politikfelder Wasser und Mobilität aus einer kritischen Gender-Perspektive. In Gülay Çağlar; Maria

- Do Mar Castro Varela & Helen Schwenken (Hrsg.), *Geschlecht - Macht - Klima. Feministische Perspektiven auf Klima, gesellschaftliche Naturverhältnisse und Gerechtigkeit*. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (im Druck)
- Bauhardt, Christine & Çağlar, Gülay. (Hrsg.). (2010). *Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Beneria, Lourdes. (2003). *Gender, Development, and Globalization. Economics as if All People Mattered*. New York, London: Routledge
- Bennett, Vivienne & Zwartveen, Margreet. (2005). The Connection between Gender and Water Management. In Vivienne Bennett; Sonia Dávila-Poblete & María Nieves Rico (Eds.), *Opposing Currents. The Politics of Water and Gender in Latin America* (S. 13–29). University of Pittsburgh Press
- Biesecker, Adelheid & Hofmeister, Sabine. (2006). *Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur Sozialen Ökologie*. München: oekom
- Biesecker, Adelheid & Hofmeister, Sabine. (2010a). Im Fokus: Das (Re)Produktive. Die Neubestimmung des Ökonomischen mithilfe der Kategorie (Re)Produktivität. In Christine Bauhardt & Gülay Çağlar (Hrsg.), *Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie* (S. 51–80). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Biesecker, Adelheid & Hofmeister, Sabine. (2010b). Focus: (Re)productivity. Sustainable relations both between society and nature and between the genders. *Ecological Economics*, 69 (8), 1703–1711
- Biesecker, Adelheid; Mathes, Maite; Schön, Susanne & Scurrill, Babette. (Hrsg.). (2000). *Vorsorgendes Wirtschaften. Auf dem Weg zu einer Ökonomie des Guten Lebens*. Bielefeld: Kleine
- Braidotti, Rosi; Charkiewicz, Ewa; Häusler, Sabine & Wieringa, Saskia. (1994). *Women, the Environment and Sustainable Development. Towards a Theoretical Synthesis*. London: Zed Books
- Buckingham-Hatfield, Susan. (2000). *Gender and Environment*. London, New York: Routledge
- Budlender, Debbi. (2007). *A Critical Review of Selected Time Use Surveys*. Gender and Development Programme Paper Number 2. Geneva: UNRISD
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend & Statistisches Bundesamt. (Hrsg.). (2003). *Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02*. Bonn, Wiesbaden
- Cap-Net; GWA & UNDP. (2006). *Why gender matters. A tutorial for water managers*. Zugriff am 25. März 2011 unter www.unwater.org/downloads/why_gender_matters.pdf
- Cap-Net & UNDP. (o. J.). *Tutorial on basic principles of Integrated Water Resources Management*. Zugriff am 25. März 2011 unter www.archive.cap-net.org/iwrm_tutorial/mainmenu.htm
- Daly, Mary. (1978). *Gyn/Ecology. The Metaethics of Radical Feminism*. London: The Women's Press (dt. Ausgabe. (1981). *Gyn/Ökologie – eine Metaethik des radikalen Feminismus*. München: Frauenoffensive)
- Ferber, Marianne A. & Nelson, Julie A. (Hrsg.). (1993). *Beyond Economic Man. Feminist Theory and Economics*. Chicago, London: University of Chicago Press
- Ferber, Marianne A. & Nelson, Julie A. (Hrsg.). (2003). *Feminist Economics Today. Beyond Economic Man*. Chicago, London: University of Chicago Press
- Haraway, Donna. (2003). *The Companion Species Manifesto. Dogs, People, and Significant Otherness*. Chicago: Prickly Paradigm
- Harris, Leila M. (2006). Irrigation, gender, and social geographies of the changing waterscapes of southeastern Anatolia. *Environment and Planning D: Society and Space*, 24 (2), 187–213
- Harris, Leila M. (2008). Water Rich, Resource Poor: Intersections of Gender, Poverty, and Vulnerability in Newly Irrigated Areas of Southeastern Turkey. *World Development*, 36 (12), 2643–2662
- Hekman, Susan. (2008). Constructing the Ballast: An Ontology for Feminism. In Stacy Alaimo & Susan Hekman (Eds.), *Material Feminisms* (S. 85–119). Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press

- Holland-Cunz, Barbara. (1994). *Soziales Subjekt Natur. Natur- und Geschlechterverhältnis in emanzipatorischen politischen Theorien*. Frankfurt a. M.: Campus
- Jochimsen, Maren A. (2003). *Careful Economics. Integrating caring activities and economic science*. Boston et al.: Kluwer Academic Publishers
- Joshi, Deepa & Fawcett, Ben. (2005). The Role of Water in an Unequal Social Order in India. In Anne Coles & Tina Wallace (Eds.), *Gender, Water and Development* (S. 39–56). Oxford, New York: Berg
- King, Ynestra. (1990). Healing the Wounds: Feminism, Ecology, and the Nature/Culture Dualism. In Irene Diamond & Gloria F. Orenstein (Eds.), *Reweaving the World. The Emergence of Ecofeminism* (S. 106–121). San Francisco: Sierra Club Books
- Madörin, Mascha. (2006). Plädoyer für eine eigenständige Theorie der Care-Ökonomie. In Torsten Niechoj & Marco Tullney (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie* (S. 277–297). Marburg: Metropolis
- Madörin, Mascha. (2010). Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In Christine Bauhardt & Gülay Çağlar (Hrsg.), *Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie* (S. 81–104). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Mellor, Mary. (1997). *Feminism and Ecology*. New York: New York University Press
- Mellor, Mary. (2001). Nature, Gender and the Body. In Andreas Nebelung, Angelika Pofert & Irmgard Schultz (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse – Naturverhältnisse. Feministische Auseinandersetzungen und Perspektiven der Umweltsoziologie* (S. 121–139). Opladen: Leske + Budrich
- Mellor, Mary. (2005). Ecofeminist Political Economy: Integrating Feminist Economics and Ecological Economics. *Feminist Economics*, 11 (3), 120–126
- Merchant, Carolyn. (1996). *Earthcare. Women and the Environment*. London, New York: Routledge
- Mies, Maria & Shiva, Vandana. (1993). *Ecofeminism*. Halifax, Nova Scotia: Fernwood (dt. Ausgabe. (1995). *Ökofeminismus. Beiträge zur Praxis und Theorie*. Zürich: Rotpunkt)
- Mortimer-Sandilands, Catriona & Erickson, Bruce. (Eds.). (2010). *Queer Ecologies. Sex, Nature, Politics, Desire*. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press
- Mortimer-Sandilands, Catriona & Erickson, Bruce. (2010a). Introduction: A Genealogy of Queer Ecologies. In Catriona Mortimer-Sandilands & Bruce Erickson (Eds.), *Queer Ecologies. Sex, Nature, Politics, Desire* (S. 1–47). Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press
- Nebelung, Andreas; Pofert, Angelika & Schultz, Irmgard. (Hrsg.). (2001). *Geschlechterverhältnisse – Naturverhältnisse. Feministische Auseinandersetzungen und Perspektiven der Umweltsoziologie*. Opladen: Leske + Budrich
- Peterson, V. Spike. (2003). *A Critical Rewriting of Global Political Economy. Integrating reproductive, productive and virtual economies*. London, New York: Routledge
- Plumwood, Val. (1993). *Feminism and the Mastery of Nature*. London, New York: Routledge
- Roughgarden, Joan. (2004). *Evolution's Rainbow. Diversity, Gender, and Sexuality in Nature and People*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press
- Schäfer, Martina; Schultz, Irmgard & Wendorf, Gabriele. (Hrsg.). (2006). *Gender-Perspektiven in der Sozial-ökologischen Forschung*. München: oekom
- Schultz, Irmgard. (Hrsg.). (1993). *GlobalHaushalt. Globalisierung von Stoffströmen – Feminisierung von Verantwortung*. Frankfurt a. M.: IKO
- Schultz, Irmgard & Weller, Ines. (Hrsg.). (1995). *Gender & Environment: Ökologie und die Gestaltungsmacht der Frauen*. Frankfurt a. M.: IKO
- Sturgeon, Noël. (2010). Penguin Family Values: The Nature of Planetary Environmental Reproductive Justice. In Catriona Mortimer-Sandilands & Bruce Erickson (Eds.), *Queer Ecologies. Sex, Nature, Politics, Desire* (S. 102–133). Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press

- UNIFEM. (2005). *Women and Water*. Zugriff am 25. März 2011 unter www.un.org/womenwatch/daw/public/Feb05.pdf
- Weller, Ines. (2004). *Nachhaltigkeit und Gender. Neue Perspektiven für die Gestaltung und Nutzung von Produkten*. München: oekom
- Weller, Ines; Hoffmann, Esther & Hofmeister, Sabine. (Hrsg.). (1999). *Nachhaltigkeit und Feminismus: Neue Perspektiven - Alte Blockaden*. Bielefeld: Kleine
- Wichterich, Christa. (1992). *Die Erde bemuttern. Frauen und Ökologie nach dem Erdgipfel in Rio. Berichte, Analysen, Dokumente*. Köln: Heinrich-Böll-Stiftung

Zur Person

Christine Bauhardt, Prof. Dr., Leiterin des Fachgebiets Gender und Globalisierung an der Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Feministische Umweltforschung, Gender und Ökonomie, Theorie und Politik räumlicher Planung, globale Umweltpolitik
Kontakt: Fachgebiet Gender und Globalisierung, Humboldt-Universität zu Berlin, Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät, Philippstr. 13, Haus 12, 10115 Berlin
E-Mail: christine.bauhardt@gender.hu-berlin.de

Gefangen in den eigenen Männlichkeitskonstruktionen: Professionsverständnis und berufliche Handlungspraxis männlicher Grundschullehrer

Zusammenfassung

Der Anteil von Männern, die an bundesdeutschen Grundschulen als Lehrer tätig sind, beträgt mittlerweile nur noch rund zwölf Prozent. Nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Diskurs um das Underachievement von Jungen sehen sich diese mit Erwartungen konfrontiert, die ihre Geschlechtszugehörigkeit zum markantesten Merkmal ihrer Person erklären und sie vor einige Entwicklungsaufgaben stellen. Auf der Grundlage einer qualitativen Studie zum beruflichen Habitus männlicher Grundschullehrer geht der Beitrag der Frage nach, welche Handlungspraxis jene vor diesem Hintergrund ausbilden. Es werden zwei grundsätzlich differente Orientierungsmuster beleuchtet: Die permanente Inszenierung der eigenen Maskulinität steht einer Re- und Dekonstruktion von geschlechterstereotypisierenden Zuschreibungen gegenüber. Die Männlichkeitskonstruktionen der Lehrer scheinen in einem kausalen Zusammenhang mit einer professionellen Handlungspraxis zu stehen.

Schlüsselwörter

Feminisierung des Bildungswesens, Männliche Grundschullehrer, Männlichkeitskonstruktionen, Professionalisierung

Summary

Trapped in their Constructions of Masculinity: Professional identity and professional practice of male primary school teachers

The percentage of men working as teachers at German primary schools has fallen to about twelve percent. Particularly in the context of the current discourse about the underachievement of boys they feel confronted with expectations that declare their sex to be their most striking personal characteristic and require certain developments from them. Based on a qualitative study on the professional attitudes of male primary school teachers, the article analyses the professional practices they develop in this context. Two fundamentally different patterns can be identified: permanently staged masculinity contrasts with a re- and deconstruction of gender stereotypes. There seems to be a causal relationship between the teachers' construction of masculinity and their professional practice.

Keywords

Feminisation of the Education System, Male Primary School Teachers, Constructions of Masculinity, Professionalization

1 Mehr Männer in die Grundschule?

Eine der ersten Amtshandlungen der Ministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend Kristina Schröder war die Einrichtung eines eigenen Referats für Gleichstellungspolitik für Jungen und Männer. In einer Pressemitteilung des Ministeriums vom 22. April 2010 werden die Gründe hierfür genannt:

„Heute gelten nicht mehr die Mädchen, sondern die Jungen als Problemkinder. Sie bleiben häufiger sitzen, sind öfter ohne Ausbildung, machen seltener Abitur [...] Den Jungen fehlen oft männliche Vor-

bilder, viele wachsen ohne Vater auf und haben sowohl im Kindergarten als auch in der Grundschule kaum Männer als Bezugspersonen. Wir brauchen daher mehr Männer in Kitas und Grundschulen, eine Pädagogik, die noch stärker auf jungenspezifische Bedürfnisse eingeht.“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2010)

Schröder greift damit den Diskurs um die Benachteiligung beziehungsweise das Underachievement von Jungen auf, die spätestens seit Veröffentlichung der ersten PISA-Studie in den Medien, aber auch von SozialwissenschaftlerInnen als ein Schlüsselproblem des bundesdeutschen Bildungswesens dargestellt werden. Die statistische Datenlage kann dabei als eindeutig bezeichnet werden: Tatsächlich weisen Jungen im Vergleich zu Mädchen höhere Defizite in der Lesekompetenz auf, machen seltener Abitur, sind übermäßig stark in Haupt- und Sonderschulen für Lernbehinderungen vertreten, werden später eingeschult und beenden ihre Schullaufbahn häufiger ohne Schulabschluss, als dies bei Mädchen der Fall ist (vgl. Stürzer 2005: 24ff.). Betont werden muss allerdings, dass es sich bei den Jungen – ebenso wenig wie bei den Mädchen – nicht um eine homogene Gruppe handelt. Es gibt durchaus Jungen, die bei PISA zur Spitzengruppe der Leser gehören, genauso wie es Jungen gibt, die am Ende ihrer Schulzeit die elementaren Kulturtechniken nur rudimentär beherrschen. Einen viel stärkeren Einfluss auf den Schulerfolg als das biologische Geschlecht haben andere Faktoren: Sowohl die PISA-Studien als auch eine Vielzahl anderer Untersuchungen¹ stellen den Migrationshintergrund als eine weitere Kategorie heraus, die erhebliche Auswirkungen auf Bildungskarrieren hat. So verlassen beispielsweise fast zweieinhalb Mal so viele Jugendliche mit Migrationshintergrund die Schule ohne Abschluss wie Schülerinnen und Schüler, die einen solchen nicht vorweisen (vgl. Der PARITÄTISCHE Gesamtverband 2010: 7). Migrationsspezifische Merkmale verlieren allerdings an Einfluss, wenn man soziokulturelle Faktoren wie den Schulabschluss der Eltern oder das zur Verfügung stehende Haushaltseinkommen berücksichtigt (vgl. Der PARITÄTISCHE Gesamtverband 2010: 12). Zur sozialen Disparität stellt die Autorengruppe Bildungsberichterstattung fest, dass beispielsweise in Baden-Württemberg ein Kind aus einer AkademikerInnenfamilie bei gleicher Intelligenz und gleichem Leistungsstand eine sechseinhalb Mal so große Chance hat, ein Gymnasium zu besuchen, als dies bei einem Kind aus einer FacharbeiterInnenfamilie der Fall ist (vgl. Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2010: 65ff.).² Andere Faktoren wie kognitive und nicht-kognitive Variablen der SchülerInnenpersönlichkeit, der Schulstandort, Peers, aber auch die LehrerInnenpersönlichkeit sind ebenfalls Bedingungen – und Hinderungsgründe – für den Bildungserfolg von SchülerInnen. Deutlich wird an dieser Zusammenstellung die verkürzte Sichtweise monokausaler Erklärungsversuche, die den oftmals engen Zusammenhang, der zwischen den einzelnen Faktoren besteht, nicht berücksichtigen und sich einer intersektionalen Perspektive verweigern.

Obwohl inzwischen einige WissenschaftlerInnen für eine differenzierte Betrachtung der Kategorie Geschlecht als Faktor für den Bildungserfolg werben, bleiben vor allem zwei Argumentationslinien dominant, die den Diskurs um die Ursachen für den Bildungsmisserfolg von Jungen bestimmen und sich auch im oben stehenden Zitat der Familienministerin wiederfinden: Zum einen wird der geringe Anteil an männlichen Beschäftigten vor allem im Elementar- und Primarbereich beklagt. Zum anderen wird eine

1 Beispielsweise Tiedemann/Billmann-Mahecha 2004; Gomolla/Radtke 2007.

2 Für die gesamte Bundesrepublik Deutschland beträgt der Quotient 4,5.

durch den hohen Frauenanteil verursachte feminisierte Schul- und Unterrichtskultur konstatiert, die die Interessen und Bedürfnisse von Jungen nicht berücksichtigt. Beiden Thesen liegen bislang keine eindeutigen empirischen Forschungsergebnisse zugrunde (vgl. Helbig 2010: 97ff.). Während für den angelsächsischen Raum beispielsweise Dee (2007) mit seiner Auswertung der Daten von ca. 25 000 Jugendlichen der 8. Klasse zum Ergebnis kommt, dass die Leistungen von Jungen, die von männlichen Lehrern unterrichtet werden, besser sind als von jenen, die eine Frau zur Lehrerin haben, weisen Carrington, Tymms und Merrel (2008) in ihrer ebenfalls groß angelegten Studie, bei der sie die Leistungen von knapp 9 000 elfjährigen SchülerInnen vor dem Hintergrund des Geschlechts der Lehrkraft untersuchen, nach, dass Jungen – wie Mädchen – sogar eher davon profitieren, wenn sie von einer Lehrerin unterrichtet werden. Helbig (2010) sowie Neugebauer, Helbig und Landmann (2010) kamen jüngst auf der Grundlage empirischer Daten erstmals für Deutschland zum Ergebnis, dass die These von der Benachteiligung von Jungen durch Lehrerinnen nicht haltbar ist. Auch ein Vergleich zwischen den erzielten Leseleistungen in den PISA- und IGLU-Studien bei Beachtung des Anteils von Lehrerinnen in den beiden Schulstufen legt nahe, dass die genannte Ursachenzuschreibung eher nicht zutrifft (vgl. Baar 2009: 359). Dennoch halten sich die Behauptungen im öffentlichen sowie im fachwissenschaftlichen Diskurs hartnäckig. Die – fehlenden – männlichen Grundschullehrer werden zu Rettern der Jungen stilisiert und geradezu mystifiziert, obwohl über das, was diejenigen tun, die dann doch den Weg in die Schulen finden, nahezu nichts bekannt ist.

An diesem Punkt setzt der vorliegende Beitrag an, der auf der Grundlage einer qualitativen Studie zum beruflichen Habitus männlicher Grundschullehrer jene Alltagspraxis nachzeichnet (vgl. Baar 2010). Hierzu werden beispielhafte Interviewpassagen dargestellt, die trotz – oder gerade aufgrund – der sich in ihnen widerspiegelnden komplexen Handlungsorientierungen Aufschluss darüber geben, in welchem Zusammenhang Männlichkeitskonstruktionen, Professionsverständnis und berufliche Handlungspraxis der männlichen Grundschullehrer stehen. Vorangestellt werden theoretische Vorannahmen, die der empirischen Untersuchung zugrunde liegen. Abschließend werden Perspektiven skizziert, die sich aus den Forschungsergebnissen ableiten lassen.

2 Männer in gegengeschlechtlichen Berufsfeldern

Die Segregation des Arbeitsmarktes kann sowohl für die Berufstätigkeit als auch für den Berufsfindungsprozess als eine der wichtigsten Rahmenbedingungen angesehen werden (vgl. Gildemeister/Robert 2008: 118). Dabei gibt es in der Regel deutlich sichtbare Trennlinien zwischen den Tätigkeitsbereichen, die mit der biologischen Geschlechtszugehörigkeit der in ihnen beschäftigten Personen zu tun haben. Zum einen kann die Trennlinie horizontal gezogen werden: Frauen und Männer arbeiten in unterschiedlichen Berufsfeldern, die sich inhaltlich voneinander unterscheiden. Eine Trennung besteht aber auch auf vertikaler Ebene, das heißt, Frauen und Männer besetzen innerhalb desselben Tätigkeitsfeldes unterschiedliche Positionen, interpretieren die professionsbezogenen Aufgaben verschiedenartig und führen ihren Beruf auf differente Weise aus (vgl. Achatz 2005).

Interaktionsorientierte Theorien zur Segregation des Arbeitsmarktes stellen die Interdependenz von Struktur und Akteur als Ursache für eine vergeschlechtlichte Aufteilung von Arbeitsfeldern und -bereichen heraus. In den evozierten Geschlechterstereotypen, die in der beruflichen Interaktion zum Tragen kommen, sieht Ridgeway die Ursache für eine geschlechtliche Kategorisierung der Berufspraxis, durch die „geschlechtliche Ungleichheit auch in neue sozio-ökonomische Verhältnisse eingeschrieben wird“ (Ridgeway 2001: 251). Das Doing Gender stellt damit keine rein personalisierte Form der Interaktion dar, sondern es ist darüber hinaus als Konstruktionsprozess von Geschlechterverhältnissen im Rahmen gesellschaftlicher Verhältnisse zu verstehen.

Das Grundschullehramt kann auf der horizontalen Ebene ungefähr seit den 1970er Jahren als Frauenberuf bezeichnet werden (vgl. Roisch 2003: 27). Inzwischen liegt der Frauenanteil an bundesdeutschen Primarschulen bei stetig steigender Tendenz bei knapp 88 Prozent (vgl. Statistisches Bundesamt 2010). Die wenigen Männer, die dann doch in den Grundschulen tätig sind, arbeiten somit in einem hochgradig segregierten, darüber hinaus gegengeschlechtlichen Beruf. Aus Studien zu anderen Berufsfeldern sind Strategien bekannt, die Männer – meist unbewusst – verfolgen, um trotz der Tätigkeit in einem Frauenberuf dem gesellschaftlich gültigen Maskulinitätsideal zu entsprechen und sich somit als geschlechtskonform darzustellen. Wetterer spricht in diesem Zusammenhang vom „Imperativ der geschlechtlichen Identifizierbarkeit“ (Wetterer 1995: 237). Die Besetzung vorhandener Führungspositionen ist als Strategie genauso zu nennen wie das Abstecken exklusiver Reviere und die Uminterpretation der weiblich konnotierten Komponenten des Berufs in Männlichkeit symbolisierende Verhaltensweisen, durch die eine Abgrenzung von den Kolleginnen stattfinden und das *sameness taboo* gewahrt werden kann (vgl. Heintz et al. 1997; Krüger 2003; Rubin 2006).

Ob und wie dies im Berufsfeld Grundschule geschieht, soll im Folgenden die Analyse beispielhafter Interviewsequenzen aufzeigen. Es werden Handlungsorientierungen zweier männlicher Grundschullehrer rekonstruiert, die trotz ihrer Tätigkeit innerhalb vergleichbarer Strukturen zu einer sich komplementär unterscheidenden Handlungspraxis gelangen.

3 Männer in der Grundschule: Zwischen Führungsanspruch und Dekonstruktion

Für die dem Beitrag zugrunde liegende Studie wurden insgesamt elf problemzentrierte Interviews (vgl. Witzel 1982) mit männlichen Grundschullehrern geführt, die im Zuge eines „Theoretical Samplings“ (vgl. Glaser/Strauss 1967) ausgewählt wurden. Die Narrationen der Interviewpartner wurden mittels der dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 2003) ausgewertet und in eine Typologie überführt, die an dieser Stelle nicht ausführlich wiedergegeben werden kann. Stattdessen werden im Folgenden Interviewsequenzen dargestellt, die beispielhaft Auskunft darüber geben, welche Handlungsstrategien Grundschullehrer verfolgen, um innerhalb eines gegengeschlechtlichen Berufsfeldes Männlichkeit zu konstruieren.

3.1 Führungsanspruch: „Warum ich nie was anderes geworden bin.“

Der Interviewpartner, der an einer Grundschule im ländlichen Raum tätig ist und kurz vor der Pensionierung steht, kommt von sich aus darauf zu sprechen, warum er keine Schulleitungsinnehat:

„Ja (.) vielleicht soll ich noch (2) äh:: ma=wahrscheinlich Sie werden sich fragen, warum ich nie (.) was anderes geworden bin.“

Die Initiation des Themas durch den Interviewpartner selbst sowie der von Unsicherheit geprägte Sprachduktus zeigen, dass die nicht vollzogene Karriere für den Interviewpartner ein belastendes Moment darstellt. Der Proband unterstellt dem – männlichen – Interviewer, dass dieser erwartet, dass er als Mann eine Führungsposition im Gefüge Grundschule einzunehmen hat. Darüber hinaus wird ein innerer Rechtfertigungsdruck sichtbar: Auch der Proband selbst hegt diesen Anspruch, obgleich er ihn nicht einzulösen vermag. Im weiteren Verlauf der Sequenz berichtet der Lehrer, dass er sich durchaus auf entsprechende Stellen beworben hat. Er führt unterschiedliche äußere Gründe an, die seinen Karrierewunsch vereitelten. Den im Raum schwebenden Verdacht, dass seine Erfolglosigkeit an mangelnder Eignung gelegen haben könnte, entkräftet der Grundschullehrer durch folgenden Hinweis, der seine Qualifikation untermauern soll:

„Musst damals noch so:: extra überprüft werden auf Führungsqualität, das war mal eine Zeitlang war das mal so, das hatte ich ja bestanden gehabt, also darum ging's nicht.“

Entscheidend für die Qualifikation, eine Schule zu leiten, ist für den Probanden nicht etwa das Vorhandensein pädagogischer Konzepte zur Entwicklung von Schule, sondern es ist allein die „Führungsqualität“. Es kommt ein Orientierungsmuster zum Tragen, das Mannsein mit Karrierestreben und Karrierevollzug gleichsetzt, um eben jenen Führungsanspruch zum Ausdruck zu bringen. Seine diesbezügliche Eignung wurde zwar überprüft und auch bestätigt, im Grunde ergibt sie sich aber bereits aus seiner Geschlechtszugehörigkeit. Umso mehr erlebt er die Verwehrung des eigenen Anspruchs als Kränkung, auf die er mit dem Rückzug aus Aufgabenbereichen reagiert, die mit besonderer Verantwortung verbunden sind. So verabschiedet er sich beispielsweise aus der Betreuung der ReferendarInnen:

„Hab immer Referendare bei mir gehabt, dann hab ich aber gesagt (.) mit dieser Ablehnung; so und jetzt ist *Schluss*, jetzt mach ich nichts mehr. Soll das doch mal ein anderer machen. Hab ich für mich die Konsequenzen gezogen. Ich war dann auch schon so fünfzig so, dann hab ich gesagt, nein, und jetzt ist Schluss.“

Die Vehemenz der Äußerung sowie die Verwendung direkter Rede markieren die tiefe Verletzung, die der Interviewpartner auch beinahe 15 Jahre nach dem Vorfall nicht überwunden hat. Neben dem Rückzug aus der Betreuung der ReferendarInnen gibt er weitere Ämter ab, wie die Schulbuchbestellung und die Betreuung der technischen Geräte. Die Vereitelung des Karrierewunsches führt so weit, dass der Lehrer letztlich aus der Gemeinde, in der sich die Schule befindet, wegzieht. Lediglich die Arbeit mit den

SchülerInnen leidet nicht unter seiner Enttäuschung. Hier betont er an verschiedener Stelle, dass er sein Engagement nicht einschränkt:

„Ich hab gesagt, meine Klasse *führ ich* durch. Wirklich bis zuletzt. Also da kenn ich nichts.“

Anstelle einer Schule vorzustehen, bleibt dem Lehrer eine Führungsposition nur im Zusammenhang mit der Klassenleitung, wofür er in seiner Schilderung auch explizit den Begriff des Führens verwendet.

Die gesamte Sequenz spricht für den beim Interviewpartner vorhandenen Führungsanspruch, der von ihm als geschlechtskonforme Position und quasi naturgegebene Stellung in seinem beruflichen Feld angesehen wird. Dass dem Lehrer die Einlösung des eigenen Anspruchs verwehrt wird, kränkt ihn zutiefst. Damit verbunden ist ein Gefühl der Scham: Die Berufstätigkeit als ‚einfacher‘ Grundschullehrer läuft den Männlichkeitskonstrukten des Interviewpartners zuwider. Um die Geschlechterordnung im weiblich konnotierten Berufsfeld Grundschule aufrechtzuerhalten, ist das Erlangen einer Führungsposition auch zur Wahrung der eigenen Männlichkeit nahezu unabdingbar. Einen Ausweg für den Interviewpartner stellt der Rückzug aus allen Ämtern dar, die in irgendeiner Form mit Führung zu tun haben, dem eigenen Anspruch aber keinen offiziellen Status verleihen. Auf diese Weise kann er jenen dennoch markieren und seine grundsätzliche Bestimmung noch einmal in Erinnerung rufen.

Es bleibt nicht allein beim Rückzug: Der Lehrer geht darüber hinaus in Opposition zur Schulleitung und untermauert so ebenfalls den eigenen Anspruch auf diese Position:

„Dann hatten wir mal, da komm ich jetzt vielleicht auf die Frauen zu sprechen, mal eine Konrektorin, und die wollte neue Methoden einführen. Und da hab ich gesagt, da kann ich nicht dahinter stehen, das mach ich nicht so. Ich hab auch Methodenfreiheit, und ich werd das so weiterhin machen.“

Den Vorschlägen der Konrektorin, neue Unterrichtsmethoden einzusetzen, stellt sich der Interviewpartner vehement entgegen. Generell lassen sich in dieser Sequenz die Schwierigkeiten des Probanden ablesen, im hierarchischen Gefüge seines Tätigkeitsfeldes Anweisungen auszuführen, sieht er doch sich selbst als legitimen Aneigner jener Position, die es ihm erlauben würde, Leitlinien auszugeben. Verschärft wird der Konflikt durch das Geschlecht der Konrektorin, wie durch den Einschub „da komm ich jetzt vielleicht auf die Frauen zu sprechen“ sichtbar wird. Zum einen ist es für den Interviewpartner beschämend, dem Vorschlag eines weiblichen Vorgesetzten folgen zu müssen. Zum anderen konnotiert er den Einsatz neuer Methoden, gemeint sind offene Unterrichtsformen, weiblich. Um seine Geschlechtszugehörigkeit sichtbar zu machen, bleibt dem Lehrer nur die Opposition: Die Vorschläge und Anweisungen werden pauschal abgelehnt, eine fachliche Auseinandersetzung findet nicht statt. Innovative Unterrichtsformen werden nicht in das eigene Handlungsrepertoire aufgenommen, da sie vom anderen Geschlecht initiiert und praktiziert werden. Männlichkeit wird in diesem Fall über Distinktion konstruiert.

Um den eigenen Führungsanspruch weiter zu untermauern, spricht der Interviewpartner der offiziellen Schulleitung an mehreren Stellen die Kompetenz ab. Mal berichtet er, dass „unser damaliger Rektor von der Hauptschule kam und keine Ahnung von der Grundschule hatte“, mal von einem Rektor, der „sich sehr wenig um die Schule

gekümmert hat, der wirklich alles hat laufen lassen“, oder von einem Vorfall, bei dem eine neue Kollegin dem Schulleiter „im Rektorat auf dem Schoß“ saß.

Ein weiteres Orientierungsmuster kann identifiziert werden: Der Interviewpartner nimmt gegenüber seinen Kolleginnen die Position eines fürsorglichen, väterlichen Mentors ein, die ihm den Status des inoffiziellen Schulleiters verleiht. Dieser Status wird ihm durchaus von den Kolleginnen selbst zugewiesen, wie er zu berichten weiß:

„Sehr oft fragen sie *mich* um Rat. Wo ich eigentlich denke, das ist eher eine Sache der Schulleitung. Oder sie vertrauen mir Kummer an, wenn sie Kummer haben und Probleme.“

Die schulbezogene Kompetenz des Interviewpartners wird anscheinend anerkannt und genutzt. Dadurch, dass er die Zuständigkeit für Sachfragen an die Schulleitung zuweist, gelingt es dem Interviewten, diese Position inoffiziell zu besetzen. Darüber hinaus erfährt er auch in privaten Dingen Vertrauen. Es wird sichtbar, dass sich der Führungsanspruch des Interviewpartners nicht allein auf die inhaltlich-sachliche Ebene bezieht, er vielmehr als väterliches Oberhaupt einer Familie agiert, das Rat in allen Lebenslagen weiß. Er ist eine Autorität, die sich zum einen aus seiner Lebenserfahrung, dann aber durchaus aus seinem Geschlecht ableitet. Der Interviewpartner nimmt die ihm zugewiesene Position gern an, sichert sie doch – auch ohne offizielles Amt – seinen Führungsanspruch und hierüber das eigene Männlichkeitsverständnis ab. So ist es auch nicht verwunderlich, wenn der Proband lachend folgendes Ereignis erinnert:

„Es ist auch lustig, wir mussten mal, vor vielen Jahren, die erste Frauenbeauftragte wählen. Und da haben die Frauen *mich* vorgeschlagen.“

Was auch als Angriff auf die geschlechtliche Integrität verstanden werden könnte, deutet der Interviewpartner als Vertrauensbeweis. Er interpretiert die Bemerkung als Auftrag, seinen Kolleginnen mit der ihm eigenen, seiner Sichtweise nach: *männlichen* Klarheit, Rationalität und Autorität beratend zur Seite zu stehen. Obwohl ihn das Ansinnen seiner Kolleginnen durchaus belustigt, deutet er es doch als Indiz für die Legitimität des eigenen Führungsanspruchs.

3.2 Dekonstruktion: „Ja, warum eigentlich.“

Von einem ganz ähnlichen Vorfall berichtet ein jüngerer Interviewpartner, der erst seit wenigen Jahren im Schuldienst tätig ist. Er unterrichtet an einer reformpädagogisch orientierten Grundschule im großstädtischen Bereich, an der neben ihm noch zwei weitere Männer als Lehrer beschäftigt sind:

„Witzigerweise, als diese Aufgaben verteilt wurden, hieß es dann, ja, wir brauchen noch einen Frauenbeauftragten oder einen Gleichberechtigtenbeauftragten. Und da meinte irgendjemand, ja, ich soll das machen. War natürlich dann ein Lacher. Aber ich hab in dem Moment gar nicht gewusst, meint sie das jetzt vielleicht sogar ernst, oder meint das *irgendjemand* hier ernst. Und das war schon ein bisschen so eine Stichelei, die ich vielleicht lieber nicht gehört hätte.“

Der Interviewpartner leitet seine Narration mit dem Adjektiv „witzigerweise“ ein: Im Rückblick ordnet er die Situation in die Kategorie der Skurrilitäten ein. Dass der Vor-

schlag in der Tat abwegig ist, wird für ihn durch das Lachen des Kollegiums deutlich. Die Bemerkung wird durch den Gebrauch des Adverbs „natürlich“ per se als grotesk und absurd definiert. In der Situation selbst zeigt sich der Interviewpartner aber zutiefst verunsichert. Er kann nicht mitlachen und zieht in Erwägung, dass der Vorschlag vielleicht doch ernst gemeint sein könnte. Im Gegensatz zu dem älteren Interviewpartner, der eine entsprechende Situation erlebt, diese als Vertrauensbeweis deutet und zur Bekräftigung des eigenen, aus der Geschlechtszugehörigkeit abgeleiteten Führungsanspruchs nutzt, fühlt sich der jüngere Lehrer in seinem Mannsein nicht ernst genommen, in seiner Männlichkeit geradezu bedroht. Auch wenn er im Rückblick abmildernd von „Stichelei“ spricht, so wird seine Verunsicherung doch sehr plastisch. Sein Anspruch, *trotz* seiner Tätigkeit in einem Feld, das zumindest quantitativ von Frauen dominiert ist, als Mann wahrgenommen zu werden, scheint gefährdet. Obwohl sich im weiteren Verlauf der Sequenz zeigt, dass er die Person, die ihn als Gleichstellungsbeauftragten vorschlägt, durchaus ausmachen kann, wählt er zunächst die unbestimmte Bezeichnung „jemand“: Die Bemerkung hätte anscheinend von jeder beliebigen Kollegin beziehungsweise jedem beliebigen Kollegen gemacht werden können, seine Männlichkeit erscheint insgesamt angreifbar. Er versucht, die Situation für sich zu retten, indem er die mit dem Amt verbundenen Aufgaben im Nachhinein interpretiert:

„Ja, aber klar, es ging ja schon auch darum, Gleichberechtigung auch für *Männer*. Das *heißt* ja nicht mehr Frauenbeauftragte. Aber da geht es ja auch darum bei Gesprächen, bei Einstellungsverfahren, wenn Frauen eingestellt werden sollen, dass da jemand sitzt, der sie auch unterstützt. [...] Und da bin ich dann einfach nicht der Richtige.“

Dem Interviewpartner gelingt es, eine Verbindung zwischen dem Amt und Männern herzustellen. Durch diese Analyse des Aufgabenbereichs bringt er seine Geschlechtszugehörigkeit in Anschlag und legitimiert nachträglich den Vorschlag der Kollegin, der so abstrus gar nicht zu sein scheint, ihm zumindest seine Maskulinität nicht abspricht. Bezeichnend ist dann aber in der Weiterführung die abschließende Einschätzung des Interviewpartners, dass er – als Mann – die Interessen von Frauen nicht vertreten könne. Dieses Argument bedarf keiner weiteren Erklärung, die Geschlechtergrenzen erscheinen klar abgesteckt; zunächst erwogene Überlegungen zu Überlappungen in den Problemlagen von Frauen und Männern werden verworfen. Dem Interviewpartner gelingt eine deutliche Abgrenzung von seinen Kolleginnen, durch die er seine eigene Geschlechtszugehörigkeit betont. Wird diese in Zweifel gezogen, reagiert er zunächst mit Verunsicherung und Abwehr.

Die erlebte Verunsicherung hat aber auch zur Folge, dass er sich in einem bewussten Akt des Denkhandelns mit den Erwartungen an ihn als Mann, mit erlebten Mechanismen der Marginalisierung sowie mit wahrgenommenen Strukturen einer positiven Diskriminierung aufgrund seines Mannseins auseinandersetzt. So unterzieht er beispielsweise den häufig vorgetragenen Elternwunsch nach einem männlichen Lehrer – vor allem für deren Söhne – einer kritischen Reflexion:

„Und da hab ich dann auch so überlegt, ja warum eigentlich. Also es könnte ja auch sein, dass ich, also die konnten mich ja nicht einschätzen, ich war halt einfach nur *männlich*. Aber es hätte ja sein können, dass ich den Laden überhaupt nicht im Griff habe und total überfordert bin. Und eine Kollegin da super eine Linie fährt und da den Jungen in den Griff kriegt. Aber das war auch schon so dieses positive Vor-

urteil, na ja der Mann, der macht das sicher streng.“

Der Interviewpartner betrachtet den Elternwunsch nicht als selbstverständlich, sondern gerät ins Nachdenken. Er stellt überkommene Geschlechterstereotype in Frage. Seine einzige für die Eltern sichtbare Qualifikation besteht zuerst einmal in seiner Geschlechtszugehörigkeit, die aber weiter nichts über sein professionelles Handeln aussagt. Mit der Feststellung, „halt einfach nur *männlich*“ zu sein, stellt er die konstruierte Verbindung von Geschlecht und Autorität massiv in Frage. Im Konjunktiv skizziert er ein Szenario, das durchaus denkbar sei, und löst sich somit von geschlechterstereotypisierenden Erwartungen. Der verwendete Konjunktiv ist dabei ein Konjunktiv Irrealis. Quasi als Nebeneffekt gelingt es dem Interviewpartner in dieser Sequenz, seine Qualifikation für die Aufgaben eines Grundschullehrers zu bestätigen: Er ist den Anforderungen durchaus gewachsen und verfügt über das nötige Durchsetzungsvermögen. Dieses scheint anscheinend vor allem im Umgang mit Jungen benötigt zu werden, die geschlechtsspezifische Stereotypisierung wird in diesem Zusammenhang nicht aufgelöst.

Im Zusammenhang mit seiner Bewerbung auf eine direkt von der Schule ausgeschriebene Stelle weiß der Interviewpartner ebenfalls von Mechanismen positiver Diskriminierung aufgrund seiner Geschlechtszugehörigkeit zu berichten:

„Ich hatte schon das Gefühl, dass es ein *großer* Vorteil ist, dass ich ein Mann bin, bei der Bewerbung. Oder bei der Vorstellung. Das hat die Schulleiterin auch gesagt. Und meinte sie auch, jetzt ko- aber Sie wollen hier wirklich hin, kommen Sie nicht auf die Idee, nochmal bei der und der Schule, weil die würden Sie sofort nehmen, die brauchen unbedingt einen Mann und die haben keinen und so, also wirklich dieses Gezanke fast schon, wo ich gedacht habe: Wow; ist jetzt mal echt ein Vorteil. Ohne dass sie jetzt meine *Arbeit* einschätzen konnte. Ich hab schon zu ihr gesagt, dass ich mit Freiarbeit nicht viel Erfahrung habe.“

Auch die Schulleiterin erhebt die Geschlechtszugehörigkeit zum entscheidenden Qualitätsmerkmal. Die Wiedergabe ihrer Äußerungen in wörtlicher Rede lassen erkennen, dass sich der Interviewpartner von diesem Umstand beeindruckt zeigt. Ihm wird suggeriert, dass er quasi freie Auswahl zwischen verschiedenen Schulen hat, und dies allein begründet durch sein Mannsein. Dass verschiedene Schulen „unbedingt“ einen Mann „brauchen“, bedarf keiner weiteren Begründung: Die Absenz von Männern genügt als Indikator für die Notwendigkeit. Der Interviewpartner quittiert das Werben seiner zukünftigen Schulleiterin mit einem „Wow“: Die Interjektion drückt verwunderte Begeisterung über das Hofieren aus. Dass sein Mannsein „jetzt mal“ einen Vorteil darstellt, verweist auf Erfahrungen, die eher gegenteilig sind. In der Tat berichtet der Grundschullehrer an anderer Stelle davon, wie er vor allem von feldfremden Personen aufgrund seiner Berufswahl eine Marginalisierung erlebt: Ihm wird deutlich zu verstehen gegeben, dass er sich als Mann in einem falschen Geschlechterrevier bewegt, seine Männlichkeit wird angezweifelt. Im Fall des Bewerbungsverfahrens kann er nun allerdings eine hohe Dividende aus seiner Geschlechtszugehörigkeit ziehen. Obwohl er keinen Hehl daraus macht, aufgrund mangelnder Erfahrung eigentlich nur wenig zum Profil der reformpädagogisch orientierten Schule zu passen, möchte die Schulleiterin ihn unbedingt an ihrer Schule haben. Sein Geschlecht wiegt mehr als die fachliche Qualifikation. Hierdurch sieht sich der Interviewpartner vergeschlechtlichten Erwartungen ausgesetzt, die ihn unter Druck setzen, die indirekt zum Ausdruck gebrachte Rollen-

zuweisung auszufüllen. Obwohl er den ihm entgegengebrachten Bonus nicht zurückweist, nimmt er ihn nicht als selbstverständlich hin. Die – spärliche – Argumentation der Schulleiterin macht er sich nicht zu Eigen, den ihm entgegengebrachten Männerbonus betrachtet er mit gemischten Gefühlen. Er selbst stellt die fachliche Qualifikation als legitime Entscheidungsgrundlage heraus und entlarvt die Haltung der Schulleiterin als eine, die auf naturalistisch verstandenen Geschlechterkonstruktionen gründet. Durch die Dekonstruktion der geschlechtsbezogenen Konstruktionen gelingt es dem Interviewpartner, sich von stereotypisierenden Erwartungen zu lösen. Dies ermöglicht ihm, seine Handlungspraxis entsprechend seinen Vorstellungen von Professionalität zu gestalten, die für ihn nicht an das Geschlecht, sondern an fachwissenschaftliche und fachdidaktische Qualifikationen gebunden ist.

4 Zusammenfassung: Männlichkeitskonstruktionen als Einflussfaktor auf die Handlungspraxis

Der fallexterne Vergleich der Interviewsequenzen zeigt, wie unterschiedlich die Orientierungsmuster sind, die hinter den Reaktionen auch auf ähnliche Erfahrungen im berufsbezogenen Kontext stehen. Obwohl beide Lehrer im gegengeschlechtlichen und weiblich konnotierten Berufsfeld Grundschule tätig sind, sich grundsätzlich also vor gleiche Entwicklungsaufgaben gestellt sehen, bilden sie differente Professionsvorstellungen und Alltagspraktiken aus. Beiden Handlungsorientierungen gemein ist jedoch, dass die Konstruktion von Männlichkeit den beruflichen Habitus unmittelbar beeinflusst. Die Art der Konstruktion kann als entscheidend für die Ausprägung einer bestimmten Handlungspraxis angesehen werden. Jene Muster wiederum sind dafür verantwortlich, inwieweit Geschlechterkonstruktionen als eben solche verstanden werden, oder ob Geschlecht als naturalistische Eigenschaft mit naturgegebener Option und Determination begriffen wird. Grundsätzlich lassen sich zwei Orientierungsmuster unterscheiden, die unter den Begriffen *reflexiv* und *nicht-reflexiv* subsumiert werden können.

4.1 Nicht-reflexiver Habitus: Geschlecht als Selbstverständlichkeit

Grundschullehrer, die unter diesem Typ zu fassen sind, folgen einem biologistischen Verständnis von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen. Aus der dem Beitrag zugrunde liegenden Studie lassen sich bei ihnen Unterschiede in der Ausprägung einer bestimmten Handlungspraxis feststellen, die auch an die Generationenzugehörigkeit gekoppelt sind.³ Ältere Lehrer sehen keinerlei Veranlassung, das Geschlechterverhältnis einer Reflexion zu unterziehen, die sie selbst als vergeschlechtlichte Personen einbezieht. Auch wenn sie in einem mittlerweile gegengeschlechtlichen Beruf tätig sind, so sind sie sich ihrer eigenen Männlichkeit zumindest so weit sicher, dass sie um deren Anerkennung in der Regel nicht offensiv kämpfen müssen. Vielmehr stellt ihr unanfechtbar zur eigenen Persönlichkeit gehörendes Mannsein die Basis aller berufsbezogenen Handlungen und Bestrebungen dar. In der Rahmung einer androzentristischen Sichtweise wird eine

3 Genauer zum Generationenbegriff: Schäffer 2003; zum Zusammenhang zwischen Generationenzugehörigkeit und Geschlechterverhältnis: Behnke/Meuser 1999.

bestimmte Position innerhalb des Kollegiums eingenommen, die jene als natürlich und naturgegeben betrachtete Maskulinität zum Ausdruck bringt und sowohl das Selbstbild als auch die Arbeitsweise der Lehrer bestimmt. Die eigene Männlichkeit dient als Folie für die Ausprägung eines beruflichen Habitus, der die Handlungspraxis steuert und prägt, aber auch determiniert. Gelingt es dem Lehrer nicht, die ihm in der Rahmung seines als traditional zu bezeichnenden Geschlechterverständnisses zustehende Position einzunehmen, reagiert er gekränkt; in der Folge prägen Opposition, Rückzug, aber auch das Streben nach inoffizieller Führung die berufliche Alltagspraxis des Lehrers. Seine schul- und unterrichtsbezogenen Interaktionen folgen dem Primat der Differenz zu den Kolleginnen, um den eigenen hegemonialen Anspruch zu untermauern. Dies geschieht meist unbewusst und quasi ‚nebenbei‘, ist also als latente Sinnstruktur verankert, die einer bewussten Reflexion kaum zugänglich ist.

Andere, meist jüngere Lehrer, die das Geschlechterverhältnis ebenfalls als naturgegeben betrachten, erleben die eigene Männlichkeit hingegen als bedroht. Jenes auf das Geschlechterverhältnis bezogene kulturell verankerte Symbolsystem erscheint in einer fundamentalen Krise. Die Berufstätigkeit in einem weiblich konnotierten Berufsfeld führt zu Irritationen, die zum einen von außen an sie herangetragen werden, zum anderen aber auch als selbst initiiert gelten können. Qua Geschlecht beanspruchen sie für sich eine hegemoniale Stellung im System Grundschule, müssen aber erkennen, dass ihnen von außerhalb des Feldes aufgrund ihrer Tätigkeit lediglich eine unterdrückte Männlichkeit (vgl. Connell 2000: 99ff.) zugestanden wird. Die eigenen tradierten, vergeschlechtlichten Vorstellungen erscheinen gefährdet, der Kampf um die Wahrung des fragil erscheinenden Geschlechterverhältnisses bestimmt das berufliche Alltagshandeln. In diesem fungiert Geschlecht als Regulativ für sämtliche Interaktionen, bestimmt über Eigenschaften und Handlungsoptionen der Protagonisten. In der Folge ist die berufsbezogene Alltagspraxis der Lehrer geprägt von einer mit Abwertung verbundenen Abgrenzung von den Kolleginnen sowie dem Beruf insgesamt. Obwohl Männlichkeit dafür aufwendig inszeniert werden muss, wird sie nicht als Konstruktion verstanden und entzieht sich somit einer Reflexion.

4.2 Reflexiver Habitus: Geschlecht als Konstruktion

Auch beim in diesem Beitrag vorgestellten jüngeren Grundschullehrer kann von einer prekären Sicherheit in Bezug auf das Geschlechterverhältnis gesprochen werden. Allerdings macht sich dieser seine eigene Verunsicherung bewusst. Er sieht sich mit unterschiedlichen, teilweise komplementären Reaktionen sowie Erwartungen auf und an seine Berufstätigkeit konfrontiert, die er nur schwerlich einzuordnen weiß. Die Ambivalenz von Marginalisierung durch die feldfremde Umgebung aufgrund seines Eindringens in einen Frauenberuf und positiver Diskriminierung durch die feldinterne Umgebung aus genau demselben Grund wird bewusst wahrgenommen. Beide Reaktionen auf seine Tätigkeit erscheinen ihm erklärungsbedürftig, er unterzieht sie in einem bewussten Akt des Denkhandelns einer Reflexion.

Die aus widersprüchlichen Erfahrungen resultierende Verunsicherung scheint die Voraussetzung für die Entwicklung eines reflexiven Habitus zu sein, auf dessen Grundlage die an den Lehrer gestellten vergeschlechtlichten Erwartungen hinterfragt und ge-

schlechterstereotypisierende Konstruktionen als solche entlarvt werden können. Mittels der Re- und Dekonstruktion der Konstruktionen, mit denen der Lehrer sich konfrontiert sieht, gelingt es ihm, seine eigenen vergeschlechtlichten Vorstellungen zu überprüfen und diese einer Revision zu unterziehen. Dadurch ist es ihm möglich, eine Handlungspraxis zu entwickeln, die nicht länger auf eigene Männlichkeitskonstrukte rekurren muss, sondern sich an den objektiven professionsbezogenen Anforderungen seiner Tätigkeit orientiert. Eine Selbstvergewisserung der eigenen Männlichkeit über die Besetzung von Führungspositionen, die maskulinisierende Uminterpretation der Tätigkeiten oder die Abgrenzung von Kolleginnen erscheinen überflüssig. Trotz der Dramatisierung der Kategorie Geschlecht, die er im beruflichen Alltag erlebt, strebt er eine Entdramatisierung derselben an. Die an ihn gestellten vergeschlechtlichten Erwartungen versucht er zwar durchaus zu erfüllen, doch erfolgt dies in Form bewusster Inszenierungen, die er selbst aus einer distanzierten Haltung heraus als solche begreift. Das eigene Geschlecht wirkt nicht länger als Imperativ, der die Praxis in Form eines latenten Orientierungsmusters regelt, sondern die Interaktionen im beruflichen Kontext können bewusst gestaltet werden.

5 Perspektiven: Genderkompetenz als Voraussetzung für Professionalität

Gezeigt werden konnte, dass sich die Handlungsorientierungen und die damit verbundene professionelle Handlungspraxis männlicher Grundschullehrer äußerst heterogen gestalten. Das eigene Professionsverständnis sowie die alltägliche Handlungspraxis scheinen massiv von Männlichkeitskonstruktionen sowie der Fähigkeit, solche als Konstruktionen zu erkennen, beeinflusst. Nicht alle eruierten Handlungsorientierungen scheinen dabei geeignet, Professionalität voranzutreiben. Betrachtet man Erkenntnisse der Professionalisierungsforschung, so wird deutlich, dass bestimmte Orientierungsmuster Professionalität geradezu verhindern: Kooperation mit Kolleginnen, die Teilhabe an Schulentwicklungsprozessen oder die Entwicklung eines umfassenden Handlungsrepertoires sind einigen Lehrern unmöglich, da sie zur Wahrung ihrer geschlechtlichen Integrität den Fokus auf die Abgrenzung von ihren Kolleginnen, aber auch von ihrem Beruf insgesamt legen müssen.

Der pauschalen Forderung nach mehr männlichen Grundschullehrern, wie sie im eingangs skizzierten Diskurs immer wieder aufgeworfen wird, muss daher differenziert begegnet werden. Zunächst muss das selbstreflexive Wissen, das Bastian und Helsper als Grundvoraussetzung für die Entwicklung professionellen Handelns herausstellen (vgl. Bastian/Helsper 2000: 182), dringend auch die eigene Person in ihrer vergeschlechtlichten Sichtweise umfassen. Nur wenn Lehrer ihre eigenen Männlichkeitskonstruktionen sowie die geschlechtsbezogenen Erwartungen und Zuschreibungen, denen sie im und außerhalb des Feldes Grundschule begegnen, einer Reflexion unterziehen können, werden sie in der Lage sein, ihre Handlungspraxis nicht an der bewussten oder unbewussten Inszenierung von Männlichkeit, sondern an den objektiven Anforderungen der Arbeit mit den SchülerInnen auszurichten.

Zu bedenken ist weiter, dass die bei aller gesellschaftlichen Gratifikation des Berufes (vgl. Allensbacher Institut für Demoskopie 2008) noch immer virulente Konno-

tation der Arbeit als familiennahe, von Frauen zu bewerkstellende Aufgabe zur Folge hat, dass die Forderung nach einer höheren Anzahl von Männern im Grundschulbereich über weite Strecken nur als abstrakte Formel unterstützt wird. Männer, die in personalisierter Form dann tatsächlich in diesem Sektor tätig sind, werden nach wie vor als „illegitime Kapitalaneigner“ (Meuser 1998: 299) betrachtet, ihre Männlichkeit wird zur Debatte gestellt. Doch auch die positive Besonderung, die Männer innerhalb des Feldes Grundschule erfahren, kann als kontraproduktiv angesehen werden: Sie stellt eine Dramatisierung der Geschlechtszugehörigkeit der Lehrer dar, mit der Erwartungen verbunden sind, die, wenn diese nicht reflektiert werden, eine Art der Berufsausübung zur Folge haben, die stereotyp verstandene Maskulinität markiert. Handlungsleitendes Moment ist dann nicht länger die professionelle Gestaltung von didaktischen Prozessen oder die professionelle Beteiligung an Schulentwicklungsprozessen, vielmehr ist das berufsbezogene Handeln darauf angelegt, einen komplementären Kontrast zu den Kolleginnen herzustellen. Problematisch stellt sich daher auch das öffentliche Werben um eine größere Anzahl männlicher Grundschullehrer dar, wie es eingangs beschrieben wurde. Mit ihm wird der männliche Grundschullehrer mit einer Idealvorstellung von Männlichkeit konfrontiert, der den nach wie vor virulenten hegemonialen gesellschaftlichen Anspruch von Männern repräsentiert und dem nachzueifern es dann auch in der beruflichen Alltagspraxis gilt.

Als Perspektive bleibt aufzuzeigen, jene Reflexionsfähigkeit, die als Schlüssel zur Professionalität gilt, um die Dimension des Geschlechterverhältnisses zu ergänzen. Der Art der LehrerInnenausbildung, aber auch der -fortbildung kommt dabei eine hohe Bedeutung zu. Es scheint notwendig zu sein, sowohl Lehramtsstudierenden wie bereits im Schuldienst tätigen LehrerInnen das Erlangen eines reflexiven Habitus zu ermöglichen, der auch Genderkompetenz einschließt. Mit Genderkompetenz ist dabei die Fähigkeit gemeint, das Geschlechterverhältnis als in sozialer Interaktion hervorgebracht zu verstehen. Eine Sensibilisierung für geschlechterbezogene Konstruktionen, das Wissen um diese sowie die Transformation der reflektierten Erkenntnisse in eine ebenfalls reflektierte Handlungspraxis erscheinen notwendig, sind allerdings nicht leicht zu erreichen. Zu rechnen ist mit erheblichen Widerständen, da ein konstruktivistisches Verständnis von Geschlecht in der Regel mit einer massiven Verunsicherung auch eigener Identitätskonzepte einhergehen wird. Jene Verunsicherung ist allerdings als produktive Ressource zu begreifen, die für das Erlangen eines reflexiven Habitus genutzt werden kann – wie die Betrachtung des im Beitrag beschriebenen Falles des jüngeren Grundschullehrers zeigt. Notwendig erscheint zunächst eine Dramatisierung der Kategorie Geschlecht, um eine anschließende Entdramatisierung derselben für die kollegiale und pädagogische Praxis zu ermöglichen (vgl. Budde 2005). Ein derart entdramatisiertes Geschlechterverhältnis stellt die Grundlage dar für die Entwicklung von Männlichkeitskonzepten, die einer professionellen Berufsausübung auch in einem gegengeschlechtlichen Berufsfeld nicht länger im Weg stehen.

Literaturverzeichnis

- Achatz, Juliane. (2005). Geschlechtersegregation im Arbeitsmarkt. In Martin Abraham & Thomas Hinz (Hrsg.), *Arbeitsmarktsociologie* (S. 263–301). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Allensbacher Institut für Demoskopie. (2008). *Allensbacher Berichte Nr. 7: Ärzte weiterhin vorn*. Zugriff am 10. September 2010 unter www.ifd-allensbach.de/pdf/pdr_0802.pdf
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung. (Hrsg.). (2010). *Bildung in Deutschland 2010. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Perspektiven des Bildungswesens im internationalen Vergleich*. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag
- Baar, Robert. (2009). Feminisierung des Grundschullehrerberufs. In Horst Bartnitzky; Hans Brügelmann; Ulrich Hecker; Friederike Heinzel; Gudrun Schönknecht & Angelika Speck-Hamdan (Hrsg.), *Kursbuch Grundschule* (S. 356–359). Frankfurt a. M.: Grundschulverband
- Baar, Robert. (2010). *Allein unter Frauen. Der berufliche Habitus männlicher Grundschullehrer*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Bastian, Johannes & Helsper, Werner. (2000). Professionalisierung im Lehrerberuf – Bilanzierung und Perspektiven. In Johannes Bastian; Werner Helsper; Sabine Reh & Carla Schelle (Hrsg.), *Professionalisierung im Lehrerberuf* (S. 167–192). Opladen: Leske + Budrich
- Behnke, Claudia & Meuser, Michael. (1999). *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*. Opladen: Leske + Budrich
- Bohnsack, Ralf. (2003). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen: Leske + Budrich
- Budde, Jürgen. (2005). *Männlichkeit und gymnasialer Alltag. Doing Gender im heutigen Bildungssystem*. Bielefeld: transcript
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. (2010, April). *Bundesministerin Schröder: „Sowohl Mädchen als auch Jungen sollen die Chance haben, ihre Talente zu entdecken.“* Pressemitteilung vom 22.04.2010. Zugriff am 8. September 2010 unter www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Presse/pressemitteilungen,did=134946.html
- Carrington, Bruce; Tymms, Peter & Merrel, Christine. (2008). Role models, school improvement and the “gender gap” – do men bring out the best in boys and women the best in girls? *British Educational Journal*, 34 (3), 315–327
- Connell, Robert W. (2000). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich
- Dee, Thomas S. (2007). Teachers and the gender gap in students achievement. *Journal of Human Resources*, 42, (3), 528–554
- Der PARITÄTISCHE Gesamtverband. (Hrsg.). (2010). *Bildungschancen von Migrantinnen und Migranten: Fakten – Interpretationen – Schlussfolgerungen*. Zugriff am 7. Mai 2011 unter www.abindiezukunft.de/index.php?eID=tx_nawsecured1&u=0&file=fileadmin/SUBDOMAINS/migration/Dokumente/ABI_bildungsmigration_web.pdf&t=1312534071&hash=0d199367e416bc6d7d741ccff079ab55
- Gildemeister, Regine & Robert, Günther. (2008). *Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion – Institution – Biografie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm. (1967/1998). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber
- Gomolla, Mechthild & Radtke, Frank-Olaf. (2007). *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Heintz, Bettina; Nadai, Eva; Fischer, Regula & Ummel, Hans. (1997). *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*. Frankfurt a. M./New York: Campus

- Helbig, Marcel. (2010). Sind Lehrerinnen für den geringeren Schulerfolg von Jungen verantwortlich? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 62, 93–111
- Krüger, Helga. (2003). Professionalisierung von Frauenberufen – oder Männer für Frauenberufe interessieren? Das Doppelgesicht des arbeitsmarktlichen Geschlechtersystems. In Kathrin Heinz & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Feministische Forschung – Nachhaltige Einsprüche* (S. 123–143). Opladen: Leske + Budrich
- Meuser, Michael. (1998). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorien und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: Leske + Budrich
- Neugebauer, Martin; Helbig, Marcel & Landmann, Andreas. (2010). A Teacher Like Me: Can Teacher's Gender Explain the ‚Boy Crisis‘ in Educational Attainment? *MZES-Working Paper*, 133, Mannheim
- Ridgeway, Cecilia L. (2001). Interaktion und die Hartnäckigkeit der Geschlechter-Ungleichheit in der Arbeitswelt. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 250–275). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Roisch, Henrike. (2003). Die horizontale und vertikale Geschlechterverteilung in der Schule. In Monika Stürzer; Henrike Roisch; Annette Hunze & Waltraut Cornelißen (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse in der Schule* (S. 21–52). Opladen: Leske + Budrich
- Rubin, Gayle. (2006). Der Frauentausch. Zur ‚politischen Ökonomie‘ von Geschlecht. In Gabriele Dieze & Sabine Hark (Hrsg.), *Gender kontrovers* (S. 69–122). Königstein: Helmer
- Schäffer, Burkhard. (2003). *Generationen – Medien – Bildung*. Opladen: Leske + Budrich
- Statistisches Bundesamt Deutschland. (2010). *Allgemeinbildende Schulen. Lehrkräfte insgesamt sowie Anteil der weiblichen Lehrkräfte nach Schularten und Beschäftigungsumfang*. Zugriff am 9. September 2010 unter www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/BildungForschungKultur/Schulen/Tabellen/Content100/AllgemeinbildendeSchulenLehrkraefte.templateId=renderPrint.psm1
- Stürzer, Monika. (2005). Bildung, Ausbildung und Weiterbildung. In Waltraut Cornelißen (Hrsg.), *Gender-Datenreport* (S. 21–98). Zugriff am 10. Dezember 2010 unter www.bmfsfj.de/Publikationen/genderreport/01-Redaktion/PDF-Anlagen/gesamtdokument.property=pdf,bereich=genderreport,sprache=de,rwb=true.pdf
- Tiedemann, Joachim & Billmann-Mahecha, Elfriede. (2004). Migration, Familiensprache und Schulerfolg. Ergebnisse aus der Hannoverschen Grundschulstudie. In Wilfried Bos; Eva-Maria Lankers & Nike Plaßmeier (Hrsg.), *Heterogenität* (S. 269–279). Münster: Waxmann
- Wetterer, Angelika. (1995). Dekonstruktion und Alltagshandeln. Die (möglichen) Grenzen der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In Angelika Wetterer (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen* (S. 223–246). Frankfurt a. M./New York: Campus
- Witzel, Andreas. (1982). *Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen*. Frankfurt a. M./New York: Campe

Zur Person

Robert Baar, Dr. phil., Dipl. Päd., Pädagogische Hochschule Freiburg, Institut für Erziehungswissenschaften, Abteilung Grundschulpädagogik, Unterrichtsentwicklung und Professionalisierung. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterverhältnisse in der Schule, Professionalisierung, Unterrichtsqualität, Offene und sich öffnende Unterrichtsmethoden
 Kontakt: Dr. Robert Baar, Zähringeracker 16 a, 79117 Freiburg
 E-Mail: baar@ph-freiburg.de

Jürgen Budde, Katharina Debus, Stefanie Krüger

„Ich denk nicht, dass meine Jungs einen typischen Mädchenberuf ergreifen würden.“ Intersektionale Perspektiven auf Fremd- und Selbstrepräsentationen von Jungen in der Jungenarbeit

Zusammenfassung

Seit einiger Zeit richtet sich die pädagogische Aufmerksamkeit verstärkt auf Jungen, entsprechende Projekte zur Jungenpädagogik sind mittlerweile implementiert. Gestützt auf qualitative Daten aus einer Studie zu Wirkungsweisen von Jungenpädagogik diskutiert der Beitrag Divergenzen in den Fremd- und Selbstrepräsentationen von Jungen in sprachlich geäußerten Einstellungen und Praktiken. Es zeigt sich, dass die Fremdrepräsentationen der pädagogischen Professionellen wie auch ihre Didaktik und Methodik eher von stereotypen Sichtweisen geprägt sind. Bei Jungen hingegen lässt sich sowohl auf der praxeologischen Handlungsebene als auch in der Praxisreflexion eine erhebliche Ausdifferenzierung feststellen.

Schlüsselwörter

Männlichkeiten, Jungenpädagogik, Jungenarbeit, Berufsorientierung, Intersektionalität, Geschlechterrepräsentationen

Summary

„I don't think my boys would choose a typical female career path.“
Intersectional perspectives on boys' self-images and their perception by pedagogic professionals

For some time now, pedagogic attention has increasingly focused on boys and projects specifically aimed at them have been implemented. Based on qualitative research on the modus operandi of pedagogy for boys, this article discusses differences between the boys' self-images and their perception by education professionals as expressed in attitudes and practices. It can be shown that pedagogic professionals tend to have a stereotypical image of boys, which dominates their didactic approach and methodology. In contrast, there is a wide variety in both the boys' practices and their reflections on them.

Keywords

Masculinities, Pedagogy for Boys, Career Orientation, Intersectionality, Gender Representations

1 Jungen und Jungenpädagogik

Die Diskussionen um Geschlecht im Bildungssystem haben sich verschoben. Nachdem die Aufmerksamkeit geschlechtsbezogener pädagogischer Theorie und Praxis bis etwa zum Jahre 2000 vor allem Mädchen galt, rücken seither Jungen als spezifische Gruppe in den Blick (vgl. z. B. Budde 2008). Zunehmend deutlich wird artikuliert, dass auch sie aufgrund ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit als Jungen Beachtung finden und durch spezifische Jungenpädagogik gefördert werden müssten, was sich in wachsenden Projekten und Akzeptanz von Jungenpädagogik niederschlägt.

Gleichzeitig wird jedoch, basierend auf Erkenntnissen der Geschlechterforschung, kritisiert, dass geschlechtsbezogene Pädagogik problematisch sein kann, denn zum ersten dominieren bei pädagogischen Professionellen oftmals defizitäre und stereotype Vorstellungen und zum zweiten kann die Dramatisierung von Geschlecht durch geschlechtsbezogene Angebote zur Verfestigung von Stereotypen beitragen (vgl. Budde et al. 2008; Stuve 2001; Krabel/Schädler 2001). Eine zentrale Frage, die sich bezüglich der Potenziale und Problematiken von Jungenpädagogik stellt, ist die nach dem Umgang mit sozialen Kategorien in der pädagogischen Arbeit. Durch den Bezug auf soziale Kategorien wie ‚Junge‘ oder ‚Migrationshintergrund‘ besteht die Gefahr der Verfestigung von Stereotypen durch die Dramatisierung von Differenzen (vgl. Budde 2006). Die Einwände stellen bestimmte Grundannahmen und Praxen von Jungenpädagogik auf einer theoretischen Ebene kritisch in Frage, ohne dass bislang Studien und Daten zur Thematik oder zur spezifischen Frage von Fremd- und Selbstrepräsentationen vorliegen.

Im Beitrag wird, gestützt auf empirisches Material, diskutiert, inwieweit divergierende Fremd- und Selbstrepräsentationen zwischen pädagogischen Professionellen (Lehrkräfte und Jungenarbeiter) und Jungen deutlich werden. Unsere These ist, dass die Fremdrepräsentationen der pädagogischen Professionellen wie auch ihre Didaktik und Methodik eher von stereotypen Sichtweisen geprägt sind. Bei Jungen hingegen lässt sich sowohl auf der praxeologischen Handlungsebene als auch in der Praxisreflexion eine erhebliche Ausdifferenzierung feststellen.

2 Jungenpädagogik und *Neue Wege für Jungs*

Einen vielbeachteten Ansatz zur Jungenpädagogik stellt das seit 2005 vom Kompetenzzentrum Technik – Diversity – Chancengleichheit e.V. durchgeführte Projekt *Neue Wege für Jungs* dar. Es setzt mit der Erweiterung des Berufswahlspektrums, der Flexibilisierung der männlichen Rolle und der Förderung sozialer Kompetenzen drei thematische Schwerpunkte, um Jungen Unterstützung bei der Orientierung und Erweiterung beruflicher und persönlicher Ziele anzubieten und neue Optionen jenseits einengender Geschlechterstereotype zu eröffnen.

Die wissenschaftliche Begleitung der ersten Phase dokumentiert vor allem positive Effekte (vgl. Cremers/Budde 2009). Allerdings weist die Studie Blockaden bei der konkreten Umsetzung von Jungenangeboten sowie einen Mangel an qualitativen Befunden nach. Aus diesem Grund fokussiert die wissenschaftliche Begleitung der zweiten Phase vor allem auf die qualitative Perspektive der Akteure (Jungen und pädagogische Professionelle).¹ Von Interesse sind die Durchführung der Angebote, deren Motivationen und Ziele sowie grundlegender ihre Männlichkeitsrepräsentationen und -konstruktionen.

Mit qualitativen Methoden wurden sechs kontrastierende Jungenangebote in den Blick genommen. Es wurden zwei Angebote ausgewählt, bei denen die teilnehmenden Jungen ein Praktikum in sozialen Berufen absolvierten, zwei Seminarangebote zur Berufs- und Lebensplanung und zwei jeweils eintägige Parcours zu sozialen Kompeten-

1 Die wissenschaftliche Begleitung wurde als Kooperation des Zentrums für Schul- und Bildungsforschung der Universität Halle und Dissens e.V., Berlin durchgeführt (Laufzeit: 01.2009 bis 12.2010).

zen und Männlichkeitsvorstellungen. Bei sämtlichen Angeboten wurde ethnographisch beobachtet, zusätzlich wurden insgesamt 14 Gruppendiskussionen mit teilnehmenden Jungen sowie 17 Interviews mit beteiligten Lehrkräften, Jungenarbeitern sowie regionalen ExpertInnen durchgeführt. Die Beobachtungen, Gruppendiskussionen und Interviews wurden nach der Methode der Grounded Theory ausgewertet (vgl. Strauss/Corbin 1996), indem die Daten mehreren sequentiellen Codierungsdurchläufen zur Bestimmung von minimalen und maximalen Kontrastierungen unterzogen und anschließend induktiv auswertungsleitende Kategorien gebildet wurden. Die Frage nach Männlichkeitsrepräsentationen wurde deduktiv als grundlegende Frage auf das Material bezogen.

3 Fremd- und Selbstrepräsentationen von Jungen rund um Jungenangebote

Im Folgenden werden anhand der aus dem Material gewonnenen Kategorien Perspektiven auf soziale Tätigkeiten (3.1), Zusammenhänge von Geschlecht, Kultur und Klasse (3.2) sowie Didaktik von Jungenpädagogik (3.3) die Fremd- und Selbstrepräsentationen von Jungen in der Jungenpädagogik kontrastiert.

3.1 Perspektiven auf soziale Tätigkeiten

Es ist erklärter Anspruch von *Neue Wege für Jungs*, Jungen für im weitesten Sinne soziale Tätigkeiten zu interessieren. Allerdings vermuten gleichzeitig viele pädagogische Professionelle bei Jungen Distanz gerade gegenüber diesen Tätigkeiten, vor allem, da diese weiblich konnotiert seien und deswegen den Männlichkeitsrepräsentationen von Jungen widersprechen. So beschreibt ein Lehrer, an dessen Schule für die Jungen der Jahrgangsstufe 9 ein freiwilliges Praktikum angeboten wurde, Schwierigkeiten:

„Mit den Jungen der 9. Klasse kann man zum großen Teil Schnupperpraktika in Frauenberufen nicht machen, da gibt es zu viele Widerstände, die sind noch nicht so weit. Es wurde allen angeboten und vier machen das gerade, weil sie's gerne wollen, aber da gehört Mut zu, die werden als schwul und so bezeichnet.“ (Herr Schmidt)²

Der Lehrer gibt an, dass die Jungen für Schnupperpraktika am Girls' Day nicht zu begeistern seien. Auch eine andere Lehrerin ist der gleichen Ansicht, indem sie im Interview äußert: „Ich denk nicht, dass meine Jungs einen typischen Mädchenberuf ergreifen würden“. Die Freiwilligkeit des Angebotes führe nach Herrn Schmidt dazu, dass lediglich vier Schüler der Klasse die Möglichkeit nutzen, da sie „es gerne wollen“, sie bringen also bereits eine positive Einstellung gegenüber den sogenannten „Frauenberufen“ mit. Er betont, dass ihr gruppenabweichendes Verhalten „Mut“ erfordere, da den vier Praktikanten von ihren Mitschülern Männlichkeit abgesprochen wird.

In der Formulierung, die Jungen seien noch nicht so weit, klingt ein Entwicklungsmodell an, wobei unklar bleibt, wann sie denn „so weit“ seien. Hier macht der Lehrer einen interessanten Dreischritt: Zunächst unterstellt er den Jungen stereotypisierend eine

2 Alle verwendeten Namen wurden anonymisiert.

distanzierte Haltung. Dann bewertet er diese als unreif und defizitär und zieht daraus den Schluss, den Jungen seien Erfahrungen, die ihre vermeintlich distanzierte Haltung irritieren könnten, nicht zuzumuten. Daraus folgt in der pädagogischen Praxis das Angebot eines Jungen-Parcours am Girls' Day, das alternative Erfahrungen eher vermeidet (s. Kap. 3.3).

Mit seiner Einschätzung liegt Herr Schmidt – schaut man auf die zahlenmäßige Verteilung der Teilnahmequoten – richtig: Lediglich vier Schüler der gesamten Jahrgangsstufe 9 absolvieren ein Schnupperpraktikum, 54 jedoch nicht. Aufgrund des in Jungengruppen herrschenden Peergroup-Drucks (vgl. Cremers/Budde 2009) kann allerdings davon ausgegangen werden, dass die freiwillige (Nicht-)Teilnahme so freiwillig nicht ist und dass es weitere Interessierte und Unentschlossene gibt, die sich gerade aufgrund der Freiwilligkeit an den hegemonialen Mainstream anpassen (vgl. Kreienbaum 2009). Auch zeigen einige der Jungen aus der Schule von Herrn Schmidt, die an dem vorgeannten Parcours teilgenommen haben, im Interview Interesse an einem Praktikum in einer Kindertagesstätte. Ihnen war jedoch im Vorfeld nicht klar, dass Berufe wie der des Erziehers als „Frauenberufe“ gelten, die sie als durchaus interessant einstufen.

In der Befragung der Jungen dokumentiert sich die ihnen von Herrn Schmidt unterstellte Distanz nicht. Einige Jungen berichten von Erfahrungen in sozialen Tätigkeiten und weiblich konnotierten Berufswünschen. Auch der große Anteil der von uns befragten Jungen, der geschlechterstereotype Berufswünsche nennt und sogenannte ‚Frauenberufe‘ nicht in Erwägung zieht, lehnt die damit verbundenen Tätigkeiten nicht als unmännlich ab: Fast alle Jungen unseres Samples können sich vorstellen, ein Schnupperpraktikum in Kindergarten oder Altenheim zu absolvieren. Wird dies verbindlich für alle durchgeführt, lassen sich in unserer Studie keine Widerstände feststellen, sondern überraschte Begeisterung über die erlebte eigene Kompetenz.

Insgesamt wird von Jungen eine intensivere Beschäftigung mit der Thematik rund um die Themen Berufswahl, Zukunftsvorstellungen und Lebensplanung eingefordert, wobei gerade Praktika als Möglichkeit der Auseinandersetzung mit bisher als untypisch wahrgenommenen Tätigkeiten angeführt werden, wie der Schüler Fritz in einer Gruppendiskussion äußert:

„Und ich selber habe mir schon ein Berufsziel gesetzt, aber ich finde so was [Angebote zur Berufs- und Lebensplanung, d. A.] auch immer gut, weil dann weiß man mal auch, wie das andere, dann kriegt man vielleicht auch andere Einstellungen gegenüber Berufen, wo man immer dachte, die sind nicht so gut, das könnte ich nicht mein Leben lang machen und dann ändert man vielleicht seine Meinung.“ (Fritz, 8. Klasse)

Während Herr Schmidt also Jungen mehrheitlich Abwehr gegenüber weiblich konnotierten Tätigkeiten unterstellt und ihnen daher keine Schnupperpraktika ‚zumuten‘ möchte, dokumentiert das Zitat Interesse, das darauf ausgerichtet ist, bisher vorherrschende Sichtweisen zu hinterfragen.

3.2 Geschlecht, Kultur und Klasse

Eine verschärfte Diskrepanz zwischen den stereotypisierenden Jungenbildern pädagogischer Professioneller und der Vielfalt unter Jungen ist festzustellen, wenn die Rede von Jungen an sogenannten Brennpunktschulen oder von Jungen mit Migrationshintergrund

ist. Eine Lehrerin an einer sogenannten Brennpunktschule in einer westdeutschen Großstadt sieht traditionelle Rollenverteilungen als Merkmal von Familien mit Migrationshintergrund:

„Und jetzt hier ist der Druck natürlich in so 'nem Viertel mit Migrationshintergrund hunderttausend mal mehr. [...] Da sind die Rollenmodelle viel festgebackener. [...] Zum großen Teil sagen die Mütter, wenn man mal ein bisschen hintenrum fragt, ist ganz klar, die Kinder brauchen zu Hause nicht aufzuräumen. [...] Deswegen hat's mich so gewundert, was die teilweise [in einer Gesprächsrunde zum Haushaltsengagement; d. A.] gesagt haben. [...] Wir reden hier von bildungsfernen Schichten zum größten Teil, da machen die Mütter alles.“ (Frau Groß)

Frau Groß gibt an, dass die Schule in einem Einzugsgebiet liegt, in dem die „Rollenmodelle festgebackener“, mithin traditioneller seien. Sie glaubt, dass in den Familien ihrer SechstklässlerInnen vor allem die Mütter die Haus- und Fürsorgetätigkeiten übernehmen, während sich die Väter und die Kinder kaum am Haushalt beteiligen. Dies begründet sie mit der gesellschaftlichen Positionierung der Familien, die sie mit den Schlagworten „Migrationshintergrund“ sowie „bildungsferne Schichten“ beschreibt. Ihre Informationen über die innerfamiliären „Rollenmodelle“ sind zumeist indirekter Natur, da sie zu den Müttern ihrer SchülerInnen kaum direkten Kontakt hat. Die Selbstaussagen der SchülerInnen ihrer Klasse widersprechen den Annahmen der Lehrerin: In einem Klassengespräch gibt die überwiegende Mehrheit geschlechterübergreifend an, kochen zu können und regelmäßig andere Haushalts- und Fürsorgetätigkeiten auszuüben, was sie auf Nachfrage auch großteils durch Detailwissen glaubhaft machen. Frau Groß allerdings hält ihre indirekt gewonnenen und vagen Informationen für glaubwürdiger als die persönlichen Aussagen ihrer SchülerInnen und nimmt aufgrund ihrer Annahmen über „festgebackene Rollenvorstellungen“ als Merkmal bildungsferner Schichten bzw. von Familien mit Migrationshintergrund die Kompetenzen der Jungen (wie auch der Mädchen) nicht wahr. Dies verweist auf eine dreifach stereotypisierende Sichtweise (nach Geschlecht, Kultur *und* Bildungsferne/Milieu) auf die SchülerInnen.

In den Interviews mit den Jungen tritt ein den Einschätzungen der LehrerInnen gegenläufiges Muster zutage. Die Gymnasiasten mit mehrheitsdeutschem Hintergrund äußern allesamt, das Kindergartenpraktikum habe ihnen Spaß gemacht, als „richtigen Beruf“ wollen sie aber lieber Anwalt, Architekt oder Arzt werden, vor allem aufgrund der Bezahlung. Dahingegen können sich Jungen aus Gesamt-, Haupt- und Realschulen (mit und ohne Migrationshintergrund) zu einem hohen Anteil vorstellen, später in einem sozialen Beruf zu arbeiten. Kritisch wird von diesen vor allem thematisiert, dass die ErzieherInnenausbildung häufig ein Abitur erfordere, das für nicht alle von ihnen erreichbar sei. Weiter werden Unsicherheiten in Bezug auf die Bezahlung als Erzieher geäußert, die die Rolle des Familienernährers nicht ermöglichen würde.

Auch bei mehreren Jungen mit Migrationshintergrund, die ein einjähriges Praktikum in Kindertagesstätten absolvieren, lässt sich keine Distanz finden. Sie beschreiben ihr Praktikum mit den begleitenden Mentorengruppen als sozial positiv besetzten Raum. National-kulturelle Zugehörigkeitsetkettierungen werden teilweise explizit zurückgewiesen und durch andere Grenzziehungen ersetzt, nämlich die zwischen „sozialen“ und „asozialen“ Menschen, wobei „asozial“ sich hier auf den Mangel an kooperativem Sozialverhalten bezieht.

Es zeigt sich, dass die befragten Professionellen traditionelle Rollenorientierung kulturalisieren und Jugendlichen aus „bildungsfernen“ Elternhäusern und Familien mit Migrationshintergrund zuschreiben. Dies widerspricht den Äußerungen und Sichtweisen der Jungen. Die bereits beschriebene Problematik des Arbeitens mit sozialen Kategorien ‚verdreifacht‘ sich hier in der Überschneidung von Geschlecht, Kultur und sozialer Klasse. Die Lehrerin bezieht die sozialen Kategorien „Migrationshintergrund“ und „bildungsferne Schichten“ in ihre Wahrnehmung der Lebenslagen der SchülerInnen ein. Dem steht jedoch im Wege, dass sie – wie Herr Schmidt – die Kategorien reifiziert und entsprechend vor allem ‚typische‘ Eigenschaften bzw. Defizite in den Blick bekommt, anstatt auf Entstereotypisierung und Handlungserweiterung zu fokussieren.

3.3 Didaktische Perspektive

Auch auf der Ebene der praxeologischen Handhabung der „Didaktik von Jungenarbeit“ (vgl. Pech 2009) stellt sich ein ähnlicher Widerspruch zwischen Fremd- und Selbstrepräsentationen. Immer wieder finden sich in unseren Beobachtungen didaktische Settings, die problematische Bezüge auf traditionelle Männlichkeitsvorstellungen evozieren.

Die bereits in den Interviews mit den Lehrkräften unterstellte Distanz der Jungen gegenüber einer ernsthaften Beschäftigung mit weiblich konnotierten Tätigkeiten und mit dem abstrakten Thema Zukunft schlägt sich in der Praxis von Jungenarbeitern häufig in Strategien nieder, die als „Überlistung“ bezeichnet werden können, indem auf tradierte Männlichkeitsrepräsentationen rekurriert wird. Als Anreize für Jungen scheinen die beobachteten Jungenarbeiter (Hetero-)Sexualisierungen und kompetitiven Spaß anzusehen. So wird beispielsweise im Vorbereitungsworkshop zu einem Schnupperpraktikum der geschlechtersegregierte Arbeitsmarkt mit folgendem Beispiel thematisiert:

Mike stellt die Frage danach, in welchen Studienfächern die wenigsten Männer sind. Morus ergänzt: „Ihr wollt im Studium eine Frau kennenlernen, wo habt ihr die geringste Konkurrenz?“ Es gibt keine erkennbare Reaktion auf das Beispiel. Eher scheint die Langeweile größer zu werden, zumal sich die Jungen beim Raten der Studienplatzwahl recht schwer tun.

In dem Beispiel werden die Fremdrepräsentationen im Sinne traditioneller Männlichkeit in mehrfacher Weise ausgedeutet. So wird erstens ein heterosexueller Bezug unterstellt, zweitens wird davon ausgegangen, dass der Kontakt zu Frauen sexualisiert ist. Drittens wird die Beziehung zwischen Männern in diesem heterosexualisierten Kontext als Konkurrenzverhältnis markiert. Nicht zuletzt wird unterstellt, dass Jungen für ein Interesse an Frauenberufen instrumentelle Motivationen brauchen (nämlich eine Frau zu finden) oder ein intrinsisch vorhandenes Interesse nur zeigen können, wenn die damit einhergehende Bedrohung des Männlichkeitsverlustes durch ein instrumentelles Motiv kompensiert wird.

Die anwesenden Jungen zeigen keine Reaktionen, mit dieser didaktischen Gestaltung ist ihr Interesse offenbar nicht zu gewinnen. Ähnliche Konstellationen finden sich zuhauf in unseren Beobachtungen. Die Jungenarbeiter führen offensiv zweigeschlechtlich kodierte Maßstäbe ein und forcieren traditionell männliche Spaß-Vorstellungen, die allerdings bei den Jungen keine oder irritierte Reaktionen auslösen und sie in ihrem Wunsch nach ernsthaften Auseinandersetzungen mit dem Thema enttäuschen. Meuser

(2001) macht darauf aufmerksam, dass homosoziale Räume der gegenseitigen (habituellen, nicht bewussten) Vergewisserung dienen. In diesem Sinne könnten die praxeologischen Fremdrepräsentationen von Jungen durch Mike und Morus auf die Herstellung männlicher Gemeinschaft zielen. Die Jungen allerdings ‚ziehen nicht mit‘, der (möglicherweise unbewusste) Versuch der beiden, eine männlichkeits-solidarische Ebene zu etablieren, scheitert an den Jungen, die sich nicht so geschlechterstereotyp verhalten, wie ihnen implizit nahe gelegt wird.

4 Fazit

Der Umgang mit den sozialen Kategorien ‚Junge‘ oder ‚Migrationshintergrund‘ ist – entsprechend der aufgeworfenen Frage – in den Beispielen vor allem ein reifizierender und stereotypisierender, die Sichtweisen der Professionellen sind eher von geschlechts-, kultur- und schichtbezogenen Stereotypen geprägt. Diese verstellen den pädagogisch Professionellen den Blick auf die Vielfalt der konkreten Jungen und führen daher zu Angeboten, die eher starre Männlichkeitsvorstellungen stabilisieren, statt sie zu erweitern. Deutlich wird, dass pädagogisch Professionelle die Repräsentationen von Jungen, und doppelt von Jungen mit Migrations- oder „bildungsfernen“ Hintergrund, tendenziell als defizitär und stereotyp wahrnehmen.

Bei den Jungen sieht die Lage vielfältiger aus, ihre Sichtweisen divergieren je nach Kontext: Geht es um das abstrakte Thema Zukunft, rekurrieren sie häufig auf traditionelle Konzepte wie den männlichen Alleinernährer. Im Gegenwartsbezug interessiert sich jedoch die Mehrheit der Jungen dafür, Tätigkeiten auszuprobieren, die nicht ins traditionell männliche Repertoire fallen. Auf der Ebene der praxeologischen Handhabung finden sich zahlreiche Hinweise auf entstereotypisierende Handhabungen. Einen Kultur- oder Schichteffekt konnten wir nur in dem Sinne beobachten, dass das Interesse am ErzieherInnen- und Altenpflegeberuf bei Jungen höher ausgeprägt war, die keine Gymnasien besuchen.

Eine Pädagogik, die aufgrund stereotypisierender Grundannahmen vorgibt, die Interessen und Motivationen ihrer Adressaten schon zu kennen (und diese dann entweder ‚schonend‘ bestätigt oder ‚überlistend‘ ernsthaftes Interesse verkennt) ist bestenfalls wirkungslos. Von einer subjektorientierten Jungenpädagogik wäre hingegen zu fordern, die Jungen (und nicht die Sichtweisen der pädagogischen Professionellen) in den Mittelpunkt zu stellen. Weiter ergeben sich Hinweise, dass die Freiwilligkeit von Jungenpädagogik und Praktika den Peergroup-Druck verstärken kann und dies teilweise zu Nichtteilnahme führt, obwohl Interesse vermutet werden kann. Die in der Freiwilligkeit angelegte ‚Schonhaltung‘ verhindert eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Fragen der Berufs- und Lebensplanung. Gerade die wird von Jungen jedoch eingefordert. Im Gegensatz dazu stehen sie dem Parcours-Angebot ohne Praxiserfahrung weniger interessiert gegenüber, einen Bezug zu Geschlechterthemen können sie hier nicht herstellen.

Jungenpädagogik und pädagogisch Professionelle, so wäre zu fordern, sollten erstens ihre eigenen Fremdrepräsentationen in Bezug auf stereotype Bilder von Jungen reflektieren, um eine stärkere Subjektorientierung zu realisieren. Dies bezieht sich sowohl auf die Einstellungsebene als auch auf die praxeologische Handhabung der Didaktik

von Jungenpädagogik. Neben Geschlecht und Männlichkeit sind im Sinne einer intersektionalen Perspektive weitere soziale Kategorien in die Reflexion einzubeziehen. Die Arbeit mit sozialen Kategorien ist allerdings nur dann sinnvoll, wenn sie dazu beiträgt, neue Handlungsspielräume zu erschließen. Dies würde erfordern, soziale Kategorien nicht als Wesensmerkmale zu behandeln, sondern als dynamische Kategorien. Damit würden Jungen aufgrund ihres Junge-Seins nicht stereotype Interessen unterstellt, sondern es wäre zu thematisieren, welche Anforderungen, welcher Druck, welche Verluste und Gewinne mit Männlichkeitsbildern, ebenso wie mit unterschiedlichen sozialen und kulturellen Verortungen und Positionen in rassistischen Verhältnissen einhergehen.

Literaturverzeichnis

- Budde, Jürgen. (2006). Dramatisieren - Differenzieren - Entdramatisieren. *Der Deutschunterricht*, 68 (1), 71–83
- Budde, Jürgen. (2008). *Bildungs(miss)erfolge von Jungen und Berufswahlverhalten bei Jungen/männlichen Jugendlichen*. Bonn, Berlin. Zugriff am 6. Juli 2011 unter www.bmbf.de/pub/Bildungsmisserfolg.pdf
- Budde, Jürgen; Scholand, Barbara & Faulstich-Wieland, Hannelore. (2008). *Geschlechtergerechtigkeit in der Schule. Eine Studie zu Chancen, Blockaden und Perspektiven einer gendersensiblen Schulkultur*. Weinheim: Juventa
- Cremers, Michael & Budde, Jürgen. (2009). Geschlechterreflektierende pädagogische Förderstrategien zur Berufs- und Lebensplanung von Jungen. *Deutsche Jugend*, 57 (3), 107–116
- Jantz, Olaf; Grote, Christoph. (Hrsg.). (2003). *Perspektiven der Jungenarbeit. Konzepte und Impulse aus der Praxis*. Opladen: Leske + Budrich
- Krabell, Jens & Schädler, Sebastian. (2001). Dekonstruktivistische Theorie und Jungenarbeit. In Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), *Alles Gender? Oder Was? Theoretische Dokumentation einer Fachtagung der Heinrich-Böll-Stiftung und des „Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse“ am 9./10. März 2001 in Berlin* (S. 35–46). Berlin: trigger
- Kreienbaum, Maria-Anna. (2009). Die aktuelle ‚Jungen-Debatte‘ - bildungspolitisch gewendet. In Jürgen Budde & Ingelore Mammes (Hrsg.), *Jungenforschung empirisch. Zwischen Schule, männlichem Habitus und Peerkultur* (S. 25–34). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Meuser, Michael. (2001). *Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit*. Vortrag auf der 1. Tagung AIM Gender. Zugriff am 6. Juli 2011 unter www.ruendal.de/aim/pdfs/Meuser.pdf
- Pech, Detlef. (Red.). (2009). Eine Didaktik der Jungenarbeit? In Detlef Pech (Hrsg.), *Jungen und Jungenarbeit* (S. 243–262). Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet. (1996). *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Forschung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union
- Stuve, Olaf. (2001). „Queer Theory“ und Jungenarbeit. Versuch einer paradoxen Verbindung. In Bettina Fritzsche et al. (Hrsg.), *Dekonstruktive Pädagogik* (S. 281–294). Opladen: Leske + Budrich

Zu den Personen

Jürgen Budde, Dr. Phil, Vertretungsprofessor für Schulpädagogik und allgemeine Didaktik an der Universität Hildesheim. Arbeitsschwerpunkte: Heterogenität in Schule und Unterricht, Gender und Bildung, Ethnographische Forschung

Kontakt: Universität Hildesheim, Marienburger Platz 22, 31141 Hildesheim

E-Mail: juergen.budde@zsb.uni-halle.de

Katharina Debus, Dipl.-Pol., wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Dissens e.V. Arbeitsschwerpunkte: Forschung und Fortbildung in den Bereichen Jungenpädagogik, Bildungsgerechtigkeit, Geschlechterverhältnisse

Kontakt: Dissens e.V., Allee der Kosmonauten 67, 12681 Berlin

E-Mail: katharina.debus@dissens.de

Stefanie Krüger, Zentrum für Schul- und Bildungsforschung an der Universität Halle. Arbeitsschwerpunkte: Gender- und Queer-Studies, Intersektionalität, Diskursanalyse

Kontakt: Universität Halle, ZSB, Franckeplatz 1, Haus 31, 06099 Halle

E-Mail: stefanie.krueger@zsb.uni-halle.de

Politische Repräsentanz von Frauen in der Kommunalpolitik

Zusammenfassung

In der politikwissenschaftlichen Analyse stehen vor allem die Bundesländer und der Bund im Fokus der Aufmerksamkeit, wenn es um die Repräsentanz von Frauen in der Politik geht. Der kommunalen Ebene wird dagegen eher marginale Bedeutung seitens der Wissenschaft zugemessen. Allerdings ist die kommunale Ebene nicht nur jene, auf der die größte politische Praxisnähe herrscht, sondern hier rekrutieren Politik und Parteien auch ihren Nachwuchs für politische Führungspositionen. Insofern erhält die lokale Ebene eine zentrale Funktion, wenn es um mehr Frauen in der Politik und um Geschlechtergerechtigkeit geht. Zum einen zeigt die hier vorgestellte Studie, wie stark Frauen in deutschen Großstadtparlamenten unterrepräsentiert sind, zum anderen sucht sie nach den Ursachen und arbeitet Maßnahmen zum Abbau der Unterrepräsentanz heraus. Dabei stehen weniger die Frauen im Fokus der Analyse als vielmehr die Parteien und die institutionellen Rahmenbedingungen.

Schlüsselwörter

Politische Partizipation, Politische Repräsentanz von Frauen, Kommunalverwaltung, Quoten in politischen Parteien, Politische Rekrutierung, Wahlrecht

Summary

Women's Political Representation in Local Politics

When it comes to women's political representation, it is the state and the national level that are the focal point for political science analysis, while the local level plays a rather marginal role. However, this is the level where politics is closest to the people and where politics and political parties recruit talents for political leadership positions. Thus the local level plays a central role in increasing the number of women in politics and in supporting gender equity. The present study shows the large extent to which women are underrepresented in German city parliaments, analyses the underlying causes and points out ways to improve female representation on the local level. The focus of the analysis is political parties and institutional conditions rather than the women themselves.

Keywords

Political Participation, Women's Political Representation, Local Government, Quotas in Political Parties, Political Recruitment, Electoral Law

1 Ausgangslage

Folgt man den gängigen Erklärungsfaktoren für politische Unterrepräsentanz von Frauen in den Parlamenten, dann wird diese vor allem mit der Situation der Frauen selbst, ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation und der Arbeitsteilung begründet (etwa Kinzig 2007). Hoecker (1998) spricht vom „magischen Dreieck“, wonach unterschiedliche sozioökonomische, institutionelle und kulturelle Faktoren die Unterrepräsentanz von Frauen in deutschen Parlamenten begründen. Der Abbau der Unterrepräsentanz wird in diesem Erklärungsmodell zum langfristigen Projekt, das zunächst auf gesellschaftliche Lern- und Wandlungsprozesse setzt, die mehr gleichberechtigte Teilhabe zunächst in jede Familie bzw. in jeden Haushalt bringen.

Für die Analyse der parlamentarischen Frauenrepräsentanz eignen sich neoinstitutionalistische Erklärungsansätze der international vergleichenden Nominierungsforschung (Norris 2004: 258), die bisher nur auf bundesdeutsche Parlamente angewendet wurden (Kaiser/Hennl 2008). So lassen sich aus der Perspektive des Rational-Choice-Institutionalismus durchaus institutionelle Konfigurationen für die politische Praxis herausarbeiten, die für die gestalterische Entwicklung hin zu einer paritätischen Repräsentanz von Frauen in vergleichsweise kurzer Zeit geeignet sind.

Mit dieser Perspektive für die wissenschaftliche Analyse lenken wir den Blick auf ein anderes Erklärungsmodell, wonach die Parteien als „gate keeper“ zentrale Akteure für die Frauenrepräsentanz in den Parlamenten sind. Ihr Nominierungsverhalten wird maßgeblich durch die Quoten- und Wahlrechtssysteme geprägt, wie es auch in international vergleichenden Studien immer wieder empirisch belegt wurde (Tripp 2008; Dahlerup/Freidenvall 2005).

Unsere *Ausgangshypothese* ist, dass die Parteien die zentralen Weichensteller für politische Karrieren sind. Diese am Rational-Choice-Institutionalismus orientierte Hypothese wird in den qualitativen Analysen ergänzt durch eine mikropolitische Perspektive, die stärker die Interessen, Konflikte und Machtkonstellationen innerhalb von Organisationen einfängt und damit Parteien nicht als einheitliche Akteure konzipiert. Denn durchaus erklärungsbedürftig ist die Frage, wie es der Partei Bündnis 90/Die Grünen bundesweit bei „nur“ ca. 16 000 weiblichen Mitgliedern möglich ist, ihre Mandate und Ämter weitgehend paritätisch zu besetzen, während es weder der SPD (mit ca. 170 000 weiblichen Parteimitgliedern) noch der CDU (mit ca. 140 000 weiblichen Parteimitgliedern) gelingt. Im Rahmen einer der bislang umfangreichsten Studien zur „Unterrepräsentanz von Frauen in der Kommunalpolitik“ (vgl. Holtkamp/Schnittke 2010; Holtkamp/Wiechmann/Pfetzing 2010; Holtkamp/Wiechmann/Schnittke 2009: 7ff.)¹ ging es vorrangig um Antworten auf die folgenden Fragen:

- Wie stark sind Frauen in deutschen – insbesondere kommunalen – Parlamenten unterrepräsentiert?
- Welche Ursachen sind für diese Unterrepräsentanz festzustellen?
- Welche Maßnahmen sind bei Fokussierung auf die wichtigsten Ursachen dazu geeignet, die Unterrepräsentanz von Frauen zügig abzubauen?

In der Studie richten wir den Blick primär auf die Quotenparteien SPD (40 %), Bündnis 90/Die Grünen (50 %) und Die Linke (50 %) sowie die CDU mit ihrem empfohlenen Quorum von 33,3 % und konzentrieren uns auf die Großstädte.

Die Studie war multimethodisch angelegt.

- Quantitative Methoden (Statistische Ämter, Web-Seiten der Großstädte, Umfragen in den Städten selbst);
- Qualitative Methoden (ExpertInnenbefragungen in ausgewählten Großstädten in zwei Bundesländern mit:
 - Ratsfrauen und
 - Parteivorsitzenden;

1 Die Studien wurden unter anderem von der Heinrich-Böll-Stiftung unterstützt.

- Vergleich: internationale und nationale Forschungsergebnisse zur Unterrepräsentanz von Frauen in der lokalen Politik.

Diese Kombination von quantitativen und qualitativen Methoden sollte einerseits einen repräsentativen Überblick über die Unterrepräsentanz von Frauen in deutschen Kommunalparlamenten geben und gleichzeitig dazu beitragen, bundesländervergleichende Hypothesen testen zu können. Andererseits sollte durch Fallstudien die nötige Mikrofundierung der Hypothesen und ein stärkerer Einblick in die Nominierungsprozesse und Machtstruktur der Parteien gewährleistet werden.

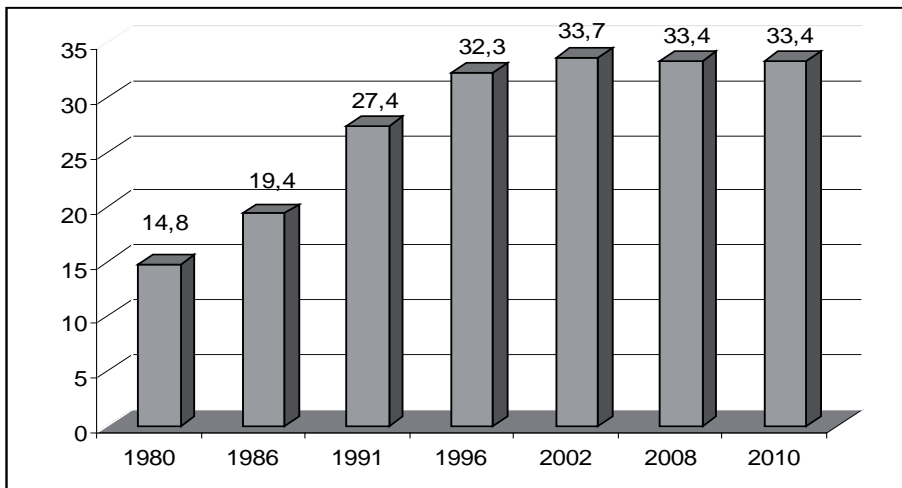
2 Frauenrepräsentanz in Großstadtparlamenten

Unserer These zufolge ist es vor allem für Großstädte unwahrscheinlich, dass sich hier Frauen nicht in ausreichendem Maße für die kommunalen Räte finden lassen. Hier zumindest könnte man am ehesten annehmen, dass sich rein statistisch betrachtet und bei entsprechender Ansprache seitens der Parteien genügend Frauen (unter mehreren 10 000 Einwohnerinnen) interessieren und motivieren lassen.

2.1 Frauenrepräsentanz im Zeitreihenvergleich

Ein Zeitreihenvergleich zwischen den Jahren 1980 und 2010 zur Entwicklung der Frauenrepräsentanz in deutschen Großstädten zeigt zunächst einen kontinuierlichen Anstieg bis ca. Mitte der 1990er Jahre. Im dann folgenden Jahrzehnt bis heute allerdings stagniert die Frauenrepräsentanz bei ca. einem Drittel.

Abbildung 1: Entwicklung der Frauenrepräsentanz in westdeutschen Großstadtparlamenten in %



Schauen wir auf den sprunghaften Anstieg der Frauen in den Räten ab den 1980er Jahren im Zeitreihenvergleich, dann sind folgende Ereignisse zu berücksichtigen:

- 1983: Die Grünen ziehen mit ihrer 50%-Quote in den Bundestag ein.
- 1988: Die SPD bereitet den Weg für die 40%-Quote.
- 1990: Die PDS (LINKE ab 2005) beschließt ihre 50%-Quote.
- 1996: Die CDU empfiehlt das Quorum (33 %).
- 2010: Die CSU arbeitet an der 40%-Quote.

Offensichtlich haben die Grünen die Parteien unter Anpassungsdruck gesetzt und waren im Parteienwettbewerb um vorwiegend weibliche Wählerstimmen Auslöser und Ansporn für eine Quotendebatte, dem sich selbst die CDU nicht gänzlich entziehen konnte und jüngst der CSU Debattenstoff lieferte.

Wenn im internationalen Vergleich eine angemessene Frauenrepräsentanz als Indikator für Modernität gilt, dann leidet die deutsche Parteienlandschaft offensichtlich unter einem Modernisierungsrückstand. Das zeigt sich besonders anschaulich im 1. und 2. Genderranking deutscher Großstädte, die wir ebenfalls im Rahmen der Studie erstellten.

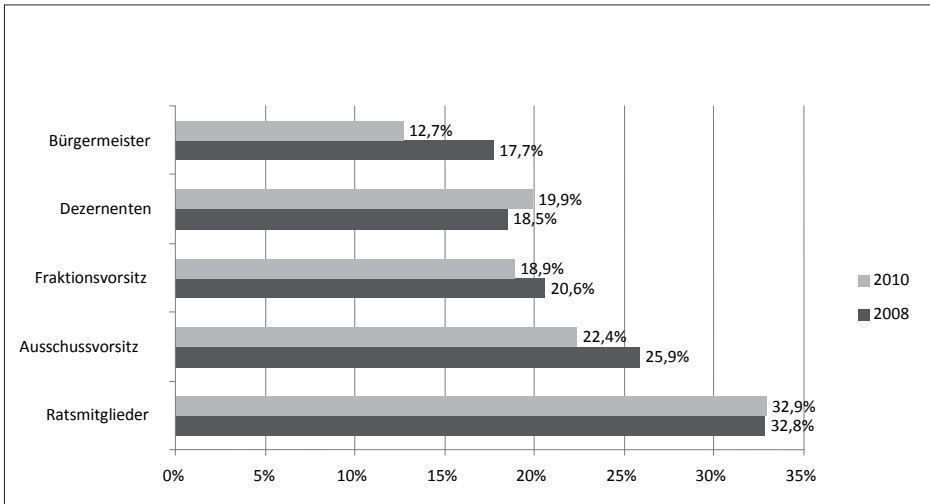
2.2 Genderranking deutscher Großstädte

Bestandteil der Studie war unter anderem das erste Genderranking deutscher Großstädte auf der Datengrundlage von 2008. Dabei gingen folgende politische Positionen als Indikator für den Genderindex ein: Ratsmandate, Ausschussvorsitze, Fraktionsvorsitze, DezernentInnen und Bürgermeisterposition. Erstes Ergebnis unseres Genderrankings war, dass Frauen durchschnittlich gemessen an ihrem Bevölkerungsanteil in allen Positionen unterrepräsentiert sind. Je wichtiger diese Ämter in der Kommunalpolitik werden, desto stärker ist diese Unterrepräsentanz ausgeprägt. Der Frauenanteil unter allen Ratsmitgliedern in deutschen Großstädten lag bei 32,8 %. Bei den Ausschussvorsitzenden war nur noch ein Frauenanteil von 25,9 %, bei den Fraktionsvorsitzenden von 20,6 %, bei den DezernentInnenpositionen von 18,5 % und bei den Bürgermeisterpositionen von 17,7 % zu verzeichnen.

Nach dem Superwahljahr 2009, in dem nahezu in allen deutschen Großstädten die Karten neu gemischt wurden, interessiert die Frage, ob sich im Vergleich zum ersten Genderranking 2008 der Frauenanteil in der Kommunalpolitik verändert hat.

Erstes Ergebnis war, dass Frauen durchschnittlich gemessen an ihrem Bevölkerungsanteil auch weiterhin in allen Positionen unterrepräsentiert sind. Darüber hinaus belegen die aktuellen Zahlen, dass der Frauenanteil in politischen Spitzenpositionen seit 2008 zum Teil deutlich gesunken ist. Stagniert der Frauenanteil unter allen *Ratsmitgliedern* in deutschen Großstädten bei ca. 33 %, so sinkt ihr Anteil auf dem *Oberbürgermeisterposten* um 5 % auf nur noch 12,7 %.

Abbildung 2: Frauen in politischen Führungspositionen im Vergleich



Der Frauenanteil sinkt ebenfalls bei den *Ausschussvorsitzenden* (von 25,9 % in 2008) auf 22,4 % und bei den *Fraktionsvorsitzenden* von 20,6 % auf 18,9 %. Einzig auf der *DezernentInnenebene* zeigt sich ein positiver Saldo – hier stieg der Frauenanteil von 18,5 % auf 19,9 % in 2010.

Ein kurzer Blick in die Parteien zeigt zusammenfassend Folgendes:

- Die SPD hat in nur zwei Jahren beträchtliche Einschnitte ihres Frauenanteils auf allen Positionen zu verzeichnen. Dieser gegenläufige Trend einer „Entfeminisierung“ ist im Parteienvergleich nur bei der SPD zu verzeichnen. Ihre hohen Verluste können die Zuwächse bei den Parteien „Die Grünen“ und „Die Linke“ nicht ausgleichen.
- Die CDU hält ihr konstant niedriges Niveau – hier hat offenbar auch die erste deutsche Kanzlerin kein Umdenken bewirkt. Besonders gravierend wirkt sich die niedrige Frauenrepräsentanz der CDU auf kommunaler Ebene aus, weil sie hier die größte Partei ist, damit die meisten Mandate stellt und mithin die Frauenquote insgesamt „drückt“.
- Die FDP bleibt eine „Männerpartei“. Sie hat nicht nur den geringsten Anteil weiblicher Mitglieder unter den etablierten Parteien, sondern auch in den Räten weist sie die geringste Frauenrepräsentanz auf. Hier zeigt sich der propagierte „Elitewettbewerb“ als extreme geschlechtsspezifische Schiefelage.

3 Die Quote

Der Umgang der Parteien mit ihrer selbst gesetzten Quotennorm ist selbst in den Großstadtparlamenten offenbar fragil, obwohl es gerade hier zumindest rein statistisch nicht an der mangelnden Zahl von Frauen liegen dürfte.

Aufschlussreich ist allerdings das Verständnis der Parteien im Umgang mit der selbst gesetzten Norm (Quote/Quorum). Im qualitativen Teil der Studie wurden unter anderem die Parteivorsitzenden hiernach gefragt. Im Folgenden kann man für die Parteispitzen verkürzt folgendes Selbstverständnis feststellen:

- Grüne: hier herrscht die größte Akzeptanz, trotz „Quotenausreißer“ (Kommunalparlamente mit grüner Männerdominanz).
- Die Linke: „Die Quote ist nur eine statistische Größe“.
- SPD: Rechtfertigungsdruck im Parteienwettbewerb.
- CDU: „Die Quote ist kein Medium“.

Typische Begründungsmuster seitens der Parteien erinnern an übliche Stereotype:

- Man kann nicht genügend Frauen motivieren.
- Frauen sind noch in alten Rollenmustern verhaftet.
- Frauen haben weniger disponible Zeiten (Vereinbarkeitsproblem).
- Eher selbstkritisch: Ortsvereine.

Kurzum: Von den deutlich überrepräsentierten männlichen Parteichefs wurden die Begründungen vor allem bei den Frauen selbst gesucht.

Aber auch Frauen selbst haben ihre Probleme mit der Quote und geben nicht selten ihre Begründungen:

- Frauen wollen keine „Quotenfrauen“ sein: Sie fühlen sich in ihren Kompetenzen und Qualifikationen entwertet. Diese Einschätzung findet sich vor allem bei CDU-Frauen sowie bei jungen, gut qualifizierten Frauen.
- Frauen verteidigen die Quote: Ohne Quote würden die Parteien noch weniger Frauen rekrutieren, nominieren und positionieren. Diese Einschätzung findet sich vor allem bei SPD-, Grüne- und Linke-Frauen, die bereits ihre Erfahrungen im politischen Machtkampf um Positionen und Mandate gemacht haben.

4 Das Wahlrecht

Das Wahlrecht gilt in der internationalen Reformdiskussion (neben den Quoten) als zentraler Hebel zur Erhöhung der Frauenrepräsentanz. Je nach Wahlrecht unterscheiden sich auch die Nominierungsprozesse der Parteien.

Der Einfluss von Kumulieren und Panaschieren als Verhältniswahlrecht mit freien Listen wie etwa in Baden-Württemberg auf die Frauenrepräsentanz in den Kommunalparlamenten wurde in der Literatur vorwiegend mit Bezug auf das potenzielle WählerInnenverhalten diskutiert. In der Genderforschung wurde bisher überwiegend davon ausgegangen, dass personenbezogene Elemente für die Frauenrepräsentanz eher problematisch sind, weil entsprechend den Annahmen des „magischen Dreiecks“ von Beate Hoecker (1998) in Deutschland eher eine „patriarchale“ politische Kultur dominiere, mit der Folge, dass die Wählerschaft Frauen bei Personenwahlen tendenziell benachteilige (Hoecker 2008; Blättel-Mink et al. 1998: 782).

Entgegen dieser Annahme zeigt unsere Untersuchung der Frauenanteile in den westdeutschen Großstadtparlamenten, dass der Frauenanteil in NRW kontinuierlich niedriger liegt als etwa in Baden-Württemberg, Bayern oder Niedersachsen, die der WählerInnenschaft traditionell die Möglichkeit zum Kumulieren und Panaschieren bieten. In den 30 nordrhein-westfälischen Großstädten lag der Anteil der weiblichen Ratsmitglieder 1996 bei 29,6 %, 2002 bei 30,5 %, 2008 bei 30,5 % und nach der Kommunalwahl 2009 bei 30,8 %. In den baden-württembergischen, niedersächsischen und bayerischen Großstädten wurde demgegenüber schon 1996 ein Frauenanteil von fast 35 % erzielt, der danach konstant überschritten wurde. Die statistische Analyse der Frauenanteile in Großstadtparlamenten ergab dementsprechend einen signifikanten Zusammenhang mit dem Wahlrecht zugunsten freier Listen, wobei die Wählerschaft weder negativ noch positiv diskriminiert.

4.1 Parteien und Nominierungsprozesse

Um die Unterschiede von Wahlrechtssystemen und ihre Auswirkungen auf die Frauenrepräsentanz zu demonstrieren, eignen sich der Systemvergleich des kommunalen Wahlrechts von NRW und Baden-Württemberg und seine Auswirkungen auf die Nominierungsprozesse in den Parteien. In NRW gilt das personalisierte Verhältniswahlrecht mit festen Listen im Unterschied zu den meisten anderen Bundesländern mit der Möglichkeit zum Kumulieren und Panaschieren als stärker personenorientiertes Verhältniswahlrecht mit freien Listen wie in Baden-Württemberg. Hiernach wird der Wählerschaft ein größeres Mitspracherecht bei den Kommunalwahlen eingeräumt als in NRW. In NRW wird die Hälfte der Ratsmandate über Direktmandate vergeben, die im Wesentlichen auf die SPD und die CDU entfallen. Die restlichen Mandate werden über die zu wählenden geschlossenen Parteilisten bestimmt, womit die Wählerschaft keinen Einfluss auf einzelne Kandidaturen hat – im Gegensatz zum Kumulieren und Panaschieren auf gesamtstädtischer Ebene.

Bei dem personalisierten Verhältniswahlrecht in NRW werden die KandidatInnen in kleinen Wahlkreisen bzw. Ortsvereinen in ebenso kleinen politischen Elitekreisen aufgestellt. Und das hat unserer These folgend Einfluss auf die Unterrepräsentanz von Frauen in den kommunalen Räten. Einerseits können die Quoten nur eingeschränkt oder gar nicht umgesetzt werden, weil vergleichsweise nur sehr wenige Kandidaturen in den Ortsvereinen zu vergeben sind, während auf der gesamtstädtischen Ebene kaum noch zusätzliche Kandidatinnen nominiert werden (können). Auf den aussichtsreichen Plätzen der Reserveliste finden sich dann zunächst in der Regel die Direktkandidaturen, die oft in Personalunion die jeweiligen Ortsvereinsvorsitzenden sind. Andererseits gelten insbesondere die Ortsvereine als traditionelle Männerdomänen.

4.2 Rolle der Ortsvereine

Als Keimzellen der lokalen Politik genießen die Ortsvereine verbreitet einen Ruf als „closed shop“. Dafür sprechen keineswegs nur die von uns befragten Ratsfrauen, wenn sie ihre ersten Kontakte bzw. Begegnungen mit der Ortspartei schildern, sondern auch Parteivorsitzende bestätigen einen traditionellen Parteistil in den Ortsvereinen, der gerade auf dieser Ebene oftmals alte Parteitugenden und neue Strukturnotwendigkeiten noch zu wenig miteinander vereinen kann. Diese zeichnen sich häufig durch ihre homogene

und zugleich überalterte Struktur aus und zelebrieren dabei gerade aus Sicht jüngerer Frauen „ganz altmodische Rituale“.

Das passt zu der Einschätzung der meisten unserer Befragten, dass nämlich eine aktive Rekrutierungspolitik für mehr Frauen in den Räten nur sehr wenige Lokalparteien aus eigenem Antrieb betreiben. Eher verweisen die befragten Parteivorsitzenden auf weitere Unterstützungsakteure wie die politischen Stiftungen, die kommunalen Gleichstellungsbeauftragten oder neue Programme (z. B. Mentoring).

Wahlrechtsbedingt haben die Parteichefs in NRW-Großstädten auf die Nominierungsprozesse in den Ortsvereinen lediglich begrenzten Einfluss, da sie „nur“ für die Reservelisten und ihre KandidatInnenreihung zuständig sind, die Direktkandidaturen jedoch Sache der Ortsvereine ist. Somit ist die Parteispitze – selbst wenn sie wollte – nicht die „Quotenaufsicht“.

5 Wege aus der Unterrepräsentanz von Frauen in den Kommunalparlamenten

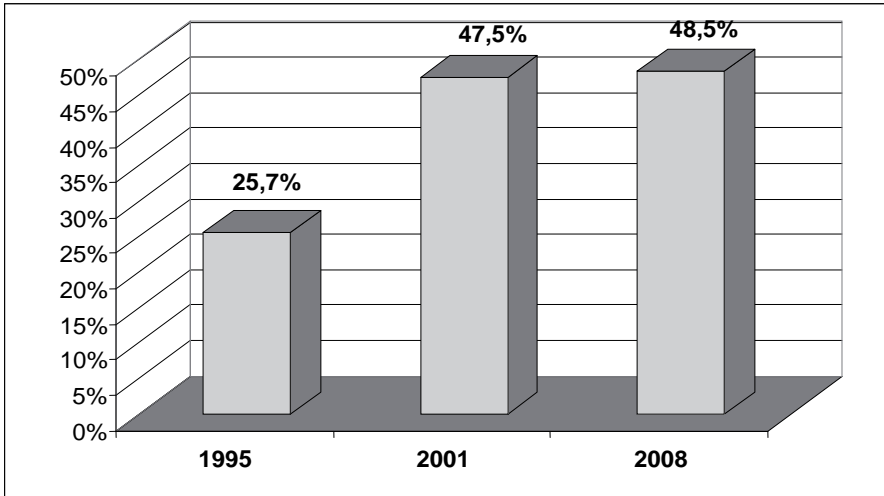
Die Quotenparteien stellen deutlich mehr Kandidatinnen als Parteien ohne Quote und auch als die CDU mit einer Quorumsempfehlung. Gleichwohl sind Quoten weder Selbstläufer noch Garantie für eine angemessene politische Frauenrepräsentanz. Denn für die kommunale Ebene ist die „Gewinnwarnung“ aus der international verglichenen Forschung mitzunehmen, dass Quoten nicht direkt wirken, sondern nur bei entsprechender innerparteilicher Akzeptanz, bei zu erwartenden Sanktionen oder höheren informellen Gleichstellungsnormen auch tatsächlich durchgesetzt werden.

Das *Wahlrecht* ist im Allgemeinen politisch eher kurzfristig gestaltbar als die politische Kultur eines Landes und macht einen erheblichen Unterschied bei der Repräsentation von Frauen im Parlament. Hier scheint das offenbar transparentere Wahlgesetz mit mehr Wahlentscheidungsmöglichkeiten für die Wählerschaft bei offenen Listen durch Kumulieren und Panaschieren für Frauen günstiger auszufallen als das deutlich intransparentere Wahlgesetz Nordrhein-Westfalens mit dem personalisierten Verhältniswahlrecht, den Direktkandidaturen und den Nominierungsprozessen vorrangig in kleinen Ortsvereinen. Letzteres Wahlrecht begünstigt die lokalen männlichen Parteieliten, auf die auch die Parteivorsitzenden nur begrenzten Einfluss haben.

Neben der Quote und dem Wahlrecht gibt es allerdings eine durchaus schnelle und konsequente Lösung, um die Frauenrepräsentanz in der Politik wirksam zu steigern: das *Paritätsgesetz* nach französischem Vorbild. Hiernach müssen in Frankreich die Parteien zu den Kommunalwahlen 50 % Frauen auf ihren Wahllisten aufstellen, wobei sich die Quotierung auch auf die oberen Listenplätze beziehen muss. Können oder wollen die Parteien die Kandidatinnenquote nicht erfüllen, werden sie nicht zur Wahl zugelassen. Damit ist der Anreiz für die Parteien, Kandidatinnen aufzustellen, ungleich höher als in Deutschland.

Waren vor dem französischen Paritätsgesetz in den Kommunen mit mehr als 3 500 EinwohnerInnen in 1995 nur 25,7 % der Kommunalparlamentarier weiblich, verdoppelte sich 2001 der Frauenanteil nahezu und blieb auch 2008 mit 48,5 % auf konstant hohem Niveau.

Abbildung 3: Frauenanteil in französischen Kommunalparlamenten



In einer ersten Studie gaben 78 % der befragten Parteien an, „that it was ‚easy‘ to apply the parity law in selecting candidates for their lists” (Bird 2002: 11). Die Parteien brauchen also einen überzeugenden Anreiz.

Es gibt also Modernisierungsvorbilder über die immer wieder herausgestellten nordeuropäischen Länder mit ihrer bereits fortschrittlicheren Gleichstellungspolitik hinaus, die auch für Deutschland richtungsweisend sein können.

Literaturverzeichnis

- Bird, Karen. (2002). “Who are the Women? Effects of Gender Parity in French Municipal Elections”, Ms., teilveröffentlicht in Karen Bird (2003), “Who are the Women? Effects of Gender Parity in French Municipal Elections”. *French Politics*, 1, 5–38
- Blättel-Mink, Birgit; Mischau, Anina & Kramer, Caroline. (1998). Politische Partizipation von Frauen – Nullsummenspiele im Modernisierungsprozeß? Ergebnisse einer empirischen Studie in Baden-Württemberg. *PVS*, 4, 775–796
- Dahlerup, Drude & Freidenvall, Lenita. (2005). Quotas as a ‚Fast Track‘ to Equal Representation for Women. *International Feminist Journal of Politics*, 1, 26–48
- Hoecker, Beate. (1998): *Handbuch Politische Partizipation von Frauen in Europa*. Opladen: Leske + Buderich
- Hoecker, Beate. (2008). 50 Jahre Frauen in der Politik: späte Erfolge, aber nicht am Ziel. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 24, 10–18
- Holtkamp, Lars & Schnittke, Sonja. (2008). Erklärungsmodelle für die Unterrepräsentation von Frauen. *Femina Politica*, 2, 53–64
- Holtkamp, Lars & Schnittke, Sonja. (2010). *Die Hälfte der Macht im Visier*. Bielefeld: Alternative Kommunalpolitik (AKP)
- Holtkamp, Lars; Wiechmann, Elke & Pftzing, Jan. (2010). *Zweites Genderranking deutscher Großstädte*. Fernuniversität Hagen: www.fernuni-hagen.de/imperia/md/content/politikwissenschaft/ig-iv/zweites_genderranking_deutscher_grossstaedte.pdf

- Holtkamp, Lars; Wiechmann, Elke & Schnittke, Sonja. (2009). *Unterrepräsentanz von Frauen in der Kommunalpolitik. Parteien machen den „feinen“ Unterschied*. Praxisbericht des von der Heinrich-Böll-Stiftung geförderten Forschungsprojektes „Unterrepräsentanz von Frauen in der Kommunalpolitik“. Berlin, Hagen: www.fernuni-hagen.de/polis/download/1g4/projekte/praxisbericht_8-2009_1_.pdf
- Kaiser, Andre & Hennl, Annika. (2008). Wahlsysteme und Frauenrepräsentation. Ein Vergleich der deutschen Landesparlamente. *Zeitschrift für Politikwissenschaft*, 2, 167–184
- Kinzig, Silke. (2007). *Auf dem Weg zur Macht? Zur Unterrepräsentation von Frauen im deutschen und U.S.-amerikanischen Regierungssystem*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Norris, Pippa. (2004). *Electoral Engineering – Voting Rules and Political Behavior*. Cambridge: Cambridge University Press
- Tripp, Aili. (2008). Female Representation: The Global Impact of Quotas. *Comparative Political Studies*, 3, 338–361
- Wiechmann, Elke & Holtkamp, Lars. (2010). Politische Unterrepräsentanz von Frauen in der Kommunalpolitik. *Gleichstellungspolitik in der Praxis*, 1, 9–14

Zu den Personen

Elke Wiechmann, Dr. phil., wissenschaftliche Angestellte im Lehrgebiet „Politik und Verwaltung“ am Institut für Politikwissenschaft der FernUniversität Hagen. Arbeitsschwerpunkte: Gleichstellungspolitik, Lokale Politikforschung und Verwaltungsmodernisierung
E-Mail: Elke.Wiechmann@FernUni-Hagen.de

Lars Holtkamp, Prof. Dr., Leiter des Lehrgebiets „Politik und Verwaltung“ am Institut für Politikwissenschaft der FernUniversität Hagen. Arbeitsschwerpunkte: Parteienforschung, Lokale Politikforschung, Politikfeldanalyse und Verwaltungswissenschaft
E-Mail: Lars.Holtkamp@FernUni-Hagen.de

Geschlechtergerechte Chancen auf staatlichen Ausgleich? Eine Aktenanalyse von Anträgen auf Opferentschädigung

Zusammenfassung

Wer gesundheitliche Folgen von Gewalt nachweisen kann, hat in Deutschland Anspruch auf die Übernahme von Heilbehandlung sowie Rentenleistungen durch den Staat. Opferentschädigung kommt allerdings nur Wenigen zugute.

In einer Analyse aller im Jahr 2008 abgeschlossenen Akten (n=209) zum Opferentschädigungsgesetz (OEG) aus der Versorgungsregion Fulda und ergänzenden Experteninterviews wurde untersucht, ob die gesetzlichen Grundlagen und die Verfahrenspraxis zu einer strukturellen Chancengleichheit beider Geschlechter auf Entschädigung führen.

Unter den in der Polizeistatistik erfassten Gewalttaten sind Männer eher von Gewalt im öffentlichen Raum, Frauen eher von familiärer beziehungsweise Partnergewalt betroffen. Opfer familiärer und Partnergewalt waren unter den Anträgen nach dem OEG unterrepräsentiert. Rechtliche Regelungen und die Verfahrenspraxis verringern Erfolgchancen eines Antrags bei familiärer beziehungsweise Partnergewalt. Dies spricht für eine strukturelle Benachteiligung von Frauen.

Schlüsselwörter

Interpersonelle Gewalt, Gewaltfolgen, Staatliche Entschädigung, Strukturelle Benachteiligung, Opferentschädigungsgesetz

Summary

Equal chances for men and women to receive state compensation? An analysis of claims filed for victim's compensation

Victims of interpersonal violence who have been confirmed to suffer health problems as a result of the crime are entitled to medical treatment, rehabilitation and monthly pensions paid by the state. Only a small number of victims of violence benefit from this compensation scheme, however.

This paper analyses all claims for compensation (n=209) to the social welfare office in Fulda/Hessen that were closed in 2008 as well as expert interviews and examines whether the law and its practice ensure equal chances for all genders to receive compensation under the German Crime Victim Compensation Act (OEG).

The police statistics show that men tend to become victims of violence in public spaces while women are more likely to experience domestic violence. In this sample, victims of family and intimate partner violence were underrepresented in the claims for victim compensation. Legal regulations and procedures reduce the chances of compensation for domestic violence. This could be an indicator of structural discrimination against woman.

Keywords

Interpersonal Violence, Consequences of Violence, Structural Discrimination, State Compensation, Crime Victim Compensation Act

1 Das deutsche Opferentschädigungsrecht

Für Männer und Frauen, die in Deutschland eine gesundheitliche Schädigung durch einen tätlichen Angriff erlitten haben, gibt es ein gesetzlich verbrieftes Recht auf staatliche Entschädigung. Mit dem Opferentschädigungsgesetz (OEG) übernimmt der Staat

die Verantwortung dafür, dass er durch das staatliche Gewaltmonopol den Angriff nicht verhindern konnte. Als Ziel des Gesetzes gilt, individuelle Folgen von Gewalt durch finanzielle und medizinisch-therapeutische Leistungen abzumildern und einen sozialen Abstieg der betroffenen Person zu verhindern. Der Umfang der Leistungen wird an den gesundheitlichen und wirtschaftlichen Folgen der Tat bemessen. Leistungen nach dem OEG können die Übernahme therapeutischer Behandlungen, Heil- und Hilfsmittel sowie Rehabilitation, Rentenleistungen, Berufsschadensausgleich und Krankengeld sein (Heinz 2007).

Das OEG könnte einen wichtigen Beitrag zur Abfederung der sozioökonomischen Folgekosten für Gewaltbetroffene leisten. Diese sind internationalen Schätzungen zufolge hoch, für Deutschland aber bislang nicht ermittelt (Brzank 2009). Bereits ein Abgleich sozioökonomischer Risiken mit den gesetzlich geregelten Entschädigungsleistungen lässt Zweifel aufkommen, ob das OEG diesem Anspruch gerecht werden kann. Arbeitslosigkeit, Armut und Wohnungslosigkeit sind sozioökonomische Risiken, die vor allem mit Gewalt im privaten Nahraum in Zusammenhang stehen (vgl. Brzank 2009; Hornberg et al. 2008). Das Gleiche gilt bei Betrachtung der gesundheitlichen Folgen. Gewalt kann die Gesundheit der Opfer direkt durch Verletzungen und psychische Traumatisierung sowie indirekt durch die Entwicklung gesundheitsgefährdender Bewältigungsstrategien und über die Beeinträchtigung von Lebensentwürfen, Erwerbstätigkeit, des sozialen Umfelds sowie der finanziellen Situation schädigen (vgl. WHO 2002; Hornberg et al. 2008; Brzank 2009). Im juristischen Sinn nachweisbar sind nur die direkten Folgen und unter diesen die Verletzungen leichter als psychische Traumatisierungen.

Zweifel an der positiven Wirkung des OEG löst außerdem ein Vergleich zwischen polizeilich registrierten Gewaltfällen und der Anzahl an Anträgen auf Opferentschädigung aus. So stehen 35 800 Gewalttaten, die 2008 in Hessen angezeigt wurden, 1 448 Neuansträge auf Opferentschädigung gegenüber (Hessische Verwaltung für Versorgung und Soziales 2008). Die Anträge beziehen sich nicht alle auf Gewalttaten aus dem Jahr 2008, daher ist ein direkter Vergleich zwischen der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) und den analysierten Anträgen nicht möglich. Da die Anzahl der OEG-Anträge in den vergangenen Jahren nicht nennenswert schwankte und in der Praxis OEG-Anträge ohne begleitende Strafanzeige nur vereinzelt vorkommen, kann grob geschätzt werden, dass nur in etwa jede 25. polizeilich registrierte Gewalttat in Hessen zu einem Antrag auf Opferentschädigung führt.

Das Opferentschädigungsgesetz (OEG) trat 1976 in Kraft und erfuhr seitdem drei bedeutende Novellierungen (1984, 1993, 2009), die als Reaktion auf gesellschaftliche Ereignisse und Diskurse den Schutzbereich ausdehnten. Aktuell ist die Ausgestaltung des Opferrechts in Deutschland erneut in der Diskussion. Das OEG bezieht sich auf das Bundesversorgungsgesetz (BVG). Für beide Gesetze gilt, dass erst Mitte der 1990er Jahre Auslegungen mit strukturell geschlechterdiskriminierenden Wirkungen durch Rechtsprechung widersprochen wurde. So wurden erstmals 1995 Vergewaltigungen, im Rahmen von Kriegsgeschehen, aufgrund der langjährigen psychischen Schäden als Kriegsschaden im Sinne des BVG anerkannt (Heinz 2007). 1996 entschied das Bundessozialgericht, dass das OEG auch auf Ereignisse des innerfamiliären Nahraums anzuwenden sei und bewertete sexuellen Missbrauch als tätlichen Angriff im Sinne des OEG (Dackweiler 2002; Hagemann-White 2002).

Strafrechtlich werden verschiedene Formen von Gewalt als unterschiedlich schwer eingeschätzt. Die sozialrechtliche Definition von Gewalt orientiert sich nicht daran. Dies wirft die Frage auf, ob sich die sozialrechtliche Auffassung von Gewalt strukturell auf die Geschlechtergerechtigkeit im Opferentschädigungsrecht auswirken könnte.

Voraussetzungen für Entschädigungsleistungen nach dem OEG sind, (1) dass ein Antrag gestellt wird und (2) ein tätlicher Angriff im Sinne des OEG vorliegt, (3) der zu erheblichen gesundheitlichen Folgen führt, und (4) dass keine Versagungsgründe bestehen. Ein tätlicher Angriff nach § 1 Abs. 1 OEG ist eine feindselige, unmittelbar auf den Körper eines Anderen zielende Einwirkung. Mit dieser Definition schließt der Gesetzgeber weniger physische Formen der Gewalt aus, auch wenn sie strafrechtlich verfolgt werden, wie zum Beispiel Stalking. Die gesundheitlichen Folgen werden nach einem Punktwert, dem Grad der Schädigungsfolgen (GdS), bestimmt. Der GdS wird in 10er-Schritten bis 100 angegeben. Rentenleistungen erfolgen erst bei einem GdS über 30 (Heinz 2007).

Als zwingende Versagensgründe von Leistungen nach dem OEG gelten:

- (1) Mitverursachung der Tat (§ 2 Abs. 1 Satz 1), beispielsweise wenn eine betroffene Person sich bewusst oder fahrlässig in eine Gefahrensituation begibt, die Tat provoziert oder in einer gewaltgeprägten Beziehung bleibt.
- (2) Unbilligkeit von Entschädigungsleistungen (§ 2 Abs. 1 Satz 1), das heißt, wenn unter Gerechtigkeitsgesichtspunkten keine staatliche Entschädigung geleistet werden kann, weil dadurch rechtsfeindliche Handlungen einer Person unterstützt würden.
- (3) Fehlende Mitwirkung an der Täterverfolgung (z. B. fehlende Strafanzeige), was kein zwingender Versagungsgrund ist, sondern fallabhängig beurteilt werden kann (Kunz et al. 2010).

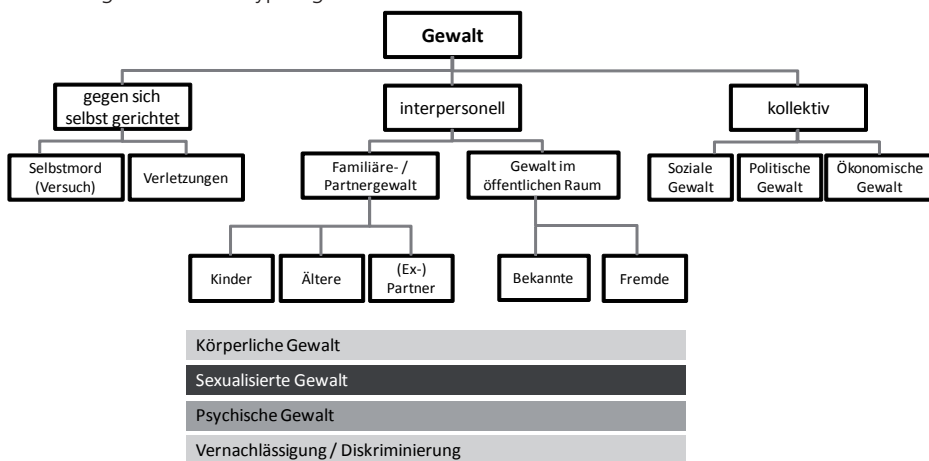
Der Umstand, dass das Verbleiben in gewaltgeprägten Beziehungen als Versagungsgrund für Leistungen nach dem OEG gilt, wird von Frauenberatungsstellen als strukturelle Diskriminierung in Fällen von Partnergewalt angesehen und führt dazu, dass Beratungsstellen teilweise von einer Antragstellung abraten beziehungsweise diese nicht empfehlen.

Anhand einer Aktenanalyse von Anträgen auf Opferentschädigung in der Region Fulda soll im Folgenden diskutiert werden, inwieweit die gesetzlichen Regelungen und die Verfahrenspraxis im OEG tatsächlich gewaltspezifische Barrieren beinhalten.

2 Geschlechterdifferenzen im polizeilich erfassten Gewaltgeschehen

Die WHO (2003) unterscheidet familiäre beziehungsweise Partnergewalt und Gewalt durch die Gemeinschaft (Gewalt im öffentlichen Raum oder öffentliche Gewalt) als zwei Formen interpersoneller Gewalt. Gewalt durch die Gemeinschaft erfolgt durch Fremde oder flüchtig Bekannte. Familiäre beziehungsweise Partnergewalt wird zwischen Familienmitgliedern oder in Intimbeziehungen ausgeübt. Beide können körperliche, sexualisierte oder psychische Formen umfassen.

Abbildung 1: Gewalttypologie der WHO



Quelle: WHO (2003), eigene Darstellung

Repräsentative, vergleichende oder vergleichbare Dunkelfeld-Studien beider Geschlechter liegen für Deutschland nicht vor, die Gesundheitsberichterstattung zeigt die unbefriedigende Datenlage auf (Hornberg et al. 2008). Die in der Kriminalstatistik erfassten Daten zeugen aber von deutlichen Geschlechterdifferenzen in den zur Anzeige gebrachten Fällen. Körperverletzung gegenüber Männern wurde häufiger angezeigt als gegenüber Frauen. Von fast 33 000 Personen, die im Jahr 2008 in Hessen eine Körperverletzung zur Anzeige brachten, waren 20 000 (61 %) männlich und 13 000 (39 %) weiblich. Sexualisierte Gewalt betraf häufiger Frauen. Unter 2 800 Opfern sexualisierter Gewalt waren 380 Männer (13 %), davon fast zwei Drittel unter 14 Jahren. Unter den weiblichen Opfern (87 %) waren zwei Drittel über 14 Jahre alt (LKA Wiesbaden 2009).

Frauen haben ein deutlich höheres Risiko, von Personen, die sie kennen, körperlich misshandelt zu werden, Männer eher von Fremden (vgl. Tab. 1). Von den weiblichen

Table 1: Beziehung zwischen Opfer und tatverdächtiger Person unter den zur Anzeige gebrachten Fällen in Hessen 2008

| Beziehung zwischen Opfer und tatverdächtiger Person | | | | | | |
|---|--------------|--------------|---------------|--------------|--------------|--------|
| Gewaltform | Verwandt | Bekannt | Flüchtig bek. | Fremd | Ungeklärt | Gesamt |
| Körperverletzung n=32 733 | | | | | | |
| weiblich | 4 091 (32 %) | 4 394 (34 %) | 1 470 (11 %) | 2 069 (16 %) | 760 (6 %) | 12 818 |
| männlich | 1 332 (7 %) | 3 903 (20 %) | 3 611 (18 %) | 7 991 (40 %) | 2 890 (15 %) | 19 915 |
| Sexualisierte Gewalt n=2 817 | | | | | | |
| weiblich | 371 (15 %) | 585 (24 %) | 337 (14 %) | 980 (40 %) | 184 | 2 438 |
| männlich | 44 (12 %) | 121 (32 %) | 95 (25 %) | 82 (22 %) | 37 | 379 |

Quelle: LKA Wiesbaden (2010), eigene Darstellung

Opfern (n=12 818) kennen über die Hälfte (n=9 955) ihre Schädiger gut. Mehr als die Hälfte der geschädigten Männer kennen dagegen die angreifende Person nicht oder nur flüchtig (n=11 602). Bei sexualisierter Gewalt weist die Beziehung zur angreifenden Person weniger deutliche Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Opfern auf, allerdings sind die Fallzahlen für Männer gering (LKA Wiesbaden 2010).

Zumindest für erwachsene Männer und Frauen lässt sich auf der Basis der angezeigten Fälle formulieren, dass Männer eher von Gewalt im öffentlichen Raum, Frauen eher von familiärer oder Partnergewalt betroffen sind. Sowohl familiäre als auch Partnergewalt zeichnen sich durch die Privatheit des Tatorts, das Fehlen von Zeugen und eine geringere Bereitschaft aus, gewalttätige Übergriffe von Verwandten und Intimpartnern zur Anzeige zu bringen. Daher liegt den Daten der Polizeilichen Kriminalstatistik (Hellfeld) bereits eine Ungleichheit in der Wahrnehmung von Gewalt gegen Männer und Frauen zugrunde (GiG-net 2008). Anträge nach dem OEG setzen faktisch eine Anzeige voraus. Es ist daher anzunehmen, dass das OEG mit ungleichen Chancen für Männer und Frauen verbunden ist. Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, ob sich die Verteilung von Gewaltformen der PKS in den Anträgen nach dem OEG widerspiegelt.

3 Studiendesign

Alle verfügbaren und im Jahr 2008 abschließend bearbeiteten Anträge auf Opferentschädigung (n=209) des Amts für Versorgung und Soziales in Fulda wurden zur Datenerhebung herangezogen. Das Versorgungsamt Fulda bearbeitet die Fälle eines hessischen Versorgungsgebietes, das aus Stadt und Landkreis Fulda, dem Landkreis Hersfeld-Rotenburg und dem Main-Kinzig-Kreis besteht. Der Main-Kinzig-Kreis umfasst die Hälfte der EinwohnerInnen des Versorgungsgebietes und ist strukturell für Hessen repräsentativ. Die anderen Landkreise stehen eher für ländliche Strukturen.

Im Jahr 2008 wurden in Fulda 216 Anträge auf Opferentschädigung abschließend bearbeitet, 7 Akten waren nicht verfügbar. Die Anträge wurden in unterschiedlichen Jahren gestellt, die Bearbeitungszeit variierte fallabhängig zwischen einem Monat und etwas mehr als 6 Jahren.

Die Datenerhebung erfolgte standardisiert anhand von 52 Variablen zu Merkmalen der potenziellen TäterInnen sowie den Antragstellenden, Gewaltformen, Tatorten und Gewaltfolgen sowie zu Antragserfolgen, Bearbeitungsdauer und Entschädigungsleistungen. Es folgte eine statistische Auswertung, die die Variablen deskriptiv abbildet.

In der Studie wurde psychische Gewalt angenommen, wenn die antragstellende Person von Handlungen berichtete, die unter die Definition von psychischer Gewalt der WHO (2002) fallen. Dies beinhaltet auch Handlungen, die keinen Straftatbestand nach StGB darstellen. Für sexualisierte Gewalt lagen in den Akten nur strafrechtlich relevante Fälle vor. Körperliche Gewalt wurde nach StGB in einfache, schwere und gefährliche Körperverletzung unterschieden. Die Definition familiärer beziehungsweise Partnergewalt sowie von Gewalt im öffentlichen Raum wurde ebenfalls von der WHO übernommen (siehe Abb. 1). Als ‚verwandt‘ galten dabei TäterInnen bis zu einer Verwandtschaft vierten Grades.

Im Anschluss an die Erhebung wurden Experteninterviews (n=3) geführt. Die Interviews wurden von geschulten Interviewerinnen geleitet und im Stil der Grounded Theory ausgewertet (Strauss 1991). Die Validierung der Ergebnisse erfolgte durch eine Fokusgruppe mit ExpertInnen des Opferrechts in Hessen (n=5).

4 Ergebnisse

Aus den gesichteten Akten des Versorgungsamtes Fulda (HAVS Fulda) ging für einige Gewaltsituationen eine ähnliche Verteilung hervor wie in der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) Hessen 2008, andere unterschieden sich davon. Einfache bis gefährliche Körperverletzungen machen den größten Anteil der Gewalttaten aus (n=171). Sexualisierte Gewalt kam in den Akten 32-mal vor, psychische Gewalt 46-mal. In 40 Fällen lag eine Kombination von Gewaltformen vor.

Es wurden 164 Anträge (79 %) aufgrund von Gewalt im öffentlichen Raum und 28 (13 %) aufgrund von familiärer oder Partnergewalt gestellt. Von den 209 analysierten Anträgen wurden 139 (67 %) von Männern gestellt und 70 (33 %) von Frauen.

Die Mehrheit der Männer (86 %; n=120) gab Gewalt im öffentlichen Raum als Grund für die Antragstellung an, ein geringer Anteil gab familiäre Gewalt an (n=9). Die Männer, die einen Antrag aufgrund von familiärer Gewalt stellten, waren zum Tatzeitpunkt unter 14 Jahre alt und die Tat lag zum Zeitpunkt der Antragstellung bereits mehrere Jahre zurück. 47 % (n=66) der Anträge beruhten auf einem Angriff durch eine fremde Person. Von psychischer (10 %) und sexualisierter Gewalt (5 %) waren männliche Antragsteller selten betroffen. Gewalt gegenüber (erwachsenen) Männern war in den Akten meist körperliche Gewalt zwischen zwei oder mehreren fremden oder bekannten Personen.

Tabelle 2: Die Verteilung von Gewalt unter den abschließend bearbeiteten Anträgen auf Opferschädigung des HAVS Fulda (2008)

| Geschlecht der Gewaltbetroffenen | Familiäre bzw. Partnergewalt | | Gewalt im öffentlichen Raum | | | Gesamt |
|----------------------------------|------------------------------|---------|-----------------------------|-------|-----------|--------|
| | Verwandt | Partner | Bekannt | Fremd | Ungeklärt | |
| weiblich | 8 | 11 | 29 | 15 | 7 | 70 |
| männlich | 9 | – | 54 | 66 | 10 | 139 |
| Gesamt | 17 | 11 | 83 | 81 | 17 | 209 |

Quelle: Eigene Darstellung

Von den 70 Antragstellerinnen stellten 44 (63 %) einen Antrag aufgrund von Gewalt im öffentlichen Raum und 19 (27 %) aufgrund von familiärer beziehungsweise Partnergewalt. Frauen berichteten weniger häufig von körperlicher Gewalt (60 %; n=42), dafür häufiger von sexualisierten (35 %; n=25) und psychischen Misshandlungen (46 %; n=32), als die eingeschlossenen Männer. Sie erlebten häufiger Gewalt durch Bekannte, Verwandte oder Partner (68 %) als durch Fremde (21 %).

Die Gewalterfahrungen, die in den Anträgen nach familiärer und nach Partnergewalt beschrieben werden, weisen eine besondere Schwere auf. Es lagen in allen Fällen Kombinationen von Gewalt vor. Psychische Gewaltformen wurden 21-mal (75 %) angegeben, körperliche Gewalt kam 18-mal vor (64 %), sexualisierte Gewalt 16-mal (57 %). Sexualisierte Gewaltformen entsprachen zudem ausschließlich schwerem sexuellem Missbrauch oder Vergewaltigung. In 17 der 28 Fälle war als Folge der Gewalttat ein Wohnsitzwechsel erforderlich. 10 der 11 Betroffenen von Partnergewalt trennten sich von dem gewalttätigen Partner und in allen Fällen (n=28) war entweder die Polizei oder das Jugendamt involviert.

Von den 44 Antragstellerinnen, die Gewalt im öffentlichen Raum als Grund für ihren Entschädigungsanspruch nannten, berichteten 15 (34 %) von sexualisierter Gewalt, etwas mehr als die Hälfte von körperlicher Gewalt. Einige wenige Anträge (4) wurden wegen Folgen psychischer Gewalt (Stalking) gestellt, obwohl diese nicht zu einer Berechtigung nach dem OEG führen. Psychische Gewalterfahrungen kamen in Fällen von Gewalt im öffentlichen Raum selten vor (14 %).

Gewalt gegen beziehungsweise zwischen Männern fand überwiegend (86 %) an öffentlichen Orten wie Straßen, Festplätzen, Diskotheken oder Kneipen statt. Gewalt gegen Frauen fand seltener in der Öffentlichkeit statt (24 %). In den Fällen familiärer sowie Partnergewalt spielten öffentliche Plätze als Tatort keine Rolle.

Anträge aufgrund von Gewalt im öffentlichen Raum werden frühzeitiger gestellt als Anträge nach familiärer beziehungsweise Partnergewalt. 67 % der Ersteren wurden unmittelbar (bis sechs Monate) nach der Tat gestellt, 11 % später als ein Jahr nach der Tat. 32 % der Anträge aufgrund von familiärer beziehungsweise Partnergewalt wurden bis zu sechs Monate nach der Tat gestellt und 50 % später als ein Jahr danach.

66 % (n=138) aller Anträge wurden abgelehnt, 27 % (n=57) bewilligt. Bei etwas über der Hälfte der bewilligten Anträge wurde keine Schädigungsfolge (GdS) festgestellt, bei 28 % (n=15) der bewilligten Anträge wurde aufgrund der Schädigung eine monatliche Rentenzahlung zugesagt. Unter den bewilligten Anträgen waren 50 (89 %) Anträge nach Gewalt im öffentlichen Raum und 7 (11 %) nach familiärer beziehungsweise Partnergewalt.

Tabelle 3: Gründe für die Ablehnung von Anträgen im HAVS Fulda (2008)

| Gewaltform | Ablehnungsgründe | | | | | |
|------------------------------------|------------------|-----------|----------------------------|---------------------|----------------------|---------------------|
| | Kein Nachweis | Mitschuld | Keine Tätlichkeit nach OEG | Fehlende Mitwirkung | Antrag zurückgezogen | OEG nicht zuständig |
| Gewalt im öffentl. Raum | 54 | 28 | 5 | 19 | 6 | 3 |
| Familiäre Gewalt und Partnergewalt | 8 | 0 | 6 | 3 | 3 | 2 |

Quelle: Eigene Darstellung

Der häufigste Grund für eine Ablehnung von Anträgen war der fehlende Tatnachweis (n=8; n=54). Bei familiärer und Partnergewalt waren der zweit- und dritthäufigste

Grund für eine Ablehnung, dass Betroffene den Antrag aktiv oder passiv nicht weiter verfolgten (n=6) oder dass die Schädigung nicht als Tätlichkeit im Sinne des OEG anerkannt wurde (n=6). In Fällen von Gewalt im öffentlichen Raum war der zweithäufigste Versagungsgrund das Mitverschulden, das heißt, die betroffene Person hat sich bewusst in eine gewaltgeprägte Situation begeben (n=28). Etwas weniger häufig kam es vor, dass die Betroffenen den Antrag nicht weiter verfolgten (n=25). Nur selten wurde die Gewalterfahrung nicht als Tätlichkeit im Sinne des OEG anerkannt (n=5).

5 Diskussion der Verfahrenspraxis und der OEG-Leistungen

Familiäre und Partnergewalt betrifft, sowohl im Hellfeld der Kriminalstatistik als auch in den Anträgen auf Opferentschädigung, vor allem Frauen, Gewalt im öffentlichen Raum eher Männer. Fälle von familiärer oder Partnergewalt waren unter den Anträgen des HAVS Fulda anteilig seltener als in der PKS Hessen 2008, sie wurden später gestellt und seltener weiterverfolgt als Anträge nach Gewalt im öffentlichen Raum. Gestellt und bewilligt wurden sowohl bei familiärer als auch bei Partnergewalt am ehesten besonders schwere Fälle. Das Verhalten von betroffenen Frauen im Antragsverfahren scheint demnach zu einer Benachteiligung bei den Chancen auf Entschädigung durch das OEG zu führen. Dieses Verhalten ist aber keineswegs unabhängig von den gesetzlichen Regelungen und der Verfahrenspraxis zu sehen. Vielmehr scheinen Frauen ihre Chancen aufgrund benachteiligender Strukturen als schlechter einzuschätzen und entsprechend zu handeln.

Die Bewilligung nach dem OEG ist nicht zwingend an die Erstattung einer Anzeige gebunden, wahrscheinlich ist diese Möglichkeit wenig bekannt. Alle Antragstellenden hatten Strafanzeige erstattet. An der Täterverfolgung mitzuwirken, fällt besonders Betroffenen schwer, die sich in Abhängigkeitssituationen befinden. Diese sind umso wahrscheinlicher, umso höher der Bekanntheitsgrad zwischen Täter und Opfer ist, also eher im Kontext familiärer oder Partnergewalt.

Der Gesetzgeber verwendet den Begriff des tätlichen Angriffs, um deutlich zu machen, dass nicht alle strafrechtlich formulierten Gewaltformen entschädigt werden (§ 1 Abs. 1 OEG). So wird nach der aktuellen Rechtsprechung beispielsweise Stalking strafrechtlich verfolgt (§ 238 StGB V), aber nicht als Tätlichkeit im Sinne des OEG anerkannt. Dass auch schweres Stalking ohne einen direkten körperlichen Angriff keinen Anspruch nach OEG begründet, wurde durch ein Urteil im April 2011 vom Bundessozialgericht bestätigt (Az.: B9 VG 2/10). Durch den Ausschluss psychischer Gewalt wird eine prinzipiell entschädigungsrelevante Gewaltform ausgeklammert, die überwiegend Frauen betrifft (Will et al. 2011).

Die Versorgungsämter haben in den Verfahren der Opferentschädigung das Recht der freien Beweiswürdigung und sind nicht an Urteile aus Strafprozessen gebunden. In der Praxis halten sie sich bei der Entscheidungsfindung eng an die Strafverfahren, die in den meisten Fällen parallel geführt werden. Die enge Kopplung zieht den Bearbeitungsprozess in die Länge, was die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass Betroffene das Verfahren nicht zu Ende führen. Besonders Menschen in Abhängigkeitssituationen können durch ein juristisches Verfahren Bedrohungen ausgesetzt sein. Ein langer Bearbeitungszeit-

raum bedeutet für sie also nicht nur eine emotionale Belastung, sondern auch konkrete Gefahr.

Die zuständigen Ämter dürfen die Aussage der Antragstellenden als Nachweis der Tätlichkeit werten, wenn sie ihnen glaubhaft erscheint (§ 15 VfG KOV). Von dieser Möglichkeit wurde in den analysierten Akten kein Gebrauch gemacht. Die Tätlichkeit galt, wenn kein richterliches Urteil vorlag, in fast allen Fällen als nicht nachgewiesen. Strafprozesse werden nicht geführt, wenn die Tätlichkeit nicht in öffentlichem Interesse liegt. Sie sind häufig dann nicht erfolgreich, wenn keine Zeugen vorhanden sind oder diese nicht bereit sind auszusagen. Diese Einschränkungen gelten häufig bei familiärer oder Partnergewalt.

Leistungen des OEG sind für Antragstellende erst nach einer durchschnittlichen Bearbeitungszeit von 13 Monaten zu erwarten. Eine Entschädigung in Form von monatlichen Rentenzahlungen zu erhalten, ist zudem an sehr strenge Kriterien geknüpft. Der Anteil der Rentenberechtigten in der vorliegenden Studie betrug nur knapp 7 %. Die Entschädigung durch das OEG ist demnach nicht an den Bedürfnissen der Gewaltbetroffenen orientiert, sondern verhindert nur bei einer kleinen Anzahl von Schwerstbetroffenen einen sozialen Abstieg.

6 Fazit

Das deutsche Opferentschädigungsrecht führt zu einer strukturellen Benachteiligung von Frauen, die familiäre Gewalt oder Gewalt in einer intimen Partnerbeziehung erfahren haben. Es kann in diesen Fällen dem Anspruch, ökonomische Folgen abzumildern, nicht entsprechen und birgt grundsätzlich die Gefahr, Betroffene zu demoralisieren.

Das OEG wertet den Verbleib in gewalttätigen Beziehungen als Mitschuld an der Tat. Stellt eine Frau nach erlebter familiärer oder Partnergewalt einen Antrag auf Entschädigung, ist sie häufig mit Beweisschwierigkeiten, einem belastenden Bearbeitungsprozess und mangelnder Berücksichtigung ihrer individuellen Situation durch die zuständige Behörde konfrontiert.

Eine Neuordnung des Opferentschädigungsrechts muss solche Barrieren berücksichtigen, um eine geschlechtergerechte Praxis staatlichen Ausgleichs zu erreichen.

Literaturverzeichnis

- Brzank, Petra. (2009). (Häusliche) Gewalt gegen Frauen: sozioökonomische Folgen und gesellschaftliche Kosten. Einführung und Überblick. *Gesundheitsbl- Gesundheitsforsch- Gesundheitsschutz* 2009, 52, 330–338
- Dackweiler, Regina-Maria. (2002). Staatliche Rechtspolitik als geschlechterpolitische Handlungs- und Diskursarena. In Regina-Maria Dackweiler & Reinhild Schäfer (Hrsg.), *Gewaltverhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt* (S. 107–134). Frankfurt a. M., New York: Campus
- GiG-net. (2008). *Gewalt ist nicht geschlechtsneutral. Ausmaße, Formen und Kontext*. In GiG-net (Hrsg.), *Gewalt im Geschlechterverhältnis. Erkenntnisse und Konsequenzen für Politik, Wissenschaft und soziale Praxis* (S. 19–49). Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich Verlag

- Hagemann-White, Carol. (2002). Gewalt im Geschlechterverhältnis als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung: Rückblick, gegenwärtiger Stand, Ausblick. In Regina-Maria Dackweiler & Reinhild Schäfer (Hrsg.), *Gewaltverhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt* (S. 29–52). Frankfurt a. M., New York: Campus
- Heinz, Dirk. (2007). *Kommentar. Opfererschädigungsgesetz (OEG)*. Stuttgart: Kohlhammer
- Hessische Verwaltung für Versorgung und Soziales. (2008). *Anträge und Erledigungen nach dem Opfererschädigungsgesetz (OEG)*. Unveröffentlicht
- Hornberg, Claudia; Schrötle, Monika; Bohne, Sabine; Khelaifat, Nadia; Pauli, Andrea & Horch, Kerstin. (2008). *Gesundheitliche Folgen von Gewalt*. Hrsg. vom Robert Koch-Institut. Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Heft 42. Berlin
- Kunz, Eduard; Zellner, Gerhard & Gelhausen, Reinhard. (2010). *OEG-Kommentar*. 5. Aufl. München: Beck
- LKA Wiesbaden. (2009). *Polizeiliche Kriminalstatistik 2008 des Landes Hessen*. Jahrbuch. Zugriff am 18. April 2011 unter www.polizei.hessen.de/internetzentral/nav/1aa/binarywriterservlet?imgUid=71459972-530e-2210-90d7-312109241c24&uBasVariant=ed83d448-9a76-4e11-8a5b-28e46ce02000
- LKA Wiesbaden. (2010). *Opfer-Tatverdächtigen-Beziehung*. Zugriff am 18. April 2011 unter www.polizei.hessen.de/internetzentral/nav/b66/binarywriterservlet?imgUid=fd24027f-5f8c-2621-03bf-b912109241c2&uBasVariant=ed83d448-9a76-4e11-8a5b-28e46ce02000
- Strauss, Anselm Leonard. (1991). *Qualitative Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung*. München: Fink
- Weltgesundheitsorganisation (WHO). (2002). *World report on violence and health*. Genf: WHO
- Weltgesundheitsorganisation (WHO). (2003). *Weltbericht Gewalt und Gesundheit*. Zusammenfassung. Genf: WHO
- Will, Regina; Hintz, Elisabeth & Blättner, Beate. (2011). *Gesundheitliche Folgen von Stalking. Das Gesundheitswesen* (in Druck)

Zu den Personen

Anna Grundel, M.Sc., Hochschule Fulda, FB Pflege und Gesundheit, Arbeitsgruppe ‚Gesundheitsschutz bei interpersoneller Gewalt‘. Arbeitsschwerpunkte: Opfererschädigung, Gewaltprävalenz in der medizinischen Notfallversorgung
Kontakt: Marquardstraße 35, 36039 Fulda
E-Mail: Anna.Grundel@pg.hs-fulda.de

Beate Blättner, Prof. Dr., Hochschule Fulda, FB Pflege und Gesundheit. Arbeitsschwerpunkte: Gesundheitsschutz bei interpersoneller Gewalt, Public Health und Gesundheitsförderung
Kontakt: Marquardstraße 35, 36039 Fulda
E-Mail: Beate.Blaettner@pg.hs-fulda.de

Tagungsberichte

Eva Katharina Sarter

„La maternité à l'épreuve du genre. Métamorphoses et permanences de la maternité dans l'aire méditerranéenne“. (Mutterschaft im Blick der Geschlechterforschung. Metamorphosen und Beständigkeiten von Mutterschaft im Mittelmeerraum).

Tagung in Aix-en-Provence, 13./14.01.2011

Zusammenfassung

Auf der interdisziplinären Tagung wurden aktuelle Forschungsergebnisse zu Mutterschaft im Mittelmeerraum präsentiert. Schwerpunkte waren historische, soziologische, politologische, rechtliche und philosophische Beiträge zu den Themenkomplexen Körper, Transmission und Repräsentation sowie Erwerbsarbeit und deren rechtliche Bedingungen. Dabei kristallisierte sich heraus, dass die Definition von Mutterschaft und ihr Bezug zu Weiblichkeit im gesellschaftlichen Kontext zu sehen sind.

Schlüsselwörter

Geschlechterforschung, Mutterschaft, Mittelmeer

Summary

Maternity in a Gender Perspective. Metamorphoses and Permanence of Maternity in the Mediterranean. Conference in Aix-en-Provence, January 13 and 14, 2011

The interdisciplinary conference brought together scientists and practitioners from various backgrounds to discuss current historical, sociological, political, legal and philosophical research on maternity in the Mediterranean with a focus on the body, transmission and representation, and employment and its legal conditions. It was shown that the definition of maternity and how it relates to femininity depend on the broader societal context.

Keywords

Gender, Maternity, Mediterranean

Am 13. und 14. Januar 2011 hatte die Vereinigung Association Déméter-Coré ForscherInnen, die sich aus der Perspektive der Geschlechterforschung mit dem Thema Mutterschaft im Mittelmeerraum beschäftigen, zur internationalen Tagung „La maternité à l'épreuve du genre. Métamorphoses et permanences de la maternité dans l'aire méditerranéenne“ ins Maison Méditerranéenne des Sciences de l'Homme ins französische Aix-en-Provence geladen. Denn Mutterschaft und die Beziehungen zwischen Mutterschaft und Geschlecht sind, so *Yvonne Knibiehler* und *Rosa Cid* in ihren Eröffnungsreden, bisher eher selten ein explizit untersuchtes Gebiet. Dies gelte insbesondere dann, wenn sich der Blick auf den Mittelmeerraum richte.

Damit brachte die international gut besuchte Tagung erstmals die Möglichkeit, den *state of the art* der Forschungen zu Mutterschaft, deren Definition, Bedeutung und Auswirkungen im Rahmen mediterraner Gesellschaften darzulegen. An zwei Tagen präsentierten ForscherInnen aus Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Marokko, Algerien

und Deutschland ihre Studien und Erkenntnisse aus diesem Bereich der Geschlechterforschung. In den vier Sektionen zeigte sich – nicht zuletzt wegen des interdisziplinären Ansatzes der Tagung – die außerordentliche Breite dieser Thematik. Obgleich aus verschiedenen Disziplinen kommend, beschäftigten sich alle Vortragenden mit der Frage nach aktuell oder historisch vorherrschenden Geschlechter- und Frauenbildern in mediterranen Gesellschaften, wobei diese vor dem Hintergrund des (symbolischen wie auch realen) Kristallisationspunktes Mutterschaft aufgezeigt wurden. Integrierende Fragestellung war dabei die Frage nach der Bedeutung von Mutterschaft im Leben von Frauen in den Mittelmeerländern. Diese Thematik wurde sowohl auf ideeller Ebene mit Bezug auf die gesellschaftlichen Vorstellungen von Mutterschaft und die Beziehungen und Spannungen zwischen Weiblichkeit und Mutterschaft behandelt. Gleichzeitig standen die Auswirkungen von Mutterschaft auf die Geschlechterverhältnisse wie auch für individuelle Lebenswürfe von Frauen in historischer wie aktueller Perspektive im Fokus. Dabei konnte nicht nur eine zum Teil enge ideologische Verbindung von Mutterschaft und Weiblichkeit aufgezeigt werden, sondern auch eine Veränderung der Bedingungen wie auch der Wahrnehmung und Auswirkungen von Mutterschaft.

Die erste Sektion gruppierte unter dem Titel „Corps des femmes, corps des mères“ (Frauenkörper, Mütterkörper) philosophische, psychologische, historische und sozialwissenschaftliche Vorträge zu Wahrnehmung und Bedeutung des Körpers sowie den beobachteten Spannungen zwischen Weiblichkeit und Mutterschaft. Nachdem *Chantal Blayo* (Université Montesquieu Bordeaux IV) einleitend die Entwicklung der Fertilität in den Ländern des Mittelmeerraums in den vergangenen zwei Jahrhunderten skizziert hatte, beschäftigten *Martine Spiess* und *Anne Thevenot* von der Université de Strasbourg sich in ihrem Vortrag mit der individuell erlebten Grenze zwischen Geschlecht, Weiblichkeit und Mutterschaft und den jeweiligen Verbindungen dieser Kategorien im individuellen Erleben. Sie unterstrichen dabei die normative Ebene von Mutterschaft ebenso wie die soziale Definition von Mutterschaft als Ausdruck sozialer Macht. Auch *Jérôme Camus* (Université de Picardie Jules Verne) verwies in seinem Vortrag darauf, dass Mutterschaft und die Beschäftigung mit Mutterschaft zwar weibliche Domänen seien, die jedoch von männlichen Theoretikern eingerahmt sind. In diesem Rahmen komme dem sozialen Status der Mutter eine große Bedeutung zu. Dies führe letztendlich dazu, dass die sozialen Definitionen von Mutterschaft als Ausdruck sozialer Macht zu begreifen seien.

Isabelle Charpentier von der Université de Versailles stellte den Stand ihrer soziologischen Studie zur Transmission von Jungfräulichkeit vor. In ihrem Vortrag bezog sie sich insbesondere auf entsprechende Darstellungen in Werken algerischer, franko-algerischer und marokkanischer Schriftstellerinnen. Sie zeigte auf, dass das Thema in literarischen Werken wie auch in der maghrebinischen Realität stark tabuisiert ist.

Zwei Vorträge befassten sich mit der Thematik in historischer Perspektive: *Alessandra Doria* (Università degli studi di Milano/ Université de Provence) berichtete über die Darstellung von Mutterschaft im Diskurs über das weibliche Zölibat im Italien des 18. Jahrhunderts. Während im Zuge einer zunehmenden Entvölkerung Mutterschaft als natürliche Aufgabe, als Lebensweg und zugleich als Weg zu individueller Freiheit von Frauen dargestellt wurde, sei demgegenüber das weibliche Zölibat als Einschränkung weiblicher Freiheit und als weibliche Unterwerfung charakterisiert worden. Auch *Silvia*

Medina Quitana von der Universidad de Oviedo befasste sich mit Mutterschaft aus einer historischen Perspektive. Ihr Vortrag widmete sich der öffentlichen Darstellung von Frauen in der Antike. Dabei zeigte sie anhand römischer Darstellungen (wie bspw. Steinreliefs) auf, dass Frauen insbesondere in ihrer Eigenschaft als Mütter durchaus öffentliche Wirkung entfalten und in öffentlichen Räumen präsent sein konnten.

Den Abschluss dieses Tagungsteils bildete der philosophische Vortrag von *Ursula Des Aguilas* (Universität Paris 8 Saint-Denis), die sich mit dem mütterlichen Körper als philosophisch Ungedachtem befasste.

Die zweite Sektion präsentierte unter dem Thema ‚Repräsentationen und Transmissionen‘ ein breites Spektrum an Thematiken: Es fanden sich Vorträge zu Kinderlosigkeit, Adoption in arabischen Ländern bis hin zu historisch ausgerichteten Beiträgen zur Antike. *Virginie Rozée* (Institut Émilie du Chatelet, Paris) stellte die Prinzipien der französischen Assistance Médicale à la Procréation (ein staatliches Programm medizinischer Hilfe bei ungewollter Kinderlosigkeit) vor und legte dar, wie die Weiterentwicklung der künstlichen Befruchtung mit ihren diversen Möglichkeiten von Mutterschaft die Frage aufwirft, was heute unter einer ‚richtigen‘ Mutter zu verstehen sei. Einer ganz ähnlichen Thematik widmete sich der Vortrag *Charlotte Debests* (Paris 7-Diderot), die die Ergebnisse ihrer Studie zu gewollter Kinderlosigkeit referierte. Diese gehe mit einer Idealisierung ‚der Mutter‘ einher und sei von daher auch als Widerstand gegen patriarchalische Zuweisungen und gegen das damit einhergehende Bild der perfekten Frau (und Mutter) aufzufassen.

Die Sektion wurde mit zwei Vorträgen abgeschlossen, die Mutterschaft im Maghreb thematisierten. *Emilie Barraud* (IREMAM) behandelte in ihren Ausführungen das Frauenbild in Algerien. Dabei hob sie insbesondere die gesellschaftliche Bedeutung von Ehe und Mutterschaft als Aufgabe der Frau hervor. Während Enthaltensamkeit vor der Ehe große Bedeutung zugemessen werde, gelte Sterilität innerhalb der Ehe als Makel. Von daher komme der Adoption – sowohl ausgesetzter Kinder als auch innerhalb des Familienverbandes – eine große Bedeutung zu. Demgegenüber standen alleinerziehende Mütter in Algerien im Zentrum des Beitrags von *Badra Moutassem-Mimounni* von der Universität d’Oran. Die soziale und sozio-kulturelle Situation von Frauen, die außerehelich ein Kind gebären, stellt sich demnach als äußerst prekär dar. Als einzige gesellschaftlich akzeptierte Möglichkeit für alleinstehende Frauen, ein Kind großzuziehen, gewinnt die Kafala, Adoption, so zunehmend an Bedeutung. Dabei spiele neben dem Wunsch nach einem Kind und neben dem affektiven Bedürfnis auch die Absicherung für das Alter und – in religiöser Hinsicht – für das nächste Leben eine Rolle.

Es folgten zwei Beiträge zu literarischen Darstellungen. Während sich *Elisa Caradinas* (Universität L’Orientale, Neapel) der Entwicklung des Mutter-Bildes in der zeitgenössischen hebräischen Literatur widmete und ausgehend von der Dichotomie Lillith – Eva die Darstellung der Mutter in der kontemporären hebräischen Literatur aufzeigte, sprach *Verónica Fernández García* (Universidad de Oviedo) über die Mutterschaft der Göttin Isis in mediterranen Texten. Entsprechend diese ursprünglich dem Bild einer Mutter, die die Menschen in ihrer Umgebung nährte und ihnen half, entwickelte sie sich im Laufe der Zeit zu einer spirituellen Mutter der Natur wie auch der Menschheit. Den Abend rundete ein Beitrag *Hélène Riazuelos* (Universität d’Aix-en-Provence) über Schwangerschaft und deren Repräsentation ab.

Der zweite Tagungstag begann mit einer Sektion zu Mutterschaft, Erwerbsarbeit und Recht sowie der Beziehung zwischen Erwerbsarbeit und Rechten. Der erste Teil dieser Sektion befasste sich mit Arbeit und Mutterschaft in einer historischen Perspektive. So beschäftigte sich *Carla Rubiera Cancelas* (Universidad de Oviedo) mit weiblicher Sklaverei und Mutterschaft. Sie zeigte dabei insbesondere auf, dass Gebärfähigkeit eine zentrale Komponente weiblicher Sklaverei war. *María Jesús Fuentes* (Universidad Carlos III de Madrid) anschließender Vortrag über Königinnenmütter veranschaulichte deren Rolle zwischen eigener Macht und dem Machterhalt für ihre Kinder. *Sonía García Galán* (Universidad de Oviedo) widmete sich in ihrem Beitrag den Strategien der Vereinbarkeit von Mutterschaft und Erwerbsarbeit im Asturien des frühen 20. Jahrhunderts. Trotz gegenteiliger Propaganda war Erwerbsarbeit oftmals eine wirtschaftliche Notwendigkeit, sodass auch unter Müttern eine hohe Erwerbsquote zu verzeichnen war. Die Vereinbarkeit der beiden Lebensbereiche wurde insbesondere auf der Mikroebene gesichert – sei es über Familienangehörige oder dadurch, dass Nachbarinnen gegen Bezahlung Pflegeverantwortlichkeiten übernahmen.

Die folgenden Vorträge beschäftigten sich mit aktuellen Fragestellungen. *Eva Katharina Sarter* (Westfälische Wilhelms-Universität Münster) zeigte auf, dass die Arbeitsmarktintegration von Frauen beziehungsweise von Müttern in den mediterranen Ländern andere Erwerbsmuster aufweist als in den mittel- und nordeuropäischen Ländern. Dies wird, wie sie am Beispiel Spaniens vorstellte, durch die aktuelle Politik zu Vereinbarkeit und Arbeitsmarktintegration befördert. *Sylvaine Barré-Aivazzadeh* (Université de Bourgogne) schloss mit einem Vortrag zur ideologischen Ausrichtung von Debatten um Neuregelungen des Mutterschaftsurlaubs an. Sie stellte insbesondere zwei Spannungsverhältnisse heraus, in denen diese Debatte verankert ist: auf der einen Seite biologischer (medizinischer) versus geschlechterpolitischer Diskurs, auf der anderen Seite Chancengleichheit und Politiken der Vereinbarkeit.

Kamal Mellakh von der Université Hassan II Mohammedia (Casablanca) präsentierte Ergebnisse einer empirischen Studie zu den Arbeitsbedingungen marokkanischer Textilarbeiterinnen und legte dar, dass Mutterschaft in diesem Kontext zu familiärer und sozialer Unsicherheit beiträgt, die darüber hinaus durch das marokkanische Arbeitsrecht verstärkt wird. Den Abschluss dieser Sektion bildete der Beitrag von *Maria Schouten* und *Lia Lourenço* (Universidade da Beira Interior, Colviã), die Mutterschaft und Zeitmanagement in Portugal untersuchten. Sie unterstrichen Sarters These, dass Erwerbsarbeit in den mediterranen Ländern nicht mit einer Reduktion der Arbeitszeit einhergehe, und stellten heraus, dass Mutterschaft in Portugal im Gegenteil oftmals mit einer Intensivierung von Erwerbsarbeit verknüpft ist.

Die Tagung schloss mit einer Sektion, die ExpertInnen aus der Praxis ein Forum bot. *Irina Casado i Aijóns* (Universitat Autònoma de Barcelona) Beitrag beschäftigte sich mit Reproduktionsverantwortlichkeiten bei den Rifain Imazighen, einer berberischen Ethnie. Auch in dieser Gemeinschaft gehört Reproduktion zu den traditionellen Hauptaufgaben der Frau; sie vollzieht sich jedoch nicht im Rahmen individueller Aufgaben, sondern ist in die Gruppe eingebunden und stellt so einen familien- und gruppendynamischen Prozess dar, der als durch Allah bestimmt gesehen wird. *Anne-Sophie Vozari* (IRIS-EHESS) stellte die französische Organisation Protection Maternelle et Infantile auf den Prüfstand und hob deren doppelte Funktion hervor: Schutz und Hilfestellung

für Mütter einerseits und ihre Kontrolle andererseits. Anschließend referierten *Nathalie Siwik Chevalier* und *Nadège Beauvois* (Association Maman Blues) über postnatale Depressionen und stellten die Association Maman Blues vor, die sich der Sensibilisierung für dieses Thema und der (Selbst-)Hilfe Betroffener widmet. Im darauf folgenden Beitrag warf *Claire Riccardi* (Planning Familial) die Frage auf, welche Bedeutung Mutterschaft in der Aufklärungsarbeit zukommt. Sie argumentierte, dass Aufklärung in einem heteronormativen Verständnis von Sexualität wurzelt und auf Reproduktion zentriert ist. Aufklärung wird dementsprechend als Erziehung zu sexueller Autonomie verstanden und Mutterschaft auf ein (ungewolltes) Risiko reduziert.

Zwei Vorträge befassten sich mit Migration und Mutterschaft. Während *Barbara Caputo* und *Tullia Gianoncelli* von der italienischen Association Pluriversi, Mailand darstellten, wie Mutterschaft von Migrantinnen in Mailand oftmals in einem Kontext von Isolation und mangelnder Integration gelebt wird, behandelten *Dalila Idir-Val* und *Yves Bernaud* (Centre Hospitalier de Toulon-La Seyne, ONG Santé Sud) in ihrem Beitrag das Thema Gewalt gegenüber Frauen, Müttern und Kindern. Sie berichteten aus ihrer Praxis als Psychologin bzw. Kinderpsychiater und zeigten auf, wie Gewalt insbesondere vor dem Hintergrund von Migrationserfahrungen und ohne die Unterstützung (groß-)familiärer Netzwerke traumatisierende Auswirkungen hat.

Céline Guerrand-Frenais (Association Bébé au Naturel) und *Anne Biller Chews* (Université de la Méditerranée) Beitrag beschäftigte sich damit, dass in Frankreich die Bedeutung des Stillens gegenüber den 1970er Jahren zugenommen hat. Dabei stellten sie heraus, dass heutige Mütter häufig nicht darauf zählen können, von ihren Müttern aktiv durch Ratschläge unterstützt zu werden, da diese oftmals selbst nicht gestillt hätten. Damit gewinne die außerfamiliäre Unterstützung, wie sie etwa durch die Organisation Bébé au naturel im Rahmen von Stillgruppen geleistet wird, an Bedeutung.

Den Abschluss der Tagung bildete ein „Table ronde“. Resümierend wurde festgehalten, dass gerade die Vielzahl thematischer Ansatzpunkte im Bereich ‚Mutterschaft‘, die auf der Tagung aufgezeigt worden seien, auf den bestehenden großen Bedarf an weiteren Forschungen und einer besseren Vernetzung verweise. Vor allem auf die Bedeutung interdisziplinärer Ansätze, auf die Untersuchung kultureller Einflüsse, der Migration und die Rolle von Vaterschaft wurde hingewiesen. Auch die Arbeitsmarktintegration von Müttern und deren Entwicklung wurde als bedeutendes Thema hervorgehoben und perspektivisch auf die Einbeziehung anderer Regionen der Welt hingewiesen.

Es wurde deutlich, dass Definition, Bedingungen und Auswirkungen von Mutterschaft einem Wandlungsprozess unterliegen. Die Veränderungen fangen bereits bei der Definition von Mutterschaft an, also mit der Frage, wer als Mutter gelten kann. Die heutigen reproduktiven Möglichkeiten von künstlicher Befruchtung und Reproduktionsmedizin, von Adoption und Pflegemutterschaft erfordern neue Aushandlungsprozesse und gesellschaftliche Definitionen. Darüber hinaus zeigte sich, dass auch die individuelle Bedeutung (biologischer) Mutterschaft im Rahmen dieses Wandels abnimmt, Mutter zu sein ist oftmals nicht mehr das bestimmende Element weiblichen Lebens. So geht Mutterschaft heutzutage in den Mittelmeerländern auch nicht zwangsläufig mit einem Ausstieg aus dem Arbeitsmarkt einher, sondern bringt beispielsweise in Portugal ein verstärktes berufliches Engagement hervor.

Insgesamt braucht Mutterschaft unter den Bedingungen gesellschaftlichen Wandels neue Definitionen. Auch wenn Mutterschaft weiterhin ein zentrales Moment der Geschlechtsverhältnisse darstellt, so hat sich die Art, in der Mutterschaft ge- und erlebt wird, verändert und ist weiterhin in Veränderung begriffen.

Zur Person

Eva Katharina Sarter, Dipl.-Pol., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Münster. Arbeitsschwerpunkte: Sozialpolitik, Arbeitsmarkt und Geschlechterforschung

Kontakt: Scharnhorstr. 100, 48151 Münster

E-Mail: ek.sarter@uni-muenster.de

Katharina Knüttel, Milena Prekodravac

Migration – Mobilität – Geschlecht. Tagung der Freiburger GeschlechterStudien (FGS) und des Zentrums für Anthropologie und Gender Studies (ZAG) 16.–19. Februar 2011 in Freiburg

Zusammenfassung

Die Veranstaltungsreihe „Migration – Mobilität – Geschlecht“ der Freiburger GeschlechterStudien schloss im Wintersemester vom 16.–18. Februar mit einer Tagung im Carl-Schurz-Haus/Deutsch-Amerikanisches Institut e. V. in Freiburg.

Thematischer Schwerpunkt waren theoretisch-konzeptionelle und empirische Ansätze aus der Perspektive der Postcolonial Studies, die sich mit der Diskursivierung der Begriffe Migration, Mobilität und Geschlecht im Spannungsfeld zwischen emanzipatorischem Potenzial und Instrumenten der Unterdrückung beschäftigten. Vorträge und Diskussionen zeigten auf, dass die Verflechtung von Migration und Gender neue, nicht-statische wissenschaftliche Ansätze erfordert, um den Normalisierungspraktiken und Migrationspolitiken der Mehrheitsgesellschaft (selbst-)kritisch etwas entgegengesetzt zu können.

Schlüsselwörter

Postcolonial Studies, Migration, Mobilität, Geschlecht

Summary

Migration – Mobility – Gender.
Freiburg GenderStudies' Conference on February 16–18

This term's Freiburg GenderStudies' series of lectures on „Migration – Mobility – Gender“ concluded in an academic conference held from February 16–18 at the Carl-Schurz-Haus/Deutsch-Amerikanisches Institut e. V. in Freiburg/Germany.

The conference focused on theoretical and empirical approaches in postcolonial studies dealing with the terms migration, mobility and gender in public discourse and exploring their emancipatory potential as well as their function as instruments of oppression.

The articles and discussions showed that the interdependence of migration and gender requires non-static research approaches to (self-)critically counter the normalization practices and migration policies of the majority society.

Keywords

Postcolonial Studies, Migration, Mobility, Gender

Wie können wir emanzipativ in den Diskurs über die soziale Ungleichheit strukturierenden Dimensionen „Migration – Mobilität – Geschlecht“ intervenieren? Welche Begriffe sollten wir dabei verwenden? Wie wird dies in empirischer Forschung umgesetzt, welche Perspektiven eröffnen sich und inwiefern verschränken sich die genannten Dimensionen?

Mit diesen und anderen Fragen beschäftigten sich die WissenschaftlerInnen bei der Freiburger Tagung, wobei als gemeinsamer Ausgangspunkt der anregenden und angelegten Diskussionen Überlegungen der Postcolonial Studies, insbesondere mit Bezug auf Spivak, fungierten und Perspektiven einer kritischen Forschung eröffnet wurden. Ambivalenzen zwischen Privilegiertheit und Marginalisierung, Konnotationen von Mo-

bilität und Immobilität sowie widersprüchliche Identitätskonstruktionen blieben keine unwägbareren, abstrakten Begriffe, sondern wurden szenisch, theoretisch und praktisch erfasst. Die Tagung knüpfte damit an aktuelle Debatten um Mobilität und Identität in sechs Vorträgen vor interessiertem Fachpublikum an.

Vor den Vorträgen und Diskussionen hatten die Veranstalterinnen zunächst als Auftakt zur Tanzveranstaltung „Moderne Nomaden“ in Kooperation mit der Tanzschule TIP – Schule für Tanz, Improvisation und Performance – in den Peterhofkeller eingeladen, ein in zweifacher Hinsicht gelungener Anfang: So bewies sich einerseits der von jeher hohe interdisziplinäre Anspruch der Gender und Postcolonial Studies als anschlussfähig für künstlerische Disziplinen auch außerhalb akademischer Fachdiskussionen. Andererseits lassen sich, wie Tanzphilosophin *Mónica Alarcón* einleitend bemerkte, gerade Tanzensembles in ihrer Zusammensetzung als Prototypen der hyper- und transnationalen sozialen Welt begreifen – die Tanzveranstaltung bildete damit ein anschauliches Praxisbeispiel für die Themen der Fachvorträge. Erschwerte identitäre und kulturelle Grenzziehungen, die Konfiguration sozialer Räume, Interaktionsmöglichkeiten und die Veruneindeutigung der Kommunikation transkultureller Subjekte wurden vor der Kulisse des historischen Peterhofkellers im körperlichen, tänzerischen Ausdruck erfahrbar.

Nach der Begrüßung durch *Friederike Schulte* vom Carl-Schurz-Haus/Deutsch-Amerikanisches Institut e. V. und *Antonia Ingelfinger* für die Freiburger Geschlechter-Studien startete der erste Tag des Symposiums, der den theoretischen und konzeptionellen Grundlagen der Dimensionen Migration, Mobilität und Geschlecht aus postkolonialer Perspektive gewidmet war.

Miriam Nandi griff im ersten Vortrag eine provokante Frage auf: Wie kann Ausgrenzung in postkolonialen Gesellschaften thematisiert werden, ohne dabei rassistische Plattitüden zu bedienen? Postkoloniales Denken zeichnet sich durch die Absage an die Unschuld von Kunst und Literatur aus – und damit auch durch die Absage an die eigene Unschuld, was zu einer beständigen und hohen Selbstreflexivität und Selbstkritik führt. Dazu gehört (1) die Thematisierung der starken Verallgemeinerungen unter dem Label „Postcolonial Studies“ – sollte die Betrachtung von Indien, Kuba, Kenia etc. unter einem gemeinsamen „theoretischen Etikett“ laufen? Zudem rücken (2) Widerstand und Subversion gegen die ehemaligen „Kolonialherren“ in den Vordergrund des Denkens, sodass eine eurozentristische Referenz darauf nicht von der Hand zu weisen ist. Auch die Entwicklung der Theorien findet (3) nicht vorrangig durch Institutionen oder AkteurInnen der postkolonialen Gesellschaften statt. Hauptsächlich in den USA und mit eindeutiger Privilegierung anglo- und frankophoner Literatur vorangetrieben sind postkoloniale Theorien so gewissermaßen selbst neokolonial. Der letzte Punkt (4) postkolonialer Selbstkritik trifft das Kernthema des Vortrags: Ausgrenzung *innerhalb* der ehemaligen Kolonialstaaten würde verharmlost. Eine mögliche Lösung könnte sein, mit Spivaks Konzept der „Übersetzung“ (translation) weiterzudenken, das durch „Verschiebung“ von Inhalten mittels verfremdender Übersetzungen bewusster politischer Akt sein kann. Nandis Vorschlag hierzu ist, auch die geografisch migrierten Subjekte als „kulturell übersetzend“ zu denken und so eine Gegenbewegung zum Integrationsbegriff zu leisten, die dem Verfall in neokoloniale Stereotype Vorschub leisten kann.

Mariam Popal, die sich kritisch mit dem Migrationsbegriff in postkolonialem Denken auseinandersetze, verwies in ihrem Vortrag auf die ungebrochene Bedeutung von

„Rasse“, die weiterhin wichtigste Säule des imperialistischen neoliberalen Systems ist und darüber entscheidet, welche Körper als schützenswert gelten und welche nicht. Ihre Argumentation gründet einerseits auf der Erkenntnis der Critical Whiteness Studies, dass alle Subjektpositionen von Rassifizierungen durchzogen sind, auch wenn Weißsein als normalisierte Position unsichtbar ist; und andererseits auf einem Verständnis von Migration und Mobilität als Mythen im Sinne von Barthes: als entpolitisierte Aussagen, die als neutralisierende, „unschuldige“ Metasprachen erscheinen. Gerade diejenigen sprechen über Migration und Mobilität, die mobil *sind* und migrieren *können*. Als Konsequenz schlug Popal einen Bruch mit der normalisierenden und mythischen Begrifflichkeit vor, indem stattdessen die Begriffe Dismigration und Dismobilität zum forschenden Bezugspunkt gemacht werden sollen. Um die Verwobenheit mit „Gender“ darzustellen, ließe sich wiederum Spivaks Übersetzungsbegriff heranziehen. Dieser würde Fragen ermöglichen wie „Wie wird ‚gender‘ in NGO-Trainingsdiskurse *übersetzt*?“ und könnte damit einem westlichen „Firmenfeminismus“ und der Instrumentalisierung feministischer Forderungen gegen repressive Geschlechterregime zur Kriegslegitimierung, wie zum Beispiel in Afghanistan, etwas entgegensetzen.

Im letzten Vortrag des Tages begründete *María Do Mar Castro Varela* das methodische Unterfangen einer kritischen Repräsentationsanalyse vor dem Hintergrund postkolonialen Denkens und erinnerte zunächst an die Erkenntnis, dass Diskurse und Repräsentationen immer *materielle* Effekte haben. Im Forschungsfeld „Migration“ werden beständig neue Begriffe kreiert (Migrantin, Ausländerin, Zuwandererin usw.), wozu sich bildlich jeweils typische und entsprechend materiell wirksame Repräsentationen ausmachen lassen. Anschaulich ist dies in „typisch deutschen“ Darstellungen wie beispielsweise der von hinten fotografierten Frau mit Kopftuch, die sich mit entsprechend symbolisiertem Klassenhintergrund durch „Problemstadtteile“ bewegt, oder alternativ der „gut integrierten Türkin“ mit Büchern und Bildungsabschluss. In Spanien hingegen wird Migration oft durch Darstellungen gerade im überfüllten Boot ankommender und sich nicht der Fotografie erwehren könnender MigrantInnen verbildlicht. Kritische Repräsentationsanalyse widmet sich solchen Bildern, die innerhalb dominanter gesellschaftlicher Felder produziert und vermittelt werden. Bei der Analyse sollte (1) durch kritische Diskussionen und Selbsthinterfragung ein Dissens erhalten bleiben, (2) die *Verflechtung* der Geschichten und der Wirkmächtigkeit kolonialer Diskurse auf aktuelle soziale, politische und ökonomische Verhältnisse berücksichtigt werden und schließlich auch (3) ein politischer Anspruch gestellt werden: die Dekolonisierung mittels vorgängiger Sichtbarmachung sozialer Ungerechtigkeiten mit ihren globalen Dependenzien. Do Mar Castro Varela warnte damit vor einem methodologischen Nationalismus, der sich nur mit den MigrantInnen im eigenen Land ohne Berücksichtigung der globalen Verhältnisse beschäftigt.

In der von *Ursula Degener* moderierten Abenddiskussion waren sich die drei Referentinnen einig, dass perspektivisch für den deutschsprachigen Raum die Verknüpfung postkolonialer Theorie mit der spezifischen historischen Situation zum Postnationalsozialismus vielversprechend sei. Des Weiteren wurden mögliche Strategien der Subversion der gängigen Begrifflichkeiten thematisiert – hier sind heterogene Ansätze gefragt, die dem Spannungsfeld zwischen metropolitanen MigrantInnen und den Herausgerissenen, im Exil Lebenden, gerecht werden. Für eine stärkere Wirkmächtigkeit in der Sci-

entific Community einerseits und den Transfer in Politik und Lebenswelt andererseits bestand auf dem Podium und im Plenum Einigkeit, dass Theorie und Praxis nicht als Gegensätze gehandhabt werden sollten. Inspiriert von Spivak verspricht hier (neben den Positionen der strategischen Essentialisierung, der selbstreflexiven Haltung und des eigenen Verlernens von Privilegien) ihr Konzept der Institutional Agency Potenzial zur Weiterentwicklung für besagten Transfer.

Der zweite Tag des Symposiums stand im Zeichen der Anknüpfungspunkte der postkolonialen Theoriendebatte an konkrete empirische Untersuchungen dreier Wissenschaftlerinnen.

Wiebke Waburg widmete sich den meist unumstrittenen Hypothesen der Schulforschung, konkret der Geschlechterdifferenz bei SchülerInnen mit und ohne Migrationshintergrund. Die Indikatoren des schulischen Misserfolgs von Jungen und Mädchen mit Migrationshintergrund – Zahl der jeweiligen Schulabschlüsse, Ausbildungsbeteiligung und Klassenwiederholung – werden nur zum Teil durch Statistiken bestätigt, und so bleibt den (meist einheimischen) Forschenden der Blick für die Geschlechterunterschiede der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund verwehrt. Ethnisierung, Betroffenheit, Tabuisierung und entsituiertes Sprechen sind meist die Folge. Die Forderung nach selbstreflexiven migrations- und geschlechtertheoretischen Forschungen könne sich demnach nur durch eine neue Forschungsethik umsetzen lassen, die intersektionale Öffnung und Selbstreflexivität umfasse und sich praktisch in Maßnahmen wie interkulturellen gemischt-geschlechtlichen Teams, Supervision und besseren Übersetzungen manifestiere.

Jana Häberlein setzte sich, ausgehend von bekannten Bildern schweizerischer Wahlwerbung und Gerichtsakten, mit der Diskursivität des schweizerischen Ausschaffungsgesetzes und der damit einhergehenden Negation des Gleichheitsansatzes auseinander. Die zentrale Frage lautete: „Wie interagieren diskursive, rechtliche und administrative Felder und (re-)produzieren die Vorstellung einer normalen vs. einer Umgehungssehe?“ Mit dem Eheverbot für Sans-Papiers und schweizerische StaatsbürgerInnen verschärfte die Schweiz abermals ihre repressive Migrationspolitik. Die Etablierung einer fundamentalen Differenz vollzieht sich aber nicht nur zwischen In-/AusländerInnen, sondern ebenfalls entlang der Dimensionen Klasse und Geschlecht. So werden Ehen zwischen älteren Schweizerinnen und jüngeren Drittstaatlern de facto unter Verdacht gestellt, sogenannte Schein- bzw. Umgehungssehen zu sein, und unter Umständen auch nach Jahren de jure infrage gestellt. Häberlein zeigt, wie Rassismus, Klassismus und Sexismus Symbolpolitiken über moralische Urteile von BeamtenInnen in die Gerichtssäle rückkoppeln und damit das Messen mit zweierlei Maß gravierende Folgen für die Betroffenen hat.

Die Ethnologin *Heike Drotbohm* stellte, ausgehend von ihrem Forschungsaufenthalt in den Jahren 2006–2008, das Konzept der transnationalen Mutterschaft zwischen den USA und Kap Verde vor. Die „Begrenzung geteilter Sorge“ manifestiert sich weniger in der Unterscheidung zwischen Männern und Frauen als vielmehr zwischen den Generationen und durch stabile, mit Frauen besetzte Haushaltsstrukturen. Am Beispiel feminisierter Migration wird deutlich, wie räumliche und zeitliche Distanzen zum Alltag gehören und Grenzüberschreitungen nicht als Bruch, sondern als Sicherung von Wohlstand gesehen werden (können). Die Global Care Chains bleiben aber auch hier

nicht konfliktfrei. Die meist nicht thematisierten Unsicherheiten wachsen angesichts stärker werdender Grenzen, neuer Beziehungen in der Diaspora, der Angst vor dem wirtschaftlichen Scheitern sowie der Immobilität der Pflegemutter.

Die Abschlussdiskussion mit der Moderation von *Karolin Heckmeyer* stand unter dem Zeichen empirischer Anknüpfungspunkte an die am ersten Tag formulierte Kritik postkolonialer Theorien. Wie werden die Begriffe Migration, Mobilität und Geschlecht in der Forschung verwendet? Welche Implikationen bergen sie und wie können sie überwunden werden?

Die Diskussion machte deutlich, dass Mobilität in verschiedenen Kontexten unterschiedlich konnotiert ist, wobei Migration negativ und Mobilität positiv besetzt bleibt. Ist Mobilität ein selbst gewähltes Merkmal zur Vervollständigung des eigenen Subjekts, stark geknüpft an die Erlangung von Anerkennung und im Kontrast zur passiven Immobilität, so bezeichnet Migration im deutschsprachigen Kontext ein auferlegtes Etikett, das unter Umständen über Generationen bestehen bleibt. Die Referentinnen brachten die Spannweite auf den Punkt: Das Beispiel der Kapverderinnen zeigt, dass das „permanente Mobilisieren von Mobilität“ als Ausprägung von Bedeutungen auf einem Versorgungsproblem gründet, in der Schulforschung findet eine „Migrantisierung“ statt und die Migrationspolitik der Schweiz fungiert als Hauptakteurin der Unterbindung sozialer und geografischer Mobilität. Gekoppelt an Geschlecht wird das „Othing“ institutionell intensiviert: Die Mehrheitsgesellschaft wertet ihre eigenen Geschlechterverhältnisse über das Fremde auf, Repression findet durch den Verdacht der Scheinehe einseitig gegen die Pluralisierung von Geschlechterarrangements statt und die transnationale, feminisierte Hausarbeit sieht sich gleich mehreren Herausforderungen gegenüber. Der Migrationsbegriff, so die Diskutantinnen, müsse langfristig durch einen angemessenen, die Wechselwirkung berücksichtigenden Begriff ersetzt werden, dessen Aktivierung schwierig ist. Die MigrantInnen stehen im deutschsprachigen Raum nicht nur für Projektionen, sondern auch für die Ablehnung von Pluralität. Eine Alternative böte die strategische Verwendung des Namens Minoritätengruppen.

Um gewaltförmige Diskurse der Normalisierung nicht zu reifizieren, müsse die Forschung partizipative Elemente mit einbringen. Übersetzung – hier in der Tat auch buchstäblich gemeint – erhält dann einen besonderen Stellenwert, wenn der Begriff Migration, einhergehend mit der Sichtbarmachung der Selbstinterpretation, ein politischer, aber kein statischer ist. Damit trifft die integrative Tagung jenen Nerv der Zeit, der jenseits von bloßen Idealen vor allem praktische Handlungsanweisungen für ForscherInnen an die Hand gibt, Perspektiven eröffnet und Ambivalenzen benennt, die auf eben diese Notwendigkeiten hinweisen.

Die Beiträge werden in diesem Jahr in der 25. Ausgabe der Zeitschrift der Freiburger GeschlechterStudien (FGS) erscheinen.

Zu den Personen

Katharina Knüttel, Dipl.-Soz.Wiss., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: (Quantitative) Methoden empirischer Sozialforschung, soziologische Theorien, Gender Studies
E-Mail: katharina.knuettel@rub.de

Milena Prekodravac, B.A., studiert Gender Studies und Sozialpsychologie/-anthropologie. Arbeitsschwerpunkte: Mikrosoziologie, Postkoloniale Theorien, (qualitative) Methoden empirischer Sozialforschung
E-Mail: milena.prekodravac@rub.de

Rezensionen

Lisa Yashodhara Haller

Jörg Nowak, 2009: *Geschlechterpolitik und Klassenherrschaft. Eine Integration marxistischer und feministischer Staatstheorien*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 292 Seiten. 29,90 Euro

Das Ende des männlichen Familiernährermodells ist mittlerweile Gegenstand zahlreicher Analysen. Während sich die meisten Forschungsarbeiten zu diesem Thema auf empirische Untersuchungen konzentrieren, fragt Jörg Nowak nach der Steuerungsfunktion des Staates bei der Reproduktion arbeitsteiliger Produktionsbedingungen entlang von Klassen- und Geschlechterhierarchien. Zu Beginn werden marxistische sowie feministische Debatten über die gesellschaftliche Arbeitsteilung rekapituliert. In einem zweiten Teil entwickelt der Autor in Rückgriff auf marxistische und feministische Staatstheorien ein theoretisches Instrument zur Erfassung der gesellschaftlichen Hierarchisierungsebenen, um mit diesem im dritten Teil des Buches die Transformationen durch die Familienpolitik zwischen 2002 und 2007 zu analysieren.

Die vielfachen Versuche einer Zusammenführung marxistischer und feministischer Theorien zum Zweck einer einheitlichen Erklärung von Klassen- und Geschlechterverhältnissen hält Nowak für gescheitert (S. 257). Jedoch sei bei diesen Versuchen die Leerstelle einer Verhältnisbestimmung von Lohnarbeit und nicht entlohnter Arbeit im Rahmen von kapitalistischen Produktionsweisen deutlich geworden (S. 21). Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gehe dem Kapitalverhältnis voraus, weshalb diese als historische Existenzbedingung der kapitalistischen Produktionsweise gelten kann. Der These, die Kostensenkung der Arbeitskraft durch unbezahlte Hausarbeit resultiere in einer Profiterhöhung, setzt Nowak den Einfluss politischer Kämpfe und die daraus hervorgehenden Kräfteverhältnisse entgegen, die auf die politische Steuerung und Strukturierung von Arbeitsverhältnissen einwirken (S. 63). Indem Nowak die zentrale Grenzziehung entlang von nicht entlohnter Arbeit und Lohnarbeit zieht, bleiben jedoch die Besonderheit von Care-Arbeit und die Schwierigkeiten, die sich mit deren Überführung in Lohnarbeit ergeben, unberücksichtigt.

Mittels der Theorie der ideologischen Staatsapparate von Louis Althusser analysiert Nowak Klassen- und Geschlechterverhältnisse, um die Abhängigkeit der Produktionsverhältnisse von Alltagsideologien der Subjekte herauszustellen. In Rückgriff auf Étienne Balibar definiert er die kapitalistischen Produktionsverhältnisse als „Koexistenz einer kapitalistisch dominierenden Ökonomie mit nicht ökonomischen Instanzen, die relativ autonomen Eigendynamiken unterworfen sind“ (S. 27). Die Kräfteverhältnisse bei der Anordnung verschiedener Produktionsweisen seien, entsprechend dem geschichtlichen Block von Antonio Gramsci, als „Zusammenschluss von Gruppen aus verschiedenen Klassen, der auf politischem Konsens beruht“, immer nur für einen festgelegten Zeitraum fassbar. Geschlechterverhältnisse seien demzufolge nicht a priori durch Klassenverhältnisse determiniert, sondern lediglich innerhalb eines begrenzten Zeitrahmens bestimmbar. Weiter führt Nowak aus, dass die offensichtliche Existenz mehrerer Produktionsweisen marxistische Theoretiker der Arbeitsteilung zu der Annahme veranlassten, zum Zweck einer Spaltung der ArbeiterInnenklasse würde der Arbeitsmarkt in

mehrere Teilarbeitsmärkte segmentiert werden (S. 39). Feministische Theoretikerinnen hingegen, die vor allem das Wechselverhältnis zwischen marktexternen und marktinternen Ungleichheiten in den Blick nahmen (S. 40), kamen zu dem Ergebnis, dass die meist von Frauen geleistete nicht entlohnte Arbeit zur Abhängigkeit von Einkommensübertragungen und damit zu Lohnunterschieden auf dem Arbeitsmarkt führt. Statt die Klassenunterdrückung aus dem Lohnverhältnis, Geschlechterverhältnisse hingegen aus der Arbeitsteilung zu erklären, verdeutlicht der Autor, wie Lohnarbeit und nicht entlohnte Arbeit verschiedene, sich wechselseitig bedingende Strukturen der Arbeitsteilung darstellen (S. 67).

So verständlich die theoretischen Ausführungen bis hier aufeinander aufbauen, so wenig fundiert erscheint die Umkehrfolgerung, nicht entlohnte ArbeiterInnen seien der ArbeiterInnenklasse zuzurechnen (S. 64). Ob sie infolge ihrer Arbeitskraftaufwendung, infolge ihrer Lohnersatzabhängigkeit oder aus einer politischen Positionierung Teil der ArbeiterInnenklasse werden, erschließt sich nicht. Lediglich die Hierarchisierung innerhalb der ArbeiterInnenklasse wird näher ausgeführt.

Im zweiten Teil des Buches geht der Autor in Abgrenzung zu politizistischen und ökonomistischen Deutungen des bürgerlichen Staates der Frage nach, wie sich die Veränderungen im geschlechterpolitischen Handeln des Staates analysieren lassen. Dabei greift Nowak auf marxistische Staatstheorien zurück, welche die besondere Materialität des Politischen nicht reduktionistisch gefasst haben (S. 76). Um zu zeigen, wie Zivilgesellschaften an eine vorherrschende ökonomische Struktur angepasst werden, analysiert er mit den gramscianischen Begriffen des Konsens und der Hegemonie als notwendigen Voraussetzungen eines geschichtlichen Blocks ökonomische Kämpfe wie auch solche um Zustimmung. Die Etablierung des Familienernährermodells deutet der Autor als Resultat des Kampfes der ArbeiterInnenklasse um ein höheres Lohnniveau. Die allmähliche Durchsetzung eines marktzentrierten Produktionsmodells hingegen führt zu einer Transformation in den dominanten Akkumulationsstrategien. Weil durch die Steigerung der weiblichen Erwerbsquote nicht mehr nur ein Einzelner in der Verantwortung der Subsistenzsicherung seiner Familienangehörigen steht, wird die sukzessive Senkung des allgemeinen Lohnniveaus durchsetzbar. Im Rückgriff auf Nicos Poulantzas Beschreibung von Staatlichkeit als Verdichtung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse veranschaulicht Nowak, in welcher Weise sich die politische Macht der Zivilgesellschaft durch Institutionen materialisiert. Erlangen bei Gramsci politische Rivalen die Hegemonie in einem geschichtlichen Block über den Konsens, so verdichten sich bei Poulantzas rivalisierte Kräfteverhältnisse durch strategische Bündelung zu einem Machtblock. Dabei hebt der von Foucault entlehene relationale Machtbegriff einerseits die Durchsetzung mehrerer Klasseninteressen hervor sowie andererseits die dauerhaften Hierarchien in Produktionsverhältnissen. Trotz der unermüdlichen Bedeutungs Betonung der handelnden Akteure für die Konstituierung und Transformation von Staatsmacht wird weder das Handeln von Akteuren noch die Reziprozität zwischen Markt, Staat und Akteuren hinreichend ausgeführt.

Im dritten Teil beschreibt Nowak mittels des selbst begründeten geschlechtsspezifischen Verdichtungsregimes, wie sich die Interessen von liberalen Feministinnen, die weibliche Erwerbsquote zu erhöhen, mit der Amtsübernahme der rot-grünen Koalition im Familienministerium verdichteten. Anhand ausgewählter Reformen aus den Jahren

2002–2007 verdeutlicht er, dass die familienpolitischen Modifikationen konsensual mit den Akteuren der aktivierenden Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik durchgesetzt werden konnten. So wandelte sich das männliche Familienernährermodell im keynesianischen Wohlfahrtsstaat in ein klassenselektives Ernährermodell im schumpeterianischen Leistungsstaat. Durch eine Kombination aus Erhaltung und Erneuerung von familienpolitischen Maßnahmen entlang der Einkommenshierarchie, wie sie am Beispiel familienbedingter Steuerrückgaben durch das Ehegattensplitting und der Absetzbarkeit von Kinderbetreuung deutlich werden, wird einkommensstarken Familien die Vereinbarkeit von Beruf und Familie und eine diesbezügliche Wahlfreiheit zugestanden. Einkommensschwache Familien hingegen müssen durch die Restriktionen der neuen Familienpolitik sowie durch sinkende Reallöhne weitreichende materielle Einschränkungen verkraften, was die Erwerbstätigkeit beider Eltern zwingend macht. Zentrale Erkenntnis der Untersuchung ist, dass sich eine Spaltung der Klassenakteure nicht einzig entlang der Geschlechterzugehörigkeit bricht, sondern die neue Familienpolitik eine Spaltung der Klassenakteure entlang der Einkommenshierarchie vorantreibt, sodass sich das vormalig vorherrschende männliche Familienernährermodell klassenselektiv ausdifferenziert. Diese beeindruckend treffsichere Analyse des Autors lässt die trotz eines stabilen Lohnniveaus der Männer raumgreifende Frauenarmut im keynesianischen Wohlfahrtsstaat unberücksichtigt, welche liberale Feministinnen dazu veranlasste, eine Erhöhung der weiblichen Erwerbsquote zu fordern. Nowaks Analysen können als Plädoyer für einen linken Feminismus gelesen werden, sich um hegemoniefähige Alternativen zur derzeit stattfindenden klassenselektiven Ablösung des männlichen Familienernährermodells zu bemühen. Insgesamt überzeugt das Buch durch die Originalität des theoretischen Untersuchungsansatzes sowie durch seine tagespolitische Relevanz.

Zur Person

Lisa Yashodhara Haller, Dipl. Pol. Arbeitsschwerpunkte: Einkommenssteuer- und Familienpolitik, Sozialpolitik und Staatstheorien, Reproduktionshandeln im Wohlfahrtsstaat, Feministische Theorien, Regulationstheorien und Care-Ökonomien
 Kontakt: Universität Kassel, Arnold-Bode-Straße 10, 34127 Kassel
 E-Mail: lisa.haller@uni-kassel.de

Martin Seeliger

Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf, Michael Meuser, 2010: *Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 282 Seiten. 19,95 Euro

„Die soziologische Frauen-, Männlichkeits- und Geschlechterforschung kann auf eine beachtliche Tradition zurückblicken“ – der Umschlagtext bringt das Anliegen auf den Punkt, dem sich Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf und Michael Meuser in ihrer im

Herbst 2010 erschienenen „Einführung in die soziologische Geschlechterforschung“ gewidmet haben. Nun ist es bekannt, dass die Einführung in ein Thema in der Regel mit einer zentralen Herausforderung verbunden ist: Einerseits muss sie sowohl den Umfang als auch die Komplexität des jeweiligen Gegenstandes erfassen, wiedergeben und für den AdressatInnenkreis möglichst zugänglich aufbereiten. Zum anderen sollte sie sich hierbei auf ‚die wesentlichen Aspekte‘ des Themenfeldes beschränken und ‚überflüssige‘ Ausschweifungen vermeiden. Es ist wohl Konsens zu sagen, dass sich über das beste Verhältnis zwischen diesen beiden Polen nur in den seltensten Fällen vollkommene Einigkeit erzielen lassen. Sicher erscheint allerdings ebenfalls, dass sich die AutorInnen des vorliegenden Buches dieser Herausforderung auf äußerst kompetente Weise zu stellen vermochten.

Das Buch gliedert sich in drei Teile mit insgesamt zwölf Kapiteln. Während im ersten Teil grundlegende ‚Entwicklungen der soziologischen Geschlechterforschung‘ zusammengefasst werden, richtet sich der zweite Teil auf ‚ausgewählte Gegenstandsbereiche der Geschlechterforschung‘. In einem dritten Teil werden schließlich der ‚Stand der Forschung und Perspektiven‘ rekapituliert. Ein zentraler Vorteil der ‚dreifachen‘ AutorInnenschaft liegt hier sicherlich in der Kombination feldspezifischer Expertisen. So zeichnen sich die einzelnen Abschnitte trotz ihres überblickshaften Charakters durch inhaltliche Tiefgründigkeit aus. Die Kapitel bestehen aus einer (jeweils meist chronologisch vorgenommenen) Vorstellung der innerhalb des behandelten Feldes relevanten Grundpositionen. Neben einer inhaltlichen Erläuterung werden diese zugleich innerhalb ihres jeweiligen Entstehungskontextes angesiedelt (z. B. werden feministische Standpunkttheorien auf die wissenssoziologischen Vorläufer Marx und Mannheim zurückgeführt). Neben einer umfassenden Einführung in theoretische Diskussionen der soziologischen Geschlechterforschung, die von der Konstitution ihrer Begrifflichkeiten in den frühen 1970er Jahren über die Entwicklung interaktions- und strukturtheoretischer Ansätze bis hin zu dekonstruktivistischen Ansätzen reicht, beinhaltet der Text auch die Auseinandersetzung mit spezifisch geschlechtersoziologischer Methodologie. Zusätzlich zur dezidierten Erarbeitung eines Überblicks über die Entwicklung dieser Methodologie im ersten Teil des Buches verdichten weitere Referenzen im Fortgang der Ausführungen ein Bild der Entstehungs- und Institutionalisierungsgeschichte des Faches in Deutschland. Ähnliche Verweise geben immer wieder Auskunft über die enge Verbindung des Faches mit dem Wirken der Neuen Frauenbewegung(en).

Die fünf vorgestellten ‚Gegenstandsbereiche der Geschlechtersoziologie‘ umfassen Gewalt, Körperlichkeit, Arbeit, Organisation und Politik/Staatlichkeit in ihrem jeweiligen Bezug zu herrschenden Geschlechterverhältnissen. Gleichzeitig findet auch die Reflexion über Möglichkeiten, Pflichten und Grenzen feministisch-soziologischer Forschung ihren angemessenen Platz. Beispielhaft sind hier etwa die Erörterung des komplexen Verhältnisses von (feministischer) Wissenschaft und Politik im Kapitel zu Geschlechterforschung und Gleichstellung wie auch die kritisch-differenzierte Auseinandersetzung mit den Konzepten Gender Mainstreaming und Managing Diversity und sich aktuell verbreitenden Mustern ‚aktivierender Sozialpolitik‘ anzuführen. Während mit der arbeitssoziologischen Perspektive des Buches ein breiter Überblick über die geschlechterspezifischen Implikationen von Erwerbs-, Anerkennungs- und Reproduktionsarbeit gegeben wird, bleibt eine tiefgreifendere Auseinandersetzung mit professi-

onsoziologischen Aspekten allerdings wünschenswert. Einen weiteren zentralen Pluspunkt stellt die systematische und umfangreiche Berücksichtigung von Ergebnissen der Männlichkeitsforschung dar, die nicht in einem Einzelkapitel isoliert abgehandelt, sondern innerhalb der jeweiligen Themenblöcke besprochen wird.

Auftretende Mehrfachanführungen einzelner Aspekte und Themenstränge – wie zum Beispiel die Überschneidung des Methodenkapitels mit anderen Kapiteln – stellen für die LeserInnen keinen Nachteil dar, sondern verleihen dem Text streckenweise eher Charakterelemente einer ‚dichten Beschreibung‘. Neben einer Betonung zentraler perspektivischer Annahmen (Konstruktionscharakter von Geschlecht) bietet sich so die Möglichkeit zur Vertiefung des Gelernten sowie – und darin liegt wohl vor allem die Absicht der Wiederholung – zu einer Verortung der methodologischen Ansätze innerhalb des Spektrums der soziologischen Geschlechterforschung.

Nicht nur die oben angemerkte Einordnung der vorgestellten Positionen und Theorieströmungen trägt dazu bei, dass der Text nicht allein als Einführung in die Geschlechtersoziologie lesbar erscheint, sondern an vielen Stellen prinzipielle Anknüpfungspunkte für die an weiteren Subdisziplinen, wie zum Beispiel der Kultur-, Körper- und/oder Ungleichheitssoziologie, interessierten LeserInnen bietet. Im Kapitel zu ‚Geschlecht, Politik, Staat‘ stehen hierbei auch Ausflüge ins Gebiet der Politikwissenschaft und politischen Philosophie auf dem Programm.

Es ließe sich argumentieren, dass ein insgesamt stärkerer Fokus auf die Binnendifferenzierungen innerhalb der Kategorie Geschlecht (auch außerhalb des Kapitels zu Intersektionalität) sowie eine stärkere Betonung anti-kategorialer Ansätze eine Bereicherung darstellen könnten. Andererseits stellt sich hier die Frage, inwiefern eine sorgfältige Bearbeitung dieser Themenfelder den Rahmen eines Einführungstextes in die Geschlechtersoziologie überspannen würde.

Abschließend kann festgestellt werden, dass das Buch die notwendigen Qualitäten eines sehr guten Einstiegswerkes rundum erfüllt. So werden die relevantesten Themenspektren nicht nur abgedeckt, sondern auch innerhalb des Gesamtkontextes der soziologischen (Geschlechter-)Forschung verortet. Durch den durchweg verständlichen Schreibstil wird der Text den sprachlichen Anforderungen, die das Verfassen eines Einstiegswerkes an AutorInnen richtet, gerecht. Die zahlreichen weiterführenden Literaturverweise und deren Einordnung in einen breiteren Forschungskontext ermöglichen darüber hinaus ein ‚angeregtes Weiterlesen‘.

Zur Person

Martin Seeliger, geb. 1984, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Soziologie/Organisation, Migration, Mitbestimmung an der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Arbeits-, Kultur- und politische Soziologie sowie Geschlechterforschung
Kontakt: E-Mail: martin.seeliger@gmx.net

Elke Gramespacher

Constance Engelfried, Corinna Voigt-Kehlenbeck (Hrsg.), 2010: *Gendered Profession. Soziale Arbeit vor neuen Herausforderungen in der zweiten Moderne*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 263 Seiten. 24,95 Euro

Soziale Arbeit ist eine Handlungswissenschaft mit vielseitigen Genderthemen. Um diese in ihrer Komplexität verstehen und sie den aktuellen Anforderungen entsprechend entwickeln zu können, dient ein systematischer Blick auf den Genderdiskurs der Sozialen Arbeit. Diesen gewährt der Sammelband von *Constance Engelfried* und *Corinna Voigt-Kehlenbeck*. Teil I erörtert den Genderdiskurs der Sozialen Arbeit, wie er sich zur Zeit der bürgerlichen Frauenbewegung am Ende der ersten Moderne (Aufklärung bis Weimarer Republik) darstellt. Teil II fokussiert auf den Genderdiskurs der zweiten Moderne; die Zeit, die beispielsweise charakterisiert ist durch die Vielfalt der Lebensentwürfe. Teil III gibt Impulse für den künftigen Genderdiskurs in der Sozialen Arbeit. So viel sei vorangestellt: Der Band erörtert den Genderdiskurs der Sozialen Arbeit umfassend, nimmt aber nicht alle seine Genderthemen in den Blick, wenn zum Beispiel die Jugendberufshilfe fehlt.

Der Beitrag „Die bürgerliche Frauenbewegung und die Entwicklung der sozialen Arbeit zum Beruf – Ein Überblick“ eröffnet Teil I des Bandes. *Peter Hammerschmidt* legt dar, dass die Strukturierung der Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit auch durch die bürgerliche Frauenbewegung Ende des 19. Jahrhunderts geprägt ist; ein Prozess, der vom Vormärz bis zur Weimarer Republik andauerte. Die erste Frauenbewegung hat die Soziale Arbeit als wohlfahrtsstaatliche Leistung sozial integriert und bis zur Weimarer Republik als Profession entwickelt. Bis dato war Soziale Arbeit für bürgerliche Frauen ein freiwilliges Engagement, dem sie aufgrund „geistiger Mütterlichkeit“ verpflichtet waren. Die tradierte Haltung dieser Frauen bringt die Soziale Arbeit schließlich – so der Autor – in eine schwierige Situation: zwischen Profession und Ehrenamt.

Juliane Sagebiel widmet ihren Beitrag einer bedeutenden Protagonistin der Sozialen Arbeit: „Alice Salomon. Pionierin der Sozialen Arbeit in Disziplin, Profession und Ausbildung“. Alice Salomons Bildungskonzepte und -stätten fundieren den praxisbezogenen und zugleich theoriegeleiteten, also handlungswissenschaftlich ausgerichteten Bildungsgang Soziale Arbeit.

Anne Dietrich hebt im Beitrag „Bertha Pappenheim und die Bekämpfung des Frauen- und Mädchenhandels“ eine weitere Pionierin der Sozialen Arbeit hervor. Bertha Pappenheim machte die Missstände öffentlich, die der Mädchen- und Frauenhandel in Europa und Vorderasien mit sich brachte. Sie hat den Betroffenen zudem Asyl gegeben, um der selten gelingenden Repatriierung der prostituierten Mädchen und Frauen etwas entgegenzusetzen.

Im Dritten Reich kam es in der Sozialen Arbeit zu einem folgenschweren Paradigmenwechsel: Die soziale Kategorie „Minderwertigkeit“ wurde etabliert und hierin die FürsorgeempfängerInnen eingeordnet – mithin marginalisiert. *Esther Lehnert* widmet ihren Beitrag „Fürsorge im Nationalsozialismus – Die Beteiligung von Fürsorgerinnen

an einem ausmerzenden System“ der Frage, inwiefern die Fürsorgerinnen selbst zu dieser Entwicklung beigetragen haben.

Maria S. Rerrich führt im Beitrag „Soziale Arbeit als Frauenberuf: Der lange Weg zur Gendered Profession“ aus, dass sich die Resultate der ersten Frauenbewegung als Emanzipation und Professionalisierung des auf soziale Tätigkeiten bezogenen Arbeitsvermögens beschreiben lassen, aber eine stabile gesellschaftliche Positionierung der Sozialen Arbeit nicht erzielt werden konnte. Zudem erörtert sie die These, dass Soziale Arbeit sich während der ersten Frauenbewegung von einem Konzept weiblicher Emanzipation zu einem Frauenberuf unter männlicher Leitung gewandelt hat. Damit lenkt die Autorin den Blick auf Probleme der Sozialen Arbeit in der zweiten Moderne.

Teil II des Bandes eröffnet *Birgit Meyers* Beitrag „Die eigene Stimme finden. 40 Jahre Neue Frauenbewegung in Deutschland und die Impulse für die Soziale Arbeit“. Die neue Frauenbewegung professionalisiert, differenziert und integriert die Anliegen von Mädchen und Frauen – aber in Bezug auf die Genderverhältnisse hat auch sie wenig verändert. Den aktuellen strukturellen Veränderungsbedarfen dient das Gender-Mainstreaming-Konzept.

Auch *Hannelore Güntner* und *Sabine Wieninger* zeigen im Beitrag „Mädchenarbeit – die kleine Schwester der Frauenbewegung“, dass die Mädchenarbeit in der zweiten Moderne professionalisiert, differenziert, integriert und legitimiert wurde. Dieser Erfolg aber hemmte nicht die Entstehung von Verdeckungszusammenhängen (sensu Bitzan), die das Phänomen subtiler werdender struktureller Benachteiligungen der Mädchen beschreiben. Für die weitere Entwicklung der Mädchenarbeit fordern die Autorinnen unter anderem den Ausbau einer auf Vielfalt angelegten Genderpädagogik.

Constance Engelfried erörtert im Beitrag „Making masculinities: Männlichkeiten im Fokus der Gender studies“ die Debatte um doing masculinities. Hierin finden sich im Kern zwei gegenseitig ergänzende Diskurse: der feministische, der die Frage fokussiert, wie Jungen und Männer die Entfaltungsoptionen von Mädchen und Frauen behindern, und der konstruktivistische, der Männlichkeitskonstruktionen differenziert. Die auch in dieser Debatte relevante Intersektionalitätsforschung birgt, so die Autorin, die Gefahr, dass Gender als zentrale Ungleichheitskategorie verdeckt wird. Aber ihre Chancen sind zu nutzen, wenn Genderverhältnisse in sozialen Bewegungen, Strukturen sowie in Bezug auf die Ansprüche an Schulbildung analysiert werden.

Ralf Lange stellt eine organisationssoziologische Perspektive vor. Künftig sind im Change Management der Sozialen Arbeit die Kategorien Gender und Diversity als Struktur- und Analysekategorien einzubeziehen. Die Kompetenz, beide Kategorien sensibel handzuhaben, gilt als Indikator für die Lernbereitschaft der Akteure in einer lernenden Organisation.

Im Beitrag „Auf dem Weg zu einer neuen GeschlechterUnOrdnung? Eine Zukunftsvision Sozialer Arbeit“ reflektiert *Susanne Maurer* die komplexen, dynamischen Genderstrukturen der Sozialen Arbeit, die sich in der Trias SozialarbeiterInnen, FürsorgeempfängerInnen und Aufgaben der Sozialen Arbeit ergeben. Sie erinnert daran, dass feministische Wissenschaft und Frauenpolitik in der ersten Moderne aufeinander bezogen waren. Das Wissen um diese Tradition ist wichtig, wenn analysiert wird, welche Genderverhältnisse die Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit (nicht) thematisieren.

Corinna Voigt-Kehlenbeck argumentiert im Beitrag „Pluralisierung des Religiösen. Genderreflexive Perspektiven in einer diversitätsbewussten Sozialen Arbeit – exempla-

risch diskutiert an einem aktuellen Thema“ auf der Basis religionssoziologischer Einsichten. Das Phänomen der Pluralisierung des Religiösen – nicht: der Religionen oder Kirchen – zeigt, dass es derzeit darum geht, Verunsicherung gegenüber der bestehenden Vielfalt an Lebensformen und Identitäten anzuerkennen und hiervon ausgehend Entwicklungen zu reflektieren. Die Autorin regt an, dass der Genderdiskurs der Sozialen Arbeit diese Perspektive bedenkt.

In Teil III reflektieren *Constance Engelfried* und *Corinna Voigt-Kehlenbeck* ihren Sammelband: Mit Blick auf die politischen Aspekte zeigen sie, dass struktureller Wandel der Genderverhältnisse nach wie vor zu bedenken ist, etwa an der Schnittstelle zwischen dem Privaten und Politischen. Aus pädagogischer Sicht fordern sie, Menschen zu fördern, damit sie die in modernen Genderverhältnissen nötigen Aushandlungsprozesse und Netzwerke gestalten können. Zugleich – so die Herausgeberinnen – müssen in auf Vielfalt bezogenen wissenschaftlichen Analysen explizit Priorisierung(en) erfolgen.

Die Herausgeberinnen stellen die Soziale Arbeit als „Gendered Profession“ vor: Sie wurde von bewegten Frauen mit initiiert und professionalisiert und hatte von Beginn an vielfältige Genderthemen und -strukturen, die sich in der zweiten Moderne zunehmend subtil darstellen. Hieraus ergeben sich komplexe und dynamische Herausforderungen für die Gender Studies der Sozialen Arbeit. Angesichts dieser Situation und aufgrund der Gender- und Diversity-Diskurse ist die „Gendered Profession“ Soziale Arbeit weiter zu entwickeln. Dieser Band gibt vielfältige Anregungen für eine solch komplexe Aufgabe.

Zur Person

Elke Gramespacher, Prof. Dr. phil., Dipl.-Päd., leitet die Professur für Bewegungsförderung und Sportdidaktik im Kindesalter der Pädagogischen Hochschule FHNW. Arbeitsschwerpunkte: Schulsport/Sport und Gender, Interkulturelles Lernen im und durch Sport, Gleichstellung an Hochschulen

Kontakt: Pädagogische Hochschule, Baslerstrasse 43/54, CH-5201 Brugg

E-Mail: elke.gramespacher@fhnw.ch

Anke Lipinsky

Elisabeth Maurer, 2010: *Fragile Freundschaften. Networking und Gender in der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung*. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag. 303 Seiten. 29,90 Euro

Die Rahmenbedingungen für den Einstieg in eine wissenschaftliche Karriere sind derzeit – nicht nur in der Schweiz – für Männer wie Frauen mit strukturellen Schwierigkeiten behaftet. Doch warum erreichen statistisch mehr Doktoranden als Doktorandinnen das Ziel, sich auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt zu platzieren? In allen Stufen des wissenschaftlichen Karrierewegs sind *gendered substructures* Teil des Ausbildungs- und Gratifikationssystems. Das gilt für die Geistes- und Sozialwissenschaften genauso

wie für Ingenieur- und Technikwissenschaften. Geschlechterunterschiede im Umgang mit *tacit knowledge*, dem informellen, impliziten Wissen, das dem „Wissenschaftsmythos“ habituell seine Struktur verleiht, sind das zentrale Thema der vorliegenden Monographie, die sich zwischen Hochschulforschung, wissenschaftspolitischer Analyse, Gleichstellungspraxis und Gender Studies bewegt.

Elisabeth Maurer präsentiert in ihrem Buch Forschungsergebnisse und handlungspraktische Folgerungen aus ihrem Dissertationsprojekt, das gleichstellungspolitische Interessen mit einem Pilotvorhaben zur Verbesserung der Graduiertenausbildung in der Schweiz vereint. Die Anfänge des Vorhabens reichen in das Jahr 1996 zurück. Eine der Zielsetzungen des „SOWI-Dissertationslabors mit Gleichstellungsanspruch“ war die Konzeption eines Graduiertenkollegs an der Universität Zürich. Aus dieser Initiative entstand das interdisziplinäre Graduiertenkolleg „Wissen-Gender-Professionalisierung. Geschlechterbeziehungen und soziale Ordnung“, das der Schweizerische Nationalfonds zwischen 1999 und 2001 förderte.

Im Aufbau des Bandes reflektiert Maurer zunächst die Entwicklung des Forschungsprozesses in der *Grounded Theory*: Ausgehend von der Beschreibung gleichstellungspolitischer Praxis, führt sie die Leserin von der theoretischen Abgrenzung des Kontexts von Wissenschaft und Gleichstellungspolitik über die Darstellung von Forschungsdesign und Methode hin zu den empirischen Fallbeispielen. Anschließend schildert die Autorin Befunde aus dem Feld durch eine re-theoretisierte Reflexion der Praxis. Damit zeichnet sie den methodischen Kreis der Untersuchung nach, dessen Beginn in der gleichstellungspolitischen Praxis liegt und der durch eine systematische Reflexion zu einer Neuorientierung der Praxis im Sinne handlungspraktischer Empfehlungen führt. Maurer verfolgt damit das Ziel, „gelebte Gleichstellungspraxis theoretisch zu verorten und kritisch zu überdenken“.

Das Besondere am dargelegten Untersuchungsgegenstand liegt in seiner Inter-Referenzialität, denn den Gegenstand der Forschung bilden zwei ineinander verwobene Organisationsgebilde mit unterschiedlichen Zielstellungen: 1) das „SOWI-Dissertationslabor mit Gleichstellungsanspruch“ mit der Zielstellung a) der Konzeptionalisierung einer Graduiertenschule, b) der Erarbeitung von Gleichstellungsinstrumenten, c) der Erarbeitung von Beobachtungsinstrumenten; 2) das Graduiertenkolleg „Wissen-Gender-Professionalisierung. Geschlechterbeziehungen und soziale Ordnung“ mit der Zielstellung der wissenschaftlichen und geschlechtersensiblen Ausbildung junger Forscherinnen und Forscher. Beide wurden mittels induktiver Methodik in Form von explorativen Feldstudien untersucht. Methodisch gingen den explorativen Einzelfallstudien Datensammelaktivitäten sowie Feldarbeit voraus (S. 138).

Den empirischen Schwerpunkt der Forschungsarbeit veranschaulicht Maurer im vorletzten Abschnitt „Teilnehmende Beobachtung und Netzwerkanalyse“, in dessen Unterkapiteln sie implizite *gendered substructures* in der Forschungspraxis (*doing interdisciplinarity* und *doing gender equality*) sowie bei Zugangs- und Nutzungsmustern persönlicher wissenschaftlicher Freundschaften der Kollegiatinnen und Kollegiaten, der Trägerschaft und des Graduiertenkollegs selbst herausarbeitet. Im Ergebnis zeigt sich, dass Networking als Faktor bei der Förderung wissenschaftlichen Nachwuchses bedeutungsvoll ist, jedoch in den Substrukturen verharrt. Explizit danach gefragt, zeigen sich Tendenzen der Abwertung und Tabuisierung zugunsten des leistungsbetonten Wissen-

schaftsmythos („Wer gut ist, braucht kein *networking*“ (S. 261)). Weiterhin schreibt Maurer, dass die Befunde ihrer Netzwerkanalyse darauf hindeuten, dass der wissenschaftliche Nachwuchs sich Networking-Strategien durch Beobachtung erfahrungslterer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aneignet und dass letztere über immer ausdifferenziertere Netzwerke verfügen, je weiter die Karriere fortschreitet.

Maurer widerlegt in ihrer Forschung eindeutig, dass Karriereerfolg in der Wissenschaft ausschließlich auf wissenschaftlicher Exzellenz beruht. Vielmehr lässt sich wissenschaftlicher Erfolg erwarten, wenn originelle Forschungsleistungen adäquat an die *scientific community* (erfahrungsltere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler) vermittelt werden konnten und diese in der Lage ist, innovative und kreative Forschungsleistungen sowie die Leistenden dahinter zu erkennen. Die Pflege „persönlicher wissenschaftlicher Freundschaften“ kann den Vermittlungsprozess wie auch individuelle Laufbahnen beeinflussen. Anhand des lokalen Fallbeispiels an der Universität Zürich zeichnet sie Problemstellungen und Lösungsversuche nach, die sich im Rahmen der Wandlungsprozesse des Wissenschaftssystems in den vergangenen zehn Jahren einstellen. Daher sind ihre Forschungsbefunde auf weitere lokale Kontexte des deutschsprachigen Hochschulraums übertragbar. Zudem legt die Autorin eine seltene, weil qualitativ-empirische Form des Forschungsdesigns im Kontext von „unsagbaren“, jedoch bedeutungsvollen Praktiken wissenschaftlicher Nachwuchsförderung vor.

Die Autorin vereint die Rollen der Projektinitiatorin, teils Projektdurchführenden, der sachverständigen Projektberaterin und der Forschenden in einer Person. Das ist nicht nur ungewöhnlich, sondern zeigt im Sinne der teilnehmenden Beobachtung einen ausgesprochen hohen Grad an Teilhabe im Entstehungsprozess des Forschungsgegenstandes. Dieser hohe Partizipationsgrad über einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren ermöglicht der Forschenden einen nahezu uneingeschränkten Zugang zum entstehenden Quellenmaterial (Akten, Berichte, Protokolle), das als eine der Forschungsgrundlagen nebst den eigens erhobenen Quellen (Interviews etc.) die Untersuchungsgrundlage bildet. Die vorliegende Dissertation dokumentiert den Schlusspunkt der politikwissenschaftlichen Begleitstudie zum SOWI-Dissertationslabor. Gute wissenschaftliche Praxis beweist die Autorin dadurch, dass sie diese Konzentration von Rollen bzw. ihren hohen Partizipationsgrad bei der Entstehung des Forschungs*subjekts* kritisch anmerkt (S. 138). Die Diskussion der eigenen Forscherinnenrolle im Feld erfolgt jedoch in der ethnologischen/kulturanthropologischen Forschung (bei deren Methodiken sich die Autorin bedient) wesentlich ausführlicher, da die Herstellung von Intersubjektivität als erkenntnisbringendes Mittel verstanden wird, das Verzerrungen im Forschungsverlauf offenlegt und somit relativiert. Zugleich zeigt Maurer, dass ein hohes Maß an Teilnahme bei der Beobachtung des Feldes und die Ableitung von Theorie aus der Praxis nur reifen können, wenn eine „kritische Reflexion der gleichstellungspolitischen Praxis“ immer wieder durch Distanzierungen gegenüber alltäglichen Zwängen des Berufs ermöglicht wird. Unschärf bleiben in den Ausführungen Grenzen und Differenzen zwischen hochschulischer Gleichstellungspolitik und Gleichstellungspraxis. Sehr gut strukturiert und reflektiert ist hingegen das ambivalente und vielschichtige Verhältnis zwischen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung.

Obwohl der Anspruch auf eine kohärente sozialwissenschaftliche Theoriebildung, „welche die Genderperspektive in die Reformprozesse bei der Nachwuchsförderung

einbezieht“ (S. 250), nur in Teilen gelingt, liefert der Band einen originellen Beitrag zum wissenschafts- und gleichstellungspolitischen Diskurs um die Nachwuchsförderung, der über die schweizerische Wissenschaftslandschaft hinaus Beachtung finden sollte. Lesenswert ist die Studie für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Praktikerinnen und Praktiker, die sich in den Themenfeldern Gleichstellungs- und Wissenschaftspolitik und/oder den Gender Studies bewegen.

Zur Person

Anke Lipinsky, M. A., GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung CEWS, derzeit Nationale Sachverständige in der Generaldirektion Forschung der Europäischen Kommission. Arbeitsschwerpunkte: Gleichstellung in Wissenschaft und Forschung in Europa und international, Gleichstellungspolitik, Networking und Bewertungsinstrumente in der Gleichstellungspraxis

Kontakt: Tel.: +49 (0)228-2281528 oder +32 (0)-2987098; www.gesis.org/cews

E-Mail: Anke.Lipinsky@gesis.org; Anke.LIPINSKY@ec.europa.eu